

# Braunschweigische Heimat



80.17587

1980

66. Jahrgang · Heft 1 · März

Universitätsbibliothek

Technische Universität

30. ...  
Fockebibliothek 12

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Walsenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## *Inhaltsverzeichnis*

Die gotischen Obergadenfenster im Dom St. Blasii zu Braunschweig im Kreis ihrer historischen Abstammung. Von Hans Henning Grote, Humboldtstraße 7, 3300 Braunschweig . . . . .	1
Früh- und vorgermanische Sprachreste in ostfälischen Namen. Von Dr. Werner Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig . . . . .	11
Die Pulvermühle in Lucklum. Von Joachim Dette, Fährmühle, 3341 Hedwigsburg . . . . .	20
Ein Unglück kummt selten alline. Von Heinrich Heike-Cramm, 3301 Groß Gleidingen . . . . .	21
Die Renovierung der St.-Martinskirche in Greene. Zwischenbericht. Von Landeskirchenbaurat Dipl.-Ing. Klaus H. Renner, Im Schmiedebusch 20, 3302 Cremlingen-Destedt . . . . .	23
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1979. Von Dr. Mechthild Wiswe, Jacob-Hofmann-Weg 4, 3300 Braunschweig . . . .	28
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	29

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65-308  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 11 16 90, Braunschweig

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

66. Jahrgang

März 1980

Heft 1

## *Die gotischen Obergadenfenster im Dom St. Blasii zu Braunschweig im Kreis ihrer historischen Abstammung*

Von Hans-Henning Grote

Braunschweigs Geschichte im Mittelalter ist auf das engste mit der Person Herzog Heinrichs des Löwen verknüpft, der im Rund einer Insel seinen Herrschaftsmittelpunkt anlegte und auch den bronzenen Löwen, heute noch das Wahrzeichen der Stadt, den steinernen Saalbau und schließlich die Stiftskirche St. Blasii am südlichen Rand der Burgplatzscheibe errichten ließ. Den erhabenen Bau der Stiftskirche konnte Herzog Heinrich nicht mehr vollendet sehen, doch war der Bau bei der Beisetzung des Welfenherzogs wohl schon fast überdacht. Unter den Söhnen des verstorbenen Herzogs konnte sich der Abschluß des väterlichen Werkes nur dahinschleppen; so beschloß erst Herzog Otto das Kind das herzogliche Bauvorhaben.

Doch lange währte die äußere Gestalt des Baues nicht; denn im 13. Jahrhundert wurden zwei große Fenster in den Obergaden des Langhauses eingebrochen, um Licht im Bereich der Vierung und in den ersten Jochen des Langhauses zu erhalten. Gleichzeitig oder bald darauf wurde die Grabtumba des Löwen-Herzogs und seiner Gemahlin im Mittelschiff erstellt.

Den beiden Fenstern, die in der Form eines halben vierblättrigen Kleeblattes gehalten sind, soll diese kleine Studie gewidmet sein. Der Zeitpunkt der Entstehung wurde bisher von den Forschern, so auch von Paul Jonas Meier<sup>1)</sup>, auf die Mitte des 13. Jahrhunderts festgesetzt. Reinhard Dorn<sup>2)</sup> entschloß sich, die Fenster in das 2. Viertel des 13. Jahrhunderts zu datieren. Dehio-Handbuch-Bearbeiter Hans Roggenkamp<sup>3)</sup> datiert sie in die Zeit vor 1250. Nur Frank Neidhard Steigerwald<sup>4)</sup> behauptet, die Fenster seien zusammen mit dem Grabmahl Heinrich des Löwen um 1230 entstanden. Bevor wir uns dieser Frage ebenfalls stellen wollen, soll zunächst der Blick von unten nach oben zu den Fenstern am Dom in Braunschweig gerichtet werden.

Die basikale Anlage des Domes, später durch Hinzufügen von zwei weiteren Seitenschiffen verändert, zeigt im Obergaden noch die ursprüngliche Gliederung (Abb. 1). Auf die Wand sind zunächst Lisenen<sup>5)</sup> als Vorlagen gesetzt. Sie legen im Dreiertakt den Jochbereich fest. Als Abschluß liegt den Lisenen ein Rundbogenfries auf, der sich in sieben bis acht kleinen Bogenschlägen von Lisene



Abb. 1: Dom St. Blasii zu Braunschweig, Nordseite  
Im Obergaden kurz vor der Vierung das gotische Kleeblattfenster

Foto: J. Brüdern

zu Lisene spannt. Die Fenster treten paarweise an die mittlere der drei jeweils zwei Fenster umgebenden Lisenen heran; so wird die Mitte des inneren Joches bestimmt und schon von außen die innere Wölbung wahrnehmbar. Nur ganz im Westen, im 1. Joch, ist eine Änderung des Systems zu verzeichnen, dort sind die rundbogigen Fenster in ihrer Öffnung kleiner und höher zum Traufgesims gesetzt. Im letzten Joch nach Osten vor der Vierung befindet sich je ein Fenster auf der Nord- und Südseite, das uns ob seines andersartigen Charakters in Staunen versetzt (Abb. 2).

Zwei Fenster, der umgebenden drei Lisenen sind hier zu einem Wandfeld verschmolzen. Die mittlere Lisene wurde beim Einbruch des neuen Fensters beseitigt. Vom alten Bestand künden nur noch die nach Osten bzw. Westen gerichteten Fenstergewände der romanischen Fenster. Die Fensterbank liegt auf jener Dachfirstlinie des Seitenschiffes, die den Beginn der mittleren Langhausfenster ebenfalls setzte. Die aufgeschichteten Werksteine des ehemaligen romanischen Fenstergewändes werden zunächst eingestuft. In diese Stufe stellt sich eine Säule ein, die frei vor der neu gefügten Ecke sich befindet. Die Fensterbank führt über Block und längere Schräge zur Plinthe der Basis hinauf, die wiederum Block und Schräge nur im kürzeren Intervall jetzt wieder aufnimmt. Dann folgt eine attische Basis mit Wulstteller, Kehle, Grat, Kehle, Wulst. Über



die feingestufte Basis der Säule tritt der Zylinder des Schaftes. Er steigt ohne Schwellung nach oben, und es setzt sich das Kapitell<sup>6)</sup> auf, das in Kelchform zunächst mit einem Wulstring seinen Anfang nimmt. Auf den aufgestiegenen Kelchrand wird nun ein zweiter Wulstring gelegt, der aber im Gegensatz zu seinem unteren Artgenossen gegratet ist. Es folgt im knappen Abstand ein dritter Wulstring, der den Abschluß des Kelchkapitells darstellt. Seine runde Ausdehnung entspricht jener des unteren ersten Wulstes der attischen Basis. So wird das Gesamtrund von Basis, Schaft und Kapitell unten und oben zusammengefaßt. Es legt sich nun auf das Rund eine eckige Platte, die aus Block, Kehle, Block, gegratetem Wulst und Kehle gebildet wird. Schließlich wird eine zweite Platte, weiter vorstehend als die untere, über diese gelegt. Die Vorderkante dieser Platte, die gegratet ist, legt sich als Kantstab in Fortsetzung der Platte auf den äußersten Wandspiegel. Sie ist nun für den beginnenden Archivoltenbogen Kämpfer. Der Archivoltenbogen liegt kräftig vor der Wand und

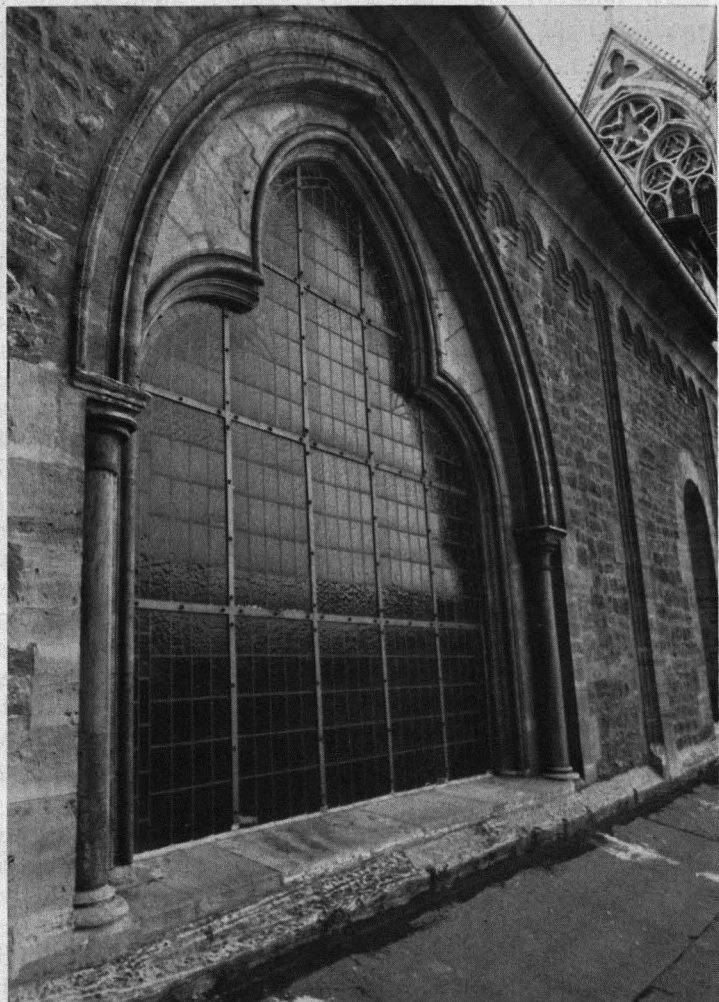


Abb. 2:  
Dom St. Blasii  
zu Braunschweig,  
Nordseite, Obergaden  
Langhaus, gotisches  
Kleeblattfenster

Foto: J. Brüdern

strebt im spitzen Rund nach oben. Der Spitzbogen ist von außen nach innen leicht abgeschrägt und profiliert. Das Profil wird von außen nach innen in folgender Weise geführt: Schräge, Block, Wulst, Kehle, kleiner Wulst, kleiner Block, großer Block, Grat, Schräge, Kehle,  $\frac{1}{4}$  Wulst,  $\frac{3}{4}$  Wulst,  $\frac{1}{4}$  Wulst, Kehle, Grat, Block. Der Spitzbogen stößt mit seinem Zenit in den Rundbogenfries der Obergadenarchitektur scharf ein<sup>7)</sup>. Dabei werden die angeschnittenen kleinen Rundbögen mit einem flachen spitzen Bogen verbunden. Gleichzeitig übernimmt dieser oberste Spitzbogen, der allerdings nur beim Fenster der Südseite noch vorhanden ist, den Abschluß der Spitzform<sup>8)</sup>. In die schon zurückgestufte Wandebene wird ein Kleeblattfenster eingeschnitten. Die Schräge seines Einschnittes weist eine Profilierung auf. Es beginnt auf dem zurückgestuften Wandniveau mit einem Block, es folgt ein Grat, dann eine Kehle, gegrateter Wulst, der genau auf Eck sitzt und sehr wichtig genommen ist. Nun wird über verschiedene Profilstufen schräg zurückgegangen. Nach dem gegrateten Wulst folgt eine Kehle, eine kleinere Platte, hinabfallende Schräge, aufsteigende Schräge, Platte, leichte Kehle, Grat, zwei Schrägen (abfallend und aufsteigend) und orthogonal schließlich ein Stück Wand, das in letzter Stufe zum Grat zurückführt.

Merkwürdig erscheint die Mauertechnik des Kleeblattfensters. Während die übergreifende Architektur des auf Säulen ruhenden Spitzbogens in einem waagerechten oder schrägen Verbund steht, weist die Steinsubstanz des Kleeblattes in Höhe der ersten Bogensteigerungen sich verzahnende Steinschnitte auf. So wird die spannungsreiche Form der aufstehenden Bögen im Gestein scherenartig konstruktiv verzahnt.

Betrachten wir nun das Fenster von innen. Das Fenster sitzt im letzten Joch des Langhauses vor der Vierung. Ein Joch des Langhauses setzt sich aus den gliedernden vertikalen Elementen der Dienste zusammen. Nach Osten ist es bei unserem zu betrachtenden Joch der Vierungsdienst. Er ist als doppelte Mauervorlage gebildet: nämlich eine Vorlage für den Vierungsbogen, die andere zurückliegende für den Gewölbegrat. Der westliche Dienst ist allein für das Gewölbe bestimmt. Das untere Drittel der Wand wird mit einer Zweipfeiler-Arkade besetzt; es folgt ein Schachbrettgesims. Das nächste Drittel der Wand des nun folgenden Obergadens ist ungegliedert. Das letzte Drittel der Wand, schon von der Gewölbekappe überdeckt, ist unserem Fenster vorbehalten. Die Wand wird zunächst in einem breitangelegten Spitzbogen geöffnet. Es bildet sich eine zurückgestufte Nische, auf deren halber Erstreckung ein Mauerblock, die spätere Fensterbank, in die nach hinten schräg verlaufende orthogonale Wand eingespannt wird. Auf diesem Fensterbankblock, ebenfalls zurückgestuft, bildet sich das Kleeblattfenster nach oben aus. Sein Fensterrahmen ist wieder profiliert: Block, Grat, Wulst, Kehle, Grat, gegr. Wulst, Kehle, Grat, leichtes Kehlband, abfallende Schräge, aufsteigende Schräge, Wandblock.

Dieses Fenster, das wir in seiner äußeren und inneren Erscheinung betrachteten, das wir auf seine Struktur und die Details untersuchten, soll nun noch einmal als Ausdruck des gotischen Schaffens ins Auge genommen werden. Die Größe ist schon enorm, denn an seiner Stelle könnten drei Rundbogenfenster des älteren Typus gesetzt werden. Aber es bietet nicht nur Größe dar, so öffnet der Spitzbogen ein Portal in die Wand und die zurückgestufte Wand läßt eine zweite Wandmembran entstehen. Über die Stufen der Profilierung kommt man von Membran zu Membran schließlich zur letzten Stufe, der Glas-

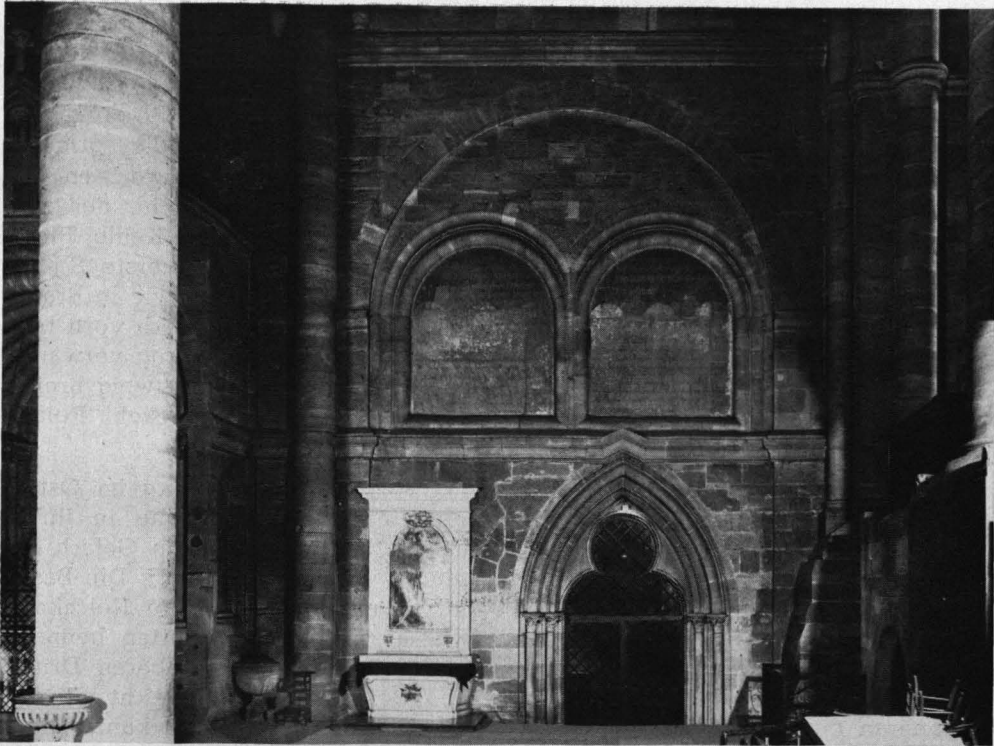


Abb. 3: Straßburg, Münster, Nordquerhaus, Ostseite, Portal zur „Johanneskapelle“

Foto: J. Brüdern

wand. Die Wand wird demnach neu aufgefaßt. Die Fensteröffnung besteht aus einem portalhaften Aufreißen der Wand, dann aber im eigentlichen Fensterbereich in einem stufenweisen Zurückführen der Wandschichten zur dünnsten Schicht, dem Glas. Gleichzeitig strebt die große Form pfeilerartig über einen „Strebebogen“ parallel zur Wand nach oben. Die Unterform des Kleeblattes setzt den runden Bogen des ersten Aufstiegs in die Spannung und den Gegensatz zum zweiten, spitzen Bogen. So entsteht zunächst ein ruhiger, dann ein dynamischer Aufstieg. Unter dem Baldachin des großen überfangenden Bogens wird eine Synthese aus runder und spitzer Form bereitet, die das herkömmliche Rund mit dem neuen, modernen Spitzrund in eine gemeinsame Form bringt. Ein gelungenes Anknüpfen an das „Alte“, zugleich aber ein hervorragendes Verbinden mit der „neuen“ Form. Zur Form des Kleeblattbogens soll keine historische Folge erstellt werden, dennoch muß gesagt werden, daß die Form des Kleeblattes häufig im späten 12. Jahrhundert und im frühen 13. Jahrhundert an profanen und sakralen Gebäuden anzutreffen ist<sup>9)</sup>. Selbst die Stiftskirche St. Blasii weist das Motiv am eigenen Baukörper auf, nämlich im Tympanon des Nord-Querhaus-Portals.

Doch wir wollen nun auf des Kreises Rund von Braunschweig zunächst nach Westen zurückblicken. Der erste Ort einer Begegnung wird Straßburg sein: Im Nord-Querhaus der Münsterkirche ist ein Portal in die Ostwand gesetzt, das den Zugang zur „Johanneskapelle“ bildet (Abb. 3). Dieses Portal ist nun

eines der nächsten Verwandten unseres Domfensters. Das Gewände des Portals beginnt mit einem Wulst, es folgen dann jeweils in zwei aufeinander folgenden Stufen Säulen. Zwischen den Säulen erscheint ein reich profiliertes Gewände. Die Archivolten schwingen sich im Rhythmus von Wulst, Kehle, Block, Kehle, Wulst von Kämpferplatte zu Kämpferplatte. Die Kapitelle weisen die Form des Kelches auf, an deren Wandungen Blatt- und Knospenwerk emporwachsen. Die letzte Stufung des Gewändes nimmt ein Rund-Kleeblattbogen ein, der zum Inneren in 3 Stufungen wie folgt profiliert ist: Kehle, Grat, feine Kehle, Block. Die Zwickel der Nasen der Kleeblattbögen liegen erhaben, als erste Schicht der Stufung im Kleeblattbogen. Der Archivoltenbogen stößt auch wie in Braunschweig in ein horizontales Gesims, das schließlich wie ein Bug nach vorn tritt. Die Formen dieses Portals erscheinen in bezug auf Braunschweig eng verwandt, obwohl hierbei der Spitzbogen in die Höhe steigt und in Braunschweig breiter gelagert ist. Die Datierung der Errichtung der Johanneskapelle sieht Roland Recht <sup>10)</sup> zwischen 1225 und 1240.

Der Weg geht nun von Straßburg im Westen nach Magdeburg im Osten. Im 1209 errichteten Dom befindet sich eine kleine Rotunde, die in ihrem Inneren zwei Sitzstatuen aufweist: „Otto und Editha“ genannt. Ein Gefach des sechzehneckigen Baues wird durch 2 Halbsäulen vertikal gegliedert. Die Basen weisen Tellerwülste auf, die Kapitelle sind sehr stark gestauchte Kelchkapitelle, die einen Wulstring als Platte aufweisen. Auf diesen Platten befinden sich kleine Rundtürme. Die Fenster jedes Gefaches haben im oberen Drittel ihres Maßwerkes die Form einer Vogelsilhouette, die man auch leicht mit den im Inneren des Tempiettos befindlichen Kleeblattbögen beziehen kann. Diese Kleeblattbögen sind einteilig zart gestuft. Die Wandung des Daches ist zweischalig, innen der Kleeblattbogen, außen auf das Innere bezogen ein Dreipaß in der Giebelform einer Gaube. Neben diesem Bogen und Kapitell ist ein weiteres Kapitell des Bischofsganges (Südseite der inneren Außenmauer) auf das engste mit den braunschweiger Kapitellen am Kleeblattfenster verwandt. Es ist schlanker und steiler als das gestauchte in Braunschweig, weist aber in seiner einfachen Kelchform ebenso wie seine Artgenossen auf jene aus Walkenried stammende Bauhütte, die hier am Bischofsgang gearbeitet hatte. Die Datierung des Bischofsganges wird durch Martin Gosebruch <sup>11)</sup> auf 1234 als Vollendung dieses Chorteiles gesetzt. R. Hamann <sup>12)</sup> kommt zum Ergebnis, daß der 2. Bau zwischen 1220 und 1231 entstanden sei.

Kehren wir von Magdeburg nach Braunschweig zurück. Mit den Bezügen zu Straßburg und Magdeburg konnten wir einerseits einen Weg von West nach Ost beschreiten, andererseits aber durch die Datierungen 1220—34 (Magdeburg — Bischofsgang) und 1226 (Straßburg — Johanneskapelle) termini ante quem festlegen. Nun wollen wir noch durch zwei Beispiele in Hildesheim und Braunschweig einerseits verwandtes und gänzlich anderes klären und andererseits die termini post quem fixieren.

Der Kreuzgang des St. Michaelklosters in Hildesheim besitzt im 4. Joch des Westteiles auf der östlichen Fensterseite im Innern über einer Zweier-Säulenarkade einen steilen Spitzbogen, der seinerseits einen Kleeblattbogen überfängt. Die Innenwand des Kreuzganges wird über zwei Stufen zurückgeführt; die erste Stufe gebührt dem Säulentrias, das Basis und Kapitell sowie Kämpfer zusammenfaßt, die Säulenschäfte jedoch freiwerden lassen kann. Die seitlichen



Abb. 4:  
St. Katharinenkirche  
zu Braunschweig,  
Turmwestfront  
Foto: J. Brüdern



Säulen sind den 2 Schildbögen und den Rippenwülsten zugeordnet. Die mittlere Säule trägt den Gurtbogen. Die zweite Stufe wird nun eingetieft: An der Wandecke setzt der Meister ein Ecksäulchen, das von zwei  $\frac{1}{4}$  Kehlen hinterlegt wird und so an Raum gewinnt. Die orthogonal geführte Wand tritt auf die eigentliche Fensterwand auf. Auf dem Kämpfer, der von der innersten zur äußersten die Stufungen durchläuft und so Gebälkcharakter erhält, türmt sich nun ein Spitzkleeblattbogen auf. Er liegt noch vier der eigentlichen Fensterwand. Im unteren Bereich wird die Wand durch eine Zweier-Arkade geöffnet, oben in den spitzen Bogen des Kleeblattes ein Spitzbogenfenster eingebrochen. Der Kleeblattbogen hat eine reiche Profilierung: Block, Kehle, Eckwulst (gegratet), Grat, Kehle, Platte, Block, Kehle, Block, Kehle, Wulst, Block. Von außen ist die Kleeblattform nicht sichtbar, es erscheinen nur die Zweier-Arkade und der Spitzbogen. Allerdings wird unter den Spitzbogen noch ein leicht gerundeter Entlastungsbogen zwischen die Gewände eingespannt. Die Bearbeitung des Gesteins erscheint hier wie in Braunschweig in jener zangenartigen Ver-

zahnung der Steine. Der Kreuzgang ist in seiner gesamten Architektur auf das engste mit den Magdeburger Chorumgängen und der Rotunde verwandt, wie es Martin Gosebruch<sup>13)</sup> auch feststellt. Ebenfalls ist die Stufung der Fenster-nische mit dem Braunschweiger Fenster verwandt. Walter Wulf<sup>14)</sup> datiert den Kreuzgang im Dehio-Handbuch um 1230. Hier in Hildesheim ließ sich also Verwandtes zu unserem Domfenster aufweisen. Das gänzlich andere soll nun zum Schluß noch anklingen.

Wir kehren zurück nach Braunschweig. Am dortigen Hagenmarkt steht die St.-Katharinen-Kirche (Abb. 4). Ihre westliche Doppelturmfassade erhebt sich über zwei festen Basisgeschossen. Das erste blockhaft, nur durch Lisenen und dem schon vom Dom her bekannten Rundbogenfries gegliedert, nimmt im mittleren der drei Gefache Portal und darüber befindliches Rundfenster auf. Im 2. Geschoß bilden sich die oktagonalen Türme im Turmriegel heraus. Die unten erschaute blockhafte Schwere wird hier durch mannigfaltige Arkaden und Blendfenster leichter. Lisenen und Halbrund-Dienste sowie ein Kaffgesims treten auf. Uns interessieren aber die Arkaden-Fenster. Die Wand wird zunächst eingestuft und in der Stufe nimmt eine fast frei stehende Säule den Raum ein. Sie trägt über sich einen im Wandspiegel eingelassenen Spitzbogen. Die zurückgestufte Wand läßt ein Fenster in der flachen Nische entstehen, das durch drei Säulen und zwei darüber befindliche Kleeblattbögen umrissen wird. Die Kapitelle aller auftretenden Säulen sind vorwiegend Kelche, die in ihrer gestauchten und einfachen Art wohl unseren Domkapitellen nahekommen. Dennoch sind die Architekturen der gesamten Fensterbereiche zum Dom gänzlich unterschiedlich. Hier wird in scharfer Weise gestuft und die Kleeblattform in ihrem abstrakten Umriß wiedergegeben. Es ist auch nicht die betonte Archivolte, die sich trotz ihrer bewußten Individualität ins Ganze einfügt, gesetzt, sondern vielmehr erscheint der Bogen hier nicht mehr frei vor der Wand, sondern wird in das Wandkontinuum eingefügt. Diese Fenster sind also weit von unseren Fenstern entfernt und beziehen sich auch auf einen ganz anderen Ort, der im Ausgang vom Magdeburger Kreuzgang in den unteren Geschossen des Halberstädter Doms zu suchen sein wird. Reinhard Liess<sup>15)</sup> datierte dieses Geschoß um 1230, wobei wir wohl zu einem Zeitpunkt nach 1235<sup>17)</sup> kommen müssen. Nachdem wir nun den Weg der Abstammung und die Zeit der Entstehung auf verschiedenste Weise erörtert haben, wollen wir uns nun noch einmal zurück zum Dom St. Blasius begeben.

Im Mittelschiff der Kirche befindet sich das schon oben erwähnte Grabmal des Herzogs Heinrichs des Löwen. Wir meinten am Anfang zu vermuten, daß es eine Verbindung zwischen dem Grabmal und den beiden Fenstern geben könne. Nun können wir es bewahrheiten. Herzog Heinrich hält liegend in seiner rechten Hand das Modell der Stiftskirche (Abb. 5). Betrachten wir dieses Modell, so können wir am richtigen Ort im Obergaden unsere beiden Fenster wahrnehmen, in der Gestalt, wie sie uns noch heute vor die Augen kommen. Das Modell ist recht genau wiedergegeben, obwohl die Türme der Stiftskirche zur Zeit der Entstehung des Grabmals noch nicht soweit gediehen waren, wie es das Modell zeigt. Für die Untersuchung unserer beiden Fenster besagt es zumindest, daß die Fenster zum Zeitpunkt der Entstehung des Grabmals entweder schon vorhanden waren, oder daß es einen konkreten Plan gab. Frank Neidhard Steigerwald<sup>16)</sup> setzt den Zeitpunkt des Einbruchs der Fenster auf



Abb. 5:  
Dom St. Blasii  
zu Braunschweig,  
Grabmal  
Heinrichs des Löwen,  
Dommodell in der  
rechten Hand des  
Stifters

Foto: J. Brüdern

die Jahre um 1230 an. Er meint sogar, daß der Meister der Fenster identisch mit dem Meister des Grabmals sei und daß dieser Meister seine bildhafte Anregung von einem Fenster aus der St.-Trinité-Kirche in Caen erhalten habe. Der Ort der Abstammung unserer Fenster ist sicher nicht Caen. Denn dort stoßen die Nasen des Kleeblattes mit stärkster Spannung in den Raum, so daß sie sogar von zwei Säulen getragen werden müssen. Auch erweist sich dort die Zweischaligkeit mehr in der Art eines Laufganges mit einer vorderen zum Innenraum geöffneten Seite, die die Form eines Kleeblattes aufweist. Außen setzt man in Caen ein zweiteiliges spitzes Fensterpaar, das nicht mehr die Verbindung zum inneren Teil sucht. Eine zweischalige Einheit ist hier nicht wie in Braunschweig vorhanden.

Zur Abstammung unseres Fenster-Meisters haben wir unsere west-ost-orientierte Reise durchgeführt. Deshalb können wir nun sagen, daß unser Meister wohl aus dem Umkreis des Grabmal-Meisters stammen muß. Er kann seine

hundreds erhalten haben. Die Architektur des übergreifenden Spitzbogens, auf Säulen ruhend, und der zurückgestufte Kleeblattbogen weisen überdeutlich darauf hin. Hinzu kommen die vergleichbaren Profile und die verwandte Steinbehandlung im Bogenzwickel. Doch nur aus Straßburg erscheint unser Meister nicht erklärbar. Dort und im westlichen Frankreich kann er seine Architekturschulung bekommen haben, jedoch die Detailarbeiten (Kapitelle) weisen auf Ausbildung in Straßburg in den zwanziger Jahren des beginnenden 13. Jahrhunderts eine zisterzienserische Bauhütte. Wir können annehmen, diese am Magdeburger Bischofsgang am Werk zu finden, allerdings lassen sich auch vergleichbare Kapitelle in der 1207 geweihten Michaelskapelle im Kloster Ebrach aufweisen. Besonders vergleichbar sind dort Kelchkapitelle der Fensterzone der Langhaus-Westjoche (mit denen der Braunschweiger Nordseite) und Kelchkapitelle mit Schalenstufungen (mit den Kapitellen der Braunschweiger Südseite). Diese Kapitelle lassen sich auch in Walkenried an der südlichen Langhauswand im Bereich des Querhauses finden (sie neigen mehr zum einfachen, gestauchten Kelchkapitell der Braunschweiger Nordseite). Ebenfalls Magdeburg kann eines von ihnen am Bischofsgang (Südseite) aufweisen. Die Kapitelle der Braunschweiger Dom-Südseite lassen sich im Chorumgang der Klosterkirche Riddagshausen auch finden. Dort ist es eine gestauchte Kelchform mit Diamantbändern oder die Kelchform der Dom-Nordseite. In diesen zisterzienserischen Bereich muß unser Meister gekommen sein. Nur wann und wo er zu der Bauhütte stieß, ist schwer fixierbar.

Ebrach scheidet schon von der Weihe der Michaelskapelle aus. In Maulbronn treten unsere Kapitelltypen überhaupt nicht auf. Walkenried schließlich wäre der Scheideweg. Nach unserer Meinung ist er nach Magdeburg gegangen und kam nach einer weiteren Schulung durch die Bauhütte am Bischofsgang nach Braunschweig, um hier die beiden Langhaus-Fenster zu schaffen. Nach Vollendung des Braunschweiger Werkes gelangte er nach Hildesheim. Das Hildesheimer Kleeblattfenster steht allzu evident dem Braunschweiger brüderlich zur Seite.

Durch die Eingrenzung der termini können wir die Jahre nach 1226 (Braunschweiger Domweihe / Straßburg), aber vor 1234/35 (Magdeburg — Bischofsgang, Braunschweig — St. Katharinen) annehmen. Da die außerordentlich kräftige Erscheinung der Fenster sich äußerst stark von den Fenstern der St. Katharinenkirche zu Braunschweig abhebt, muß man mehr nach 1226 gelangen. Eine Datierung in Zusammenhang mit dem Grabmal Herzog Heinrichs und dem Kreuzgang von St. Michael zu Hildesheim liegt also nahe.

So sind die beiden Kleeblatt-Fenster am Dom St. Blasii in Braunschweig mit Sicherheit in den Jahren um 1230 entstanden. Sie stellen die ersten gotischen Fenster in Braunschweig dar.

#### Anmerkungen:

- <sup>1)</sup> Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Niedersachsen und Westfalen, 1. Bd., Berlin 1935, S. 43. Bearbeiter der Stadt Braunschweig war Paul Jonas Meier. —
- <sup>2)</sup> Reinhard Dorn, Mittelalterliche Kirchen in Braunschweig, Hameln, 1978, S. 216. —
- <sup>3)</sup> Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler Bremen, Niedersachsen, München, 1977, S. 170. Bearbeiter der Stadt Braunschweig war Hans Roggenkamp. — <sup>4)</sup> Frank Neidhard Steigerwald, Das Grabmal Heinrichs des Löwen und Mathildes im Dom zu Braunschweig, Braunschweig, 1972, S. 8 Anm. 89. — <sup>5)</sup> Die Lisenen haben statt einer



Ecke Kehlbänder, die den Übergang von der Wand zur aufgelegten Vorlage weich schwingen lassen. Auf der Südseite gibt es ein Kehlband, auf der Nordseite zwei parallel-liegende Kehlbänder. — <sup>6)</sup> Das beschriebene Kapitell befindet sich auf der Nordseite nach Osten gewandt. Das nordwestliche ist dem östlichen gleich. Auf der Südseite haben beide Kapitelle einen unteren Zylinderkörper, dann folgt eine Stufung über 2 Trommelschalen zum abschließenden Wulst. — <sup>7)</sup> Auf der Nordseite ist der Bereich des einstößenden spitzen Bogens der Archivolte stark beschädigt. Dieser Zustand stellt keinesfalls den ursprünglichen dar. — <sup>8)</sup> Im inneren Profil der Archivolte der Südseite soll nach einem mündlichen Hinweis des Domvogtes, Herrn Reuter, eine Inschrift „otto puer“ erhalten sein. Trotz intensiver Sehversuche konnte ich die Inschrift nicht vom Dach aus erblicken. — <sup>9)</sup> Häufig ist der runde Kleeblattbogen an profanen Gebäuden als Fensterform nachweisbar: Burg Münzenberg (Palas), Burg Vianden (kleiner Palas), Burg Wildenberg (Festsaal des Palas), Pfalz Gelnhausen (Palas). — <sup>10)</sup> Roland Recht, Das Straßburger Münster, Stuttgart 1971, S. 18 ff. — <sup>11)</sup> Martin Gosebruch, Die Anfänge der Frühgotik in Niedersachsen, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 14, 1975, S. 21 ff. — <sup>12)</sup> Richard Hamann, Felix Rosenfeld, Der Magdeburger Dom, Berlin, 1910, S. 141. — <sup>13)</sup> siehe Martin Gosebruch, a. a. O., S. 21. — <sup>14)</sup> siehe Georg Dehio, a. a. O., S. 490. — <sup>15)</sup> Reinhard Liess, Die Braunschweiger Turmwerke, in: Festschrift für Werner Gross, München, 1968, S. 103. — <sup>16)</sup> siehe F. N. Steigerwald, a. a. O., S. 86, Anm. 89. — <sup>17)</sup> Zu der Datierung von „nach 1235“ muß man kommen, wenn man, und das erscheint mir der einzige Weg, das 2. Geschoß der St. Katharinenkirche in der Nachfolge des Halberstädter Domes ansieht (dort Turmfront, untere Geschosse). In Halberstadt wissen wir nur durch eine Baunachricht, daß 1238 der neue Dom im Bau begriffen war. Die Abhängigkeit dieses unteren West-Turmgeschosses in Halberstadt ist jedoch auf den Magdeburger Kreuzgang — Bischofsgang zu beziehen. Der Magdeburger Kreuzgang (Ostseite) kann aber durch die im Obergeschoß befindlichen Putzritzzeichnungen mit dem Abbild des Erzbischofs Burkhard I. erst nach dessen Tod 1235 entstanden sein. Ein Baubeginn in Halberstadt wäre dann nach 1235, jedoch vor 1238 anzunehmen. Die Datierung für das 2. Geschoß von St. Katharinen in Braunschweig muß dann ebenfalls nach 1235 gesetzt werden. Die Formen vom 2. Geschoß von St. Katharinen treten auch als Zweier-Arkadenfenster in den Querhaus- und Langhaus-Giebeln der Klosterkirche in Riddagshausen auf. Das würde eine Bauzeit, wie sie Roggenkamp im Dehio von 1240/50 angibt, im Bereich der Vierung unterstützen. — <sup>18)</sup> Wolfgang Wiemer, Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche, Kallmütz, 1958, S. 71.

## *Früh- und vorgermanische Sprachreste in ostfälischen Namen*

Von Werner Flechsig

Bevor sich während der vorrömischen Eisenzeit Germanen im Raum zwischen Mittelbe und Oberweser niederließen, siedelten hier Volksgruppen, deren Hinterlassenschaft an Gräbern, Wohnplätzen und Wehranlagen uns die Vorgeschichtsforschung der letzten 50 Jahre in reicher Füllezutage gefördert hat. Ihre Stammesnamen und ethnische Zugehörigkeit werden allerdings wohl für immer ins Dunkel gehüllt bleiben, weil sie lange vor dem Beginn der frühesten schriftlichen Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller über Deutschland lebten. Wir müssen uns daher damit begnügen, sie nach den Eigenheiten ihrer Keramik oder nach deren wichtigsten Fundorten oder nach besonderen Merkmalen ihrer Bestattungsweise zu benennen, sei es nun die Bandkeramik, die Rössener oder die Walternienburg-Bernburger Kultur der Jungsteinzeit, sei es die Glockenbecher- und Aunjetitzer Kultur der frühen Bronzezeit, sei es

die Hügelgräber- und Urnenfelderkultur der entwickelten und späten Bronzezeit. Ob die Abfolge der hierzulande nachweisbaren vorgeschichtlichen Kulturen nur als Wechsel zivilisatorischer Einflüsse auf eine und dieselbe Volksgruppe zu erklären ist oder als das Ergebnis eines wiederholten Wechsels in der Besiedlung unseres Landes, läßt sich bisher ebenso wenig eindeutig entscheiden, wie sich die Frage beantworten läßt, ob es sich bei der jungsteinzeitlichen und bronzezeitlichen Bevölkerung dieses Raumes um noch vorindogermanische oder um bereits indogermanische Völker handelt. Wie dem aber auch sein mag, keinesfalls gibt es Anhaltspunkte dafür, daß etwa neu ins Land kommende Siedlergruppen die hier von ihnen vorgefundenen bisherigen Bewohner völlig verdrängt oder gar mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben sollten, um sich deren Landbesitz, Wohnstätten und Habe anzueignen. Wir haben uns den Besiedlungsvorgang vielmehr ähnlich so vorzustellen wie bei der Landnahme der Goten und Langobarden in Italien, der Franken in Frankreich während der späteren Völkerwanderungszeit oder der Westdeutschen und Niederländer in Ostelbien während der Ostkolonisation seit dem 12. Jahrhundert. Auch wenn die neuen Herren des Landes mehr oder weniger lange räumlichen und menschlichen Abstand von der unterworfenen Vorbevölkerung zu wahren bemüht waren, um eine körperliche Vermischung beider Volksgruppen zu vermeiden, so ging mit dem zivilisatorischen Austausch zwischen ihnen zweifellos auch ein gegenseitiger sprachlicher Ausgleich von statten. Insbesondere übernahmen die Neuankömmlinge von den Alteingesessenen nicht wenige der von diesen geprägten und gebrauchten Geländebezeichnungen für auffällige Landschaftsteile wie Berge, Wasserläufe, Seen, Moore und große Wälder, nach denen man sich im Gelände bei weiterreichenden Streifzügen am leichtesten zurechtfinden konnte. Auf diese Weise blieb der Nachwelt manches hochaltertümliche Wortgut längstvergangener Völker erhalten, wenn es auch im Verlaufe vieler Jahrhunderte, von Generation zu Generation weitergegeben, durch die Anpassung an spätere Entwicklungsstufen der Sprache lautlich mehr oder weniger stark verändert und damit verdunkelt worden sein mochte. Das gilt vor allem für solche Gebirgs- und Gewässernamen, deren Wortstämme etymologisch nicht mit Sicherheit oder gar nicht aus dem germanischen Wortschatz herzuleiten und zu erklären sind.

Bevor ich mich diesen im einzelnen zuwende, will ich aber noch einige Abkürzungen entschlüsseln, die ich im folgenden aus Gründen der Platzersparnis häufig anwenden werde. Es sind BW = Bestimmungswort, d. h. erstes Glied zusammengesetzter Namen, FLN = Flurname, GW = Grundwort, d. h. zweites Glied zusammengesetzter Namen, Jh. = Jahrhundert, Kr. = Kreis, mda. = mundartlich und ON = Ortsname. Die älteren schriftlichen und die mundartlichen Formen der in dieser Arbeit behandelten Orts-, Fluß- und Flurnamen entnahm ich zum größten Teil dem von mir seit Anfang der 50er Jahre erstellten handschriftlichen Zettelarchiv für ein Ostfälisches Wörterbuch, wo auch die Quellen für die Namenformen nachgewiesen sind. Soweit es sich dabei um urkundliche Belege für Ortsnamen sowie einige Gebirgs- und Flußnamen des ehemaligen Landes Braunschweig handelt, übernahm ich sie aus H. Kleinaus *Geschichtlichem Ortsverzeichnis*<sup>1)</sup>, soweit Fluß- und Bachnamen aus dem Stromgebiet der oberen und mittleren Leine in Betracht kommen, der einschlägigen Veröffentlichung von B.-U. Kettner<sup>2)</sup>. Ferner stützte ich mich auf die gedruckten

Flurnamensammlungen von W. Grosse aus der Grafschaft Wernigerode<sup>3)</sup>, von W. Burghardt aus dem Kr. Wanzleben<sup>4)</sup> und von M. Wiswe aus dem Salzgittergebiet<sup>5)</sup> sowie auf eine unveröffentlicht gebliebene Arbeit von A. Hansen über Landschaft und Flurnamen des obersten Allertales im Kr. Haldensleben<sup>6)</sup>. Die meisten der im folgenden angeführten FLN aus dem Kr. Alfeld finden sich in P. Graffs Geschichte dieses Kreises<sup>7)</sup>. Die Angaben über die Kreiszugehörigkeit der von mir behandelten ON und FLN, die ich diesen beigefügt habe, um ihre Auffindbarkeit im Lande zu erleichtern, beziehen sich übrigens auf die Verhältnisse vor der niedersächsischen Kreisreform der 70er Jahre, wie auch bei den Ortsbezeichnungen selbst die verwirrenden Folgen der neuen Gemeindereform mit ihren Eingemeindungen und Zusammenschlüssen zu Samtgemeinden unberücksichtigt geblieben sind.

### 1. Frühe Gebirgsnamen

Zu den wohl aus vorgermanischer Zeit überkommenen Gebirgsnamen gehören in Ostfalen der Harz (1128 *silva que dicitur Harth*, 1295 *ligna in Hartone*, 1427 *silva vulgariter Harto nuncupatur*, 1477 *holtblek an deme Harte*, aber schon im 9.—11. Jh. verhochdeutsch *Harz*, was nach H. Kuhn beweist, daß der auslautende Konsonant kein germanisches -d war, sondern ein der germanischen Lautverschiebung entgangenes vorgermanisches -t<sup>8)</sup>, Hu y 997 Hui), Elz (1570 *Els*), Eitz (mittelalterlich anscheinend nicht bezeugt), Dorm (1328 *dhes dormes*, 1398 *den dorm*), Elm (997 *Elm*), Ass e (997 *Assa* bzw. — nach Kleinau — *Asse*, 1311 *Asse*), K ü l f (mittelalterlich anscheinend nicht bezeugt), El f a s (mittelalterlich anscheinend nicht bezeugt), Hils 1007 *Hilisesgrove* ‚Hilsgrube‘) und Ith (1007 *in summitatem montis qui dicitur Igath*, 1013 *Gigat*), ferner die teils mit einem l-Suffix, teils mit einem r-Suffix erweiterten Gebirgsnamen Hakel (997 *Hacul*), O sel (1231 *Osel*, 1964 mda. *Oisel*) und S ü n t e l (1308 *in monte qui dicitur Sutel*), Oder (1196 *silva Oder*, 1240 *in silva Odere*, 1951 mda. *Auder*), Kühler (1360 *Culre*, 1935 mda. *Kuiler*), Heber (1127/30 *de fri hefer*, 1149 *sylva qe Hevere vocatur*, 1930 mda. *Häwer*), Sel ter (1007 *in montem Salteri*, 1335 *Salterus*, 1935 mda. *Selter*), Vogler (1007 *super montem Fugleri*, 1307 *mons qui dicitur Vogheler*, 1967 mda. *Fügelär*) und Deister (1369 *Cort van Destere*, 1585 *vom Deister*).

Neben allen diesen einstämmigen Namen ohne oder mit Suffix wirken auf uns die wenigen zweistämmigen, aus BW und GW zusammengesetzten Gebirgsnamen des ostfälischen Berg- und Hügellandes auffallend jung, so der Fallstein (997 *Felestein*, 1330 *in Valstene*), der Rieseberg (1346 *to deme Risberghe*), die Lichtenberge (1174—1195 *in Lechtenberge*, d. h. in der Burg auf den Lichtenbergen), der Hainberg am Ostrande des Ambergaues, der Hildesheimer Wald, die Fünf Berge bei Salzdetfurth, die Sieben Berge, der Sackwald und die Helleberge am Ostrande des mittleren Leinetals, die Ahlsburg bei Einbeck und der Bramwald (1318 *silva que dicitur bramvorst*) am Ostrande des oberen Wesertales. Da alle diese Waldgebirge nicht minder auffällig aus ihrer niedrigeren Umgebung aufragen als jene vorhergenannten Gebirge mit einstämmigen Namen und in Landstrichen liegen, die schon in vorgeschichtlicher Zeit nach Ausweis der archäologischen Funde besiedelt waren, können ihre jetzigen, nur zum Teil bereits im Mittelalter bezeugten Namen jüngeren Gepräges nicht die ursprünglichen sein.

Diese sind vielmehr wohl erst im Mittelalter oder noch später aus uns nicht mehr erkennbaren Gründen durch Neubenennungen verdrängt, aber doch wohl nicht völlig verschwunden. Vielleicht leben sie, auf kleinere Teilstücke jener Bergwälder beschränkt, als unauffällige Forstortsnamen bis in die Neuzeit hinein fort. Das gilt z. B. vermutlich für den *Harf*, einen Teil der Lichtenberge mit seinen merkwürdigen, auf frühe Entstellung hindeutenden Namensvarianten im 16. und 17. Jh. (*Harfich*, *Harwe*, *Hardeweg*), die M. Wiswe feststellte<sup>9)</sup>. Sollten wir hier nicht den alten Gesamtnamen der Lichtenberge vor uns haben mit einem alteuropäischen Wortstamm, der in diesem Falle zwar sowohl im An- wie im Auslaut von der germanischen Lautverschiebung des k zu h und des p zu f erfaßt worden war, im Falle der *Harplage* westlich von Königsdahlum im Ambergau (*Harp-lage* wohl entsteht aus *Harp-lå* ‚Harpwald‘) aber wenigstens im Auslaut den vorgermanischen Lautstand bewahrt hat? Dieser Wortstamm wird von H. Kuhn entweder zu albanisch karpe ‚Fels‘ (wie in den Karpaten) oder zu lateinisch carpinus ‚Hainbuche‘ gestellt<sup>10)</sup>. Die zweite Herleitung würde für die ostfälische Harplage am zutreffendsten sein, da dort zwar keine Felsen zutage treten, aber Buchenwald vorherrscht und nach den Bodenverhältnissen wohl von jeher heimisch gewesen sein dürfte. Es würde sich gewiß lohnen, solchen scheinbar verlorenen vorgermanischen Bezeichnungen auch bei den anderen ostfälischen Waldgebirgen mit jung anmutenden Gesamtnamen unter ihren Forstortsnamen nachzugehen.

## 2. Frühe Fluß- und Bachnamen

Nach den Erkenntnissen der neueren Namenforschung gehören diejenigen Namen für Wasserläufe einer sehr frühen Altersschicht an, deren Wortstämme mit einem n-Suffix, einem r-Suffix oder einem l-Suffix erweitert worden waren. Während die Flußnamen der zweiten und dritten Gruppe ohne weiteres daran zu erkennen sind, daß sie die aus -ara bzw. aus -ala oder -ila abgeschwächten Endungen -er bzw. -el bis in die Gegenwart bewahrt haben, läßt sich die Zugehörigkeit eines Flußnamens zur ersten Gruppe mit dem ursprünglichen Suffix -ana, -una oder -ina in der Regel nur dann mit Sicherheit nachweisen, wenn Namensbelege aus dem Mittelalter vor dem 15. Jh. überliefert sind. Ich habe schon 1953 darauf hingewiesen, daß in Ostfalen die meisten der mit diesem n-Suffix gebildeten Namen die abgeschwächte Endsilbe -ne bereits vor dem 15. Jh. eingebüßt haben und seitdem einfach mit einem -e hinter dem Wortstamm enden, so daß sie von solchen Flußnamen nicht mehr auf den ersten Blick zu unterscheiden sind, die mit dem zu -e abgeschwächten GW -aha oder einfach mit der weiblichen Genus-Endung -e aus -a gebildet worden waren<sup>10a)</sup>.

Zu den unzweifelhaft mit n-Suffix gebildeten Flußnamen gehören nach Ausweis ihrer frühen urkundlichen Belege unter den ostfälischen Wasserläufen die *Wietze*, die westlich von Celle aus dem Wietzenbruch in die Aller mündet (1013 *Uuikinabroc*, 1382 *wysene*), die *Ise*, die bei Gifhorn in die Aller fließt (um 1012/23 *Ysene*), die *Wabe*, der Nebenfluß der Schunter aus dem Elm im Land- und Stadtkreis Braunschweig (1211 *Wevene*, 1349 *Wauene*), die *Fuhse* im Stadtkr. Salzgitter und Landkr. Peine (1279 *Vusene*, 1360 *by der Vusene*, 1386 *over de Vusen*), die *Wedde* im Kr. Goslar (1394 *weddene*), die *Warne* im gleichen Kreise (1370 *Werne*), die bei Börßum, Kr. Wolfenbüttel, in die Oker mündende *Ilse* aus dem Hochharz (1108 *iuxta fluvium Ilisina*, noch 1486 *super*

Ylsynam), die Leine (1011 *inter fluvios Lagenam et Vviseram*, 1013 *in Laegine*, *in ripa Lagine*, *infra Leginam et Inderistam*, seit Mitte 11. Jh. *Leina*, *Leyna*, *Loyna*, *Loina*), die Ihme, Zufluß der Leine in Hannover (1124 *Himene*), die Eterne als älterer Name der Gande im Kr. Gandersheim, die bei Kreiensen in die Leine mündet (948 *iuxta fluvium Eternan*, 1013 *in Aeterne*, *per Eternam*), die Warne, Zufluß der Leine bei Alfeld (1462 *Werne*), die Sieber im Südharz (noch 1303 *Sevena*, 16. Jh. *die Seeben*, 1685 *Seve*, 1700 *Siebe*, seit 1715 *Sieber* mit falscher Angleichung an den Endungskonsonanten der Oder, von der sie aufgenommen wird). Aus dem Ostharz fließt südostwärts die Helme (1120 *Helmana*, 1263 *Helmene*) und nordostwärts über Halberstadt zur Bode die Holtemme (1150/60 *Wernherus de Holtempna*, 1235 *Gotscalcus de Holtempna*, 1246 *Holtemne*). Anzureihen sind hier noch mehrere ON, in deren älteren Formen offensichtlich verlorengegangene Bachnamen mit n-Suffix erhalten geblieben sind, und zwar Börßum im Kr. Wolfenbüttel (11. Jh. *in Bursinum*, 1174 *Bursne*, 1223 *Borsine*, 1240 *Borsne*, so noch 1311, aber schon seit 1226 beginnende Angleichung der Endung an die der benachbarten ON auf -heim/-em, latinisiert -um), Dettum im Kr. Wolfenbüttel (1226 *Thitene*, 1277 *Dhetthene*, noch 1349 *Dettene*, später wie bei Börßum Angleichung an die Endung der benachbarten ON auf -heim), Em(p)ne wüst bei Gronau im Kr. Alfeld (1172 *Emne*, 1277 *Empne*, zu vergleichen mit dem Flübchen Holtemme bei Halberstadt), Gherden im Landkr. Hannover (1232 *Burchardus de Gerdene*, noch 1330 *Gherdene*, 1467 *Gerden* unter Angleichung der Endung an die der benachbarten ON Degersen und Weetzen), Giften im Kr. Hildesheim (1203 *Heinricus de Ghifthene*, 1350 *Ghifftene*, später Angleichung der Endung an die der benachbarten ON Ahrbergen, Barnten und Jeinsen), Lochtum im Kr. Goslar (Ende 11. Jh. *apud Loctunam*, 1284 *maiori Lochtene*, bis 1315 noch häufig *Lochtene*, aber schon im 12. Jh. beginnende Angleichung der Endung an die der entfernteren ON auf -heim/-um), Peine im gleichnamigen Kreise (1130 *Pagin*, 1378 *Peyne*), Rautheim im Landkr. Braunschweig (1031 *Ruothnun*, 1158 *Rothne*, noch 1380 *Rothene*, im 15. Jh. Angleichung der Endung an die der benachbarten ON auf -heim/-um), Rethen im Kr. Gifhorn (1301 *Rethene*, 1366 *Retene*, 1379 ff. *Reten*), Seve wüst bei Wickensen im Kr. Holzminden (1360 *by dem dorpe to der Sevene*, noch um 1535 *Seuene vel Wickensen*, *dar itzo das vorwerck ligt*, 1964 mda. *Sīwe*), Stammen (Burg- bzw. Nord-) im Kr. Alfeld (1221/27 *villa Stempne*, 1229 *Stemne*, 1255 noch ebenso, später Angleichung der Endung an die der benachbarten ON Adensen und Mahlerten), Waake im Kr. Göttingen (1013 u. 1022 = Fälschungen des 12. Jh. *Wachana*, 1268 und noch 1380 *Wakene*, 1458 *Wake*) und Wickensen im Kr. Holzminden (1007 *castellum quod dicitur Wikinaveldisten*, 1534 *Wickenßen*). Welche von den zahlreichen sonstigen Bachnamen, die in Ostfalen neuerlich auf -e auslauten, auch noch ursprünglich mit dem n-Suffix gebildet gewesen sein könnten, läßt sich, wie gesagt, nicht klären, solange von ihnen keine Belege vor dem 15. Jahrhundert nachweisbar sind. Hier bleiben wir lediglich auf Vermutungen angewiesen, wobei allerdings besonders altertümlich wirkende Wortstämme von vorgermanischem Gepräge gewisse Anhaltspunkte bieten können.

Zur Gruppe der Namen mit r-Suffix zählen außer den bedeutendsten Flüssen Ostfalens, der Weser im Westen und der Aller im Osten, mehrere Zuflüsse zur Aller und zur Leine. Zum Stromgebiet der Aller gehört die Oker,

die ihrerseits die *Ecker* aus dem Brockengebiet des Hochharzes und die *Schunter* aus dem Elm aufnimmt, sowie die *Pisser*, deren Wasser, von Bodenstedt im ehem. Landkr. Braunschweig kommend, bei Peine von der Fuhse aufgenommen wird und bei Celle die Aller erreicht. Im Stromgebiet der Leine handelt es sich bei Gewässernamen mit r-Suffix mit Ausnahme der *Haller*, die von Westen aus dem Kr. Springe kommend bei Nordstemmen in die Leine mündet, und der südharzischen *Oder*, deren Wasser nach seiner Aufnahme in die Rhume mit dieser bei Northeim die Leine erreicht, nur um Bäche von geringerer Bedeutung. Da ist im westlichen Vorlande des Harzes die *Schaller*, ein Zufluß der Schulda bei Bornhausen im Kr. Gandersheim, und in seinem südlichen Vorland die *Wipper*, ein Zufluß der Nathe im Kr. Duderstadt, die ich abweichend von Kettners Meinung<sup>11)</sup> doch zu den Bildungen mit r-Suffix stellen möchte. Weit entfernt von ihr entspringt im Ostharz eine zweite, bedeutendere *Wipper*, die bei Bernburg in die Saale mündet und damit dem Stromgebiet der Elbe angehört. Eine dritte *Wipper* auf ostfälischem Boden haben wir in dem Abfluß des ehemaligen großen Wipperteiches im Vorsfelder Werder vor uns, der dessen Wasser als sogenannte *Wipper-Aller* der oberen Aller zuführt. Eine zweite *Pisser* entwässert, von Warle im Kr. Wolfenbüttel kommend, südostwärts in den Großen Bruchgraben. Schließlich ist noch bemerkenswert der *Ammerbeek* bei Remlingen an der Asse im Kr. Wolfenbüttel, weil sein BW dasselbe ist wie in der noch heute gebräuchlichen, frühmittelalterlichen Landschaftsbezeichnung *Ambergau* in den Kreisen Gandersheim und Hildesheim-Marienburg (973 *Ambergeuue*), aus der man Amber als älteren, vorgermanischen Namen der Nette für einen Teil ihres Laufes glaubt erschließen zu können. Derselbe Wortstamm erscheint mit Umlaut wie in der ostwestfälischen *Emmer* auf ostfälischem Boden auch im *Emmerbeek* bei Edemissen im Kr. Einbeck und im *Emmerborn*, einem Zufluß aus dem gleichnamigen Dorf im Kr. Holzminden zur Lenne. Inwieweit auch ostfälische ON mit r-Suffix auf verlorengegangene Flußnamen zurückgehen könnten, wage ich ohne Kenntnis der örtlichen Verhältnisse nicht zu entscheiden, da ja, wie im vorigen Abschnitt gezeigt wurde, dieses Suffix nicht nur für weibliche Fluß-, sondern auch für männliche Bergnamen verwandt wurde und vielleicht auch noch zur Kennzeichnung anderer Gelände-merkmale diente. Ich nenne daher hier nur mit Vorbehalt unter den ehemaligen Flußnamen aus dem Kr. Ballenstedt *Rieder*, aus dem Kr. Helmstedt *Secker* wüst bei Jerxheim (1067 *Sicuri*, 1220/30 *Sekere*, 1436 *Secker*), aus dem Kr. Wolfenbüttel *Binder* und *Halchter*, aus dem Stadtkr. Salzgitter *Gitter*, *Mahner* (Groß), *Salder* und *Steterburg* (1007 *Stedere*), aus dem Kr. Hildesheim-Marienburg *Söder*, aus dem Kr. Hannover *Eckerde* (im 13. und 14. Jh. stets *Eckere*, erst später Angleichung an die Endung der ON auf -ithi), *Gümm*er und *Letter*, aus dem Kr. Springe *Münder*. Mit Sicherheit gehören nicht in diesen Zusammenhang die in Ostfalen recht zahlreichen ON auf -ber bzw. -mer oder -per, die nicht mit dem r-Suffix gebildet sind, sondern mit dem in seiner Bedeutung noch umstrittenen GW -bere. Dagegen steckt vermutlich das gleiche r-Suffix, wie es die vorstehend aufgeführten Fluß- und Ortsnamen aufweisen, in weiblichen FLN wie *Bämer* bei Woltwiesche im Kr. Wolfenbüttel, *Besser* bei Gustedt im gleichen Kreise, *Pemer* im gleichen Kreise, *Plümer* bei Velstove im Kr. Helmstedt, *Schlotter* bei Delligsen im Kr. Gandersheim und *Schnutter* bei Hammenstedt im Kr. Northeim.

Gewässernamen mit l-Suffix bezeichnen auf ostfälischem Boden fast nur Wasserläufe von untergeordneter Bedeutung mit Ausnahme der *Hamel*, die von Osten her bei Hameln in die Weser mündet. Die meisten von ihnen finden sich im mittleren und oberen Stromgebiet der Leine, und zwar die *Espolde* (1409 *Espele*), die bei Hardeggen im Kr. Northeim der Leine zufließt, mit ihren Nebenbächen *Schöttelbach* bei Ellierode, *Ummel* bei Nörten und *Krummel* bei Espol, der *Katlenbach* (1525 *in der Katele*), ein Zufluß der Rhume bei Katlenburg, 4 Bäche namens *Horrel* in den Kreisen Northeim und Göttingen, zwei weitere Bäche namens *Krummel* außer dem schon genannten in den Kreisen Northeim und Göttingen und eine vierte *Krummel* im Kr. Duderstadt. Im Vorlande des Westharzes gibt es dann den *Pandelbach* bei Münchhof, Kr. Gandersheim, auf den ich noch bei den Namen mit anlautendem p zurückkommen werde, den *Kneppelbach* bei Seesen im gleichen Kreise, den *Bårelbæk* bei Volkersheim und vielleicht auch einen verlorengegangenen Bachnamen *Graffel*, der im *Graffelteich* bei Lutter a. Bbg. erhalten geblieben sein könnte. Der Ostharz entsendet eine *Getel*, die unterhalb von Ballenstedt in die Saale mündet, und eine *Horle* als Zufluß zur Wipper im Mansfelder Seekreis. Im Stromgebiet der Oker finden sich schließlich bei Ohlendorf im Stadtkr. Salzgitter der *Sichtelbek* als Zufluß der Warne, die *Hurle* bei Vienenburg und vielleicht auch der *Hagelsbeek* (so 1772) bei Lucklum am Westrand des Elms. Kein echtes l-Suffix liegt jedoch vor im *Kreitelbach*, einem anderen Namen für den Mühlengraben bei Jerxheim im Kr. Helmstedt, da er nach der Wüstung *Kreitlingen* heißt, deren Name heute nur noch in der abgeschliffenen Form *Kreitel* als FLN gebräuchlich ist. Ob ostfälische ON mit der Endsilbe -el oder -le ursprünglich die zugehörigen Dorfbäche bezeichneten und von diesen erst später auf die an ihrem Ufer entstandenen Siedlungen übertragen wurden, muß ebenso dahingestellt bleiben wie bei den ON auf -er, da das l-Suffix ja ebenfalls nicht nur zur Bildung weiblicher Flußnamen, sondern auch zur Bildung männlicher Bergnamen gedient hat. Erschwerend kommt bei den ON auf -el bzw. -le noch hinzu, daß diese Endungen auch durch Abschwächung des GW's -lā bzw. -lō entstanden sein können<sup>12</sup>). Zu den nicht sicher einzuordnenden ON dieser Art gehören *Bördel* im Kr. Münden, *Dassel* im Kr. Einbeck, *Mehldede* im Kr. Alfeld (13. und 14. Jh. *Medele*), *Wassel* im Landkr. Hannover, *Asel* im Kr. Hildesheim, *Berel* und *Assel* (Hohen- und Nord-) im Kr. Wolfenbüttel westlich der Oker, *Roklum* (1160 *im Ruchele*, 1198 *Rokele*, 1595 *Rokel*, erst spät an die Endung -um bei ON auf -heim angeglichen), *Warle* und *Zisel* wüst bei Hornburg im Kr. Wolfenbüttel östlich der Oker, *Berßel* im Kr. Halberstadt, *Langeln* im Kr. Wernigerode (13. und 14. Jh. *Langele*) und *Pedel* wüst bei Seesen im Kr. Gandersheim, worauf ich wegen des anlautenden P- noch zurückkommen werde. Von den auf -el endenden ostfälischen FLN seien hier ohne weitere Erörterungen nur die weiblichen genannt, die auf einen Bachnamen zurückgehen könnten, nämlich *Bissel* bei Gustedt im Kr. Wolfenbüttel, *Feddel* bei Olber im gleichen Kreise, *Homel* bei Oerie im Landkr. Hannover, *Hondel* bei Lehre im Landkr. Braunschweig, *Pes(s)el* bei Salzdettfurt im Kr. Hildesheim-Marienburg, *Pirle* bei Salzdahlum im Kr. Wolfenbüttel, *Pissel* bei Lucklum im Landkr. Braunschweig, *Sammel* bei Destedt im gleichen Kreise, *Semmel* bei Delligsen im Kr. Gandersheim, *Soimel* bei Rüningen im Kr. Braunschweig,

*Trendel* bei Braunschweig und *Wachtel* bei Sunstedt im Kr. Helmstedt. Auf die drei mit P- anlautenden FLN komme ich später noch zurück.

Außer Flußnamen mit n-, r- und l-Suffix gehören nach den Erkenntnissen der neueren Namenforschung auch solche Flußnamen einer sehr frühen, vielleicht vorgermanischen Schicht an, die mit dem GW -apa zusammengesetzt sind. Dieses GW, im späteren Mittelalter zu -epe abgeschwächt und schließlich zur Endung -pe geschrumpft, erscheint in den ostfälischen Flußnamen *Alpe* bei Algermissen im Kr. Hildesheim, *Despe* bei Gronau und *Wispe* bei Wispenstein, beide im Kr. Alfeld als Zuflüsse zur Leine, sowie *Auschnippe* (1447 *Osnippe*) bei Ossenfeld im Kr. Münden. Dazu kommen einige ON, die den verlorengegangenen Namen ihres Dorfbaches teils verhüllt, teils offenkundig bewahrt haben, und zwar *Räbke* im Kr. Helmstedt am Nordrande des Elms nahe der Schunterquelle (1153 und 1205 *Ridepe*, 1201–1513 *Redepe*, 1310 und 1345 *Redope*, seit 1351 mit fortschreitender Angleichung der Endung an die der ON mit dem GW -beke/-bke ‚Bach‘ *Reddepke* u. ä., 1950 mda. *Repke* mit kurzum e), *Schlarpe* im Kr. Northeim und *Daspe* im Kr. Holzminden. Zweifelhaft ist die Zugehörigkeit einiger FLN, in denen H. Wesche das GW -apa vermutete<sup>13)</sup>, nämlich *Aspe* bei Spanbeck im Kr. Göttingen, 1571 ein Waldstück und daher wohl eher nach der Zitterpappel benannt (mda. *Aspe*, jünger *Espe*) wie z. B. der *Asper* bei Helmstedt, Bahrdorf und Groß Twülpstedt, *Wölpe* bei Utze im Kr. Burgdorf und bei Hillerse im Kr. Gifhorn sowie *Zarpe* bei Abbenzen im Kr. Peine, die sich wegen ihrer Verbindung mit der Präposition „im“ als männliche oder sächliche Namen erweisen und daher wohl ursprünglich mit dem später abgeschliffenen GW -beke gebildet waren.

Wer mehr über die hier behandelten Flußnamen mit n-, r- und l-Suffix und mit dem GW -apa im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine wissen möchte, findet die vollständigen Angaben über die älteren Namenformen und deren Quellen wie auch über die wahrscheinliche Bedeutung der Wortstämme in Kettners grundlegender Dissertation, die außer den Angaben über die alphabetisch geordneten einzelnen Namen auch zusammenfassende Übersichten über die verschiedenen Suffix- und Grundwortarten mit Versuchen zu deren zeitlicher und ethnischer Einordnung bietet<sup>14)</sup>.

### 3. Der „Nordwestblock“ und seine Namentypen

Zu dem Spracherbe der ostfälischen Landschaften, das über den Beginn unserer Zeitrechnung in die frühgermanische Besiedlungsepoche der vorrömischen Eisenzeit oder gar in die vorgermanische Bronzezeit zurückreichen dürfte, gehören außer den im 1. und 2. Abschnitt dieser Untersuchung behandelten Namen noch zahlreiche andere, deren konsonantische Merkmale sie als früh- oder vorgermanisch ausweisen. Der Kieler Indogermanist Hans Kuhn hat als erster 1959 auf solche Flur- und Ortsnamen in Nordwestdeutschland und in den Niederlanden aufmerksam gemacht, die von der sogenannten germanischen Lautverschiebung der indogermanischen Konsonanten p, t und k zu f, d und g bzw. ch nicht erfaßt worden sind, sondern den indogermanischen Konsonantenstand regelwidrig bis in die Neuzeit hinein bewahrt haben<sup>15)</sup>. Kuhn schloß aus dem Vorhandensein solcher Namen, daß sie schon vor der Ankunft germanischer Siedler von der alteingesessenen, nicht germanischen Bevölkerung des Landes geprägt und von den Germanen übernommen worden waren, ohne daß sie



dabei einer durchgreifenden Veränderung im Sinne einer Anpassung an die Sprache der neuen Herren des Landes anheimfielen. Namen mit derartigen vor- oder frühgermanischen Merkmalen fand H. Kuhn vornehmlich in einem weiten Gebiet, das vom Harz im Osten über Westfalen und das westliche Niedersachsen bis in die Niederlande reicht und im Westen vom Tal der Oise begrenzt wird, während nach Nordosten der Lauf der Aller im wesentlichen die Grenze der von Kuhn zusammengetragenen alten Namen bildet. Da vergleichbare Namenformen südlich dieses Raumes in denjenigen Gebieten Deutschlands und Frankreichs fehlen, wo nach den Berichten der antiken Schriftsteller und nach den archäologischen Befunden vor Beginn unserer Zeitrechnung Kelten siedelten, kann das uns „unverschoben“ überlieferte alte Namentgut nicht keltischen Ursprungs sein. Es muß vielmehr von einem Volke stammen, das zwar ebenfalls wie die Germanen und Kelten der indogermanischen Völkerfamilie angehörte, aber zu keinem jener Völker gerechnet werden kann. Ein Gesamtname für dieses indogermanische Volk zwischen Kelten und Germanen ist von den antiken Schriftstellern leider nicht überliefert worden. Deshalb wählte H. Kuhn für den von ihm als eine sprachliche Einheit erkannten Siedlungsraum im nordwestlichen Europa die behelfsmäßige Bezeichnung „Nordwestblock“<sup>16)</sup> und hob als seine Hauptmerkmale FLN und ON mit anlautendem P- anstelle des germanischen F-, mit auslautendem -t anstelle des germanischen -d, mit st-Suffix, s-Suffix und k-Suffix hervor. Ich stelle im folgenden neben den schon von H. Kuhn angeführten Beispielen für diese Namentypen aus Ostfalen das Material zusammen, das ich darüber hinaus unter den von mir für das Ostfälische Wörterbuch verzettelten Flur- und Ortsnamen mit ihren mundartlichen Formen und älteren schriftlichen Belegen fand, verzichtete aber, um den Rahmen dieser Arbeit nicht über Gebühr zu dehnen, auf etymologische Erörterungen, wie sie H. Kuhn für die von ihm untersuchten Namen gegeben hat.

### 3 a. Namen mit anlautendem P

Zu dieser Gruppe stellte H. Kuhn aus Ostfalen die ON *Peine*, *Pöhlde* im Kr. Osterode und *Pdel* wüst bei Seesen im Kr. Gandersheim, ferner die Bachnamen *Pandelbach* am Westrande des Harzes bei Münchhof im Kr. Gandersheim, *Pisser*, einen Zufluß der Fuhse in den Landkreisen Braunschweig und Peine, und *Peseke*, einen Zufluß der Ecker im Hochharz, sowie den mittelalterlichen FLN *Pesere* bei Schöppenstedt im Kr. Wolfenbüttel<sup>17)</sup>. Dazu kommen zahlreiche weitere FLN und ON aus dem Zettelarchiv des Ostfälischen Wörterbuches mit anlautendem P, die allerdings hier nur soweit in Betracht kommen können, wie ihr BW nicht ein aus dem Lateinischen oder Griechischen entlehntes Kulturwort der mittelalterlichen Zivilisation ist und sich damit als verhältnismäßig junge Neuprägung erweist. Das gilt z. B. für *Pāgen*- ‚Arbeitspferd‘, *Panne*- bzw. *Penner*- ‚Pfand bzw. Pfandnehmer‘, *Pāpen*- ‚Pfaffe‘, *Pār(e)*- ‚Pferd‘, *Pingest*- ‚Pfungsten‘, *Pīpen*- ‚Röhre‘, *Pott*- bzw. *Pötjer*- ‚Topf‘ bzw. ‚Töpfer‘, *Pōt*- ‚Pfropfreis‘ und *Pracher*- ‚Bettler‘, um hier nur die häufigsten Bestimmungswörter unserer FLN mit P- zu nennen. Auch auf die Behandlung der einstämmigen Wörter mit anlautendem P für Bestandteile der freien Naturlandschaft wie *Paul* und *Pump* für kleine stehende Gewässer, *Pogge* für ‚Frosch‘ im nördlichen Ostfalen und *Pippele* bzw. *Pöppele* für ‚Pappelbaum‘ soll hier verzichtet werden, weil ihre Herkunft noch nicht befriedigend geklärt ist. Schließlich

bleiben hier diejenigen ON und FLN mit anlautendem P- aus den ehemaligen Amtsbezirken Vorsfelde und Calvörde des Kr. Helmstedt und aus dem Ostteil des Kr. Gifhorn im nordöstlichen Grenzraum Ostfalens außer Betracht, die unzweifelhaft oder doch höchstwahrscheinlich wendischen, also slawischen Ursprungs sind wie die ON *Parleib*, *Parsau* und *Plastu* und die FLN *Parwiß* bei Berenbrock, *Passek* bei Warmenau, vielleicht auch *Paschenbrücke* bei Grasleben im Amt Helmstedt (wohl nicht zu Päschen ‚Ostern‘, sondern zu Passek), *Politz* und *Poneitz* bei Rühren und *Prias* bei Bergfeld.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig (= Bd. XXX der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen). Hildesheim 1967. — <sup>2)</sup> Bernd-Uwe Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Rinteln 1972 (= Bd. 6 der Reihe ‚Name und Wort‘, Göttinger Arbeiten zur niederdeutschen Philologie, hrsg. v. H. Wesche). — <sup>3)</sup> Walther Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen (= Bd. 5 der Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes). Wernigerode 1929. — <sup>4)</sup> Werner Burghardt, Die Flurnamen Magdeburgs und des Kreises Wanzleben (= Bd. 41 der Reihe ‚Mitteldeutsche Forschungen‘). Köln 1967. — <sup>5)</sup> Mechthild Wiswe, Die Flurnamen des Salzgittergebietes (= Bd. 17 der Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte). Braunschweig 1970. — <sup>6)</sup> Albert Hansen, Landschafts- und Namenkunde des obersten Allertales (Kr. Haldensleben) und der Dörfer im Südwesten des Kr. Wolmirstedt. Durchschlag eines Typoskripts von 1956 aus dem Nachlaß des Verfassers im Braunschweigischen Landesmuseum. — <sup>7)</sup> Paul Graff, Geschichte des Kreises Alfeld. Hildesheim 1928. — <sup>8)</sup> Hans Kuhn, Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Nordwestdeutschland und den Niederlanden (in: Westfälische Forschungen 12, 1959, S. 5 ff.); hier S. 17. — <sup>9)</sup> wie Anm. 5; hier S. 167 f. — <sup>10)</sup> wie Anm. 8; hier S. 17. — <sup>10a)</sup> Werner Flechsig, Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen (in: Northeimer Heimatblätter 1953, Heft 1/2, S. 3 ff.); hier S. 42 f. — <sup>11)</sup> wie Anm. 2; hier S. 334. — <sup>12)</sup> wie Anm. 8; hier S. 11. — <sup>13)</sup> Heinrich Wesche, Apa zwischen Elbe und Ems (in: Namenforschung. Festschrift für A. Bach. Heidelberg 1965, S. 228 ff.). — <sup>14)</sup> wie Anm. 2. — <sup>15)</sup> wie Anm. 8. — <sup>16)</sup> wie Anm. 8. — ferner: Rolf Hachmann, Georg Kossack u. Hans Kuhn, Völker zwischen Germanen und Kelten. Neumünster 1962; hier S. 105 ff. u. 129 ff. — <sup>17)</sup> wie Anm. 8; hier S. 6.

## Die Pulvermühle in Lucklum

Von Joachim Dette

Die an den westlichen Rand des Dorfes Lucklum anschließende Flur trägt den Namen „Pulverberg“. Eine heute nicht mehr genau lokalisierbare Pulvermühle gab dieser Flur die Bezeichnung.

Als Standort wurde ein Platz zwischen „der Neuen und Kopper Mühle auf der Wafe“ angegeben, also am Fuße des Pulverberges. Im Laufe der Jahrhunderte veränderten die ehemaligen Ober- und Unterlieger das Flußbett der Wabe zur Verbesserung des Gefälles. Dabei verwischten sich die Spuren dieser Mühle.

1568 verpachtete der Komtur die Pulvermühle an den Braunschweiger Bürger Hans Radecken auf 20 Jahre. Die Pacht betrug 5 Thl. pro Jahr und „soviel Pulver als man zu schießen mit kurtzen Rohren bei der Comthurey braucht“. 1572 erhält Philipp Sievers, ebenfalls Braunschweiger Bürger, über die von ihm wieder

aufgebaute Pulvermühle einen Pachtbrief auf 20 Jahre gegen 5 Thl. Zins und 10 Pfund Schießpulver. 1585 darf die Witwe des Philipp Sievers die Mühle wieder aufbauen unter Benennung eines Bürgen, der für die durch Explosionen entstandenen Schäden gegenüber der Komturei und den Einwohnern Lucklums haftet. In die Reihe dieser Verträge schließt sich die Witwe des Hans Radecken 1591 ein.

Die Familien Radecken und Sievers betrieben die Pulvermühle anscheinend abwechselnd. Die langjährig abgeschlossenen Pachtverträge kamen nie zum Tragen. Die Vermutung läßt auf ein vorzeitiges Ende der männlichen Vertreter dieser Familien als Opfer ihres Berufes schließen. 1608 vermerkt das Lucklumer Hausbuch die Verpachtung der zu einer Walkemühle umgebauten Pulvermühle an den Braunschweiger Bürger Thomas Wolter auf drei Jahre. Damit enden die Berichte über die Pulvermühle wie auch deren Nachfolgerin, der Walkemühle.

Die alten Pulvermühlen gehörten zur Gattung der Stampfmühlen. Eine vom Wasserrad angetriebene Daumenwelle (Nockenwelle) hob fortlaufend Stampfer an, die durch ihr Eigengewicht wieder nach unten fielen. Das untere Ende der Stampfer war mit einem kreuzförmigen Messingschuh versehen. Dieser zerkleinerte die zur Pulverherstellung benötigten Materialien Salpeter, Schwefel und Holzkohle in einem eingelassenen mörserähnlichen Holzgefäß. Enthielten diese Materialien Sand oder Steine, so entstanden beim Zerkleinern Funken, die die gefürchteten Explosionen auslösen konnten. Die in leichter Holzbauweise erstellten Pulvermühlen fielen dabei den Flammen zum Opfer.

Ein Autor des frühen 18. Jahrhunderts äußert sich in einem Fachbuch dazu folgendermaßen: „Die Ursachen warum jezuweilen die Pulvermühlen in die Luft fliegen, werden selten bekannt, denn entweder crepiren die Pulvermacher mit, und also bleibet die Ursache verschwiegen, oder sie kommen mit dem Leben davon; dann pflegen sie allezeit solchen Dingen die Schuld beizulegen, die ihnen aus der Noth helfen und ihren Unfleiß und Unachtsamkeit oder Ungeschicklichkeit bemänteln müßten.“ Gleichartige Erkenntnisse dürften seinerzeit den Komtur bewogen haben, die Pulvermühle in eine Walkemühle umzuwandeln.

Quellen: Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel 8 N Gr. V Nr. 19. — Beyer: Theatrum machinarum molarium. 1735.

## *Ein Unglücke kummt selten alline*

Von Heinrich Heike-Cramm

Dei beste Foßfänger in der ganzen Gegend, dat was Haiken Heirich. In jeden Haarste fung hei immer seine feiif — sess Fösse. Ober 100 Stücke weren't tei gauer lest, un datei keimen noch ne ganze Masse Ilke un Maartschen.

Seine Spezialität was dei Foßwitterunge, dei hei na en geheimen Rezepte sick sülmst terechte make. Mit düsser Witterunge könne hei dei Fösse kilometer-weit anlocken bet in dei gaut varsteckten Fallen rinter.

Seine Jagdgewahre härren gleiiks na'n valorenen Kreiie dei Amerikaners alle kaputt eslan, sei was hei froh, wennichstens noch seine Fallen tei hämm.

Sei wei et det marjens dämmere, denne was Heirich ok all underweechs un revedeiere seiine Fallen. Dütt Mal moßte't aber erlieben, dat dei Foß dei Ankerkette abberetten härre un mit samt der Falle wech'elopen was. Upp der dauigen Gastensaat könne man dei frische Sleepspur gaut sein.

Heirich lechte also seiin Fahrraad in'n Scharseeegraam un güng immer der Spur na, umme den Foß tei haalen; teiirst twir uber't Gastenstücke, denne lang upp'en deipgeplaichten Acker hoch, uber'n Kerkenwech wech, an lauter Messhuckens lang bet dichte an dei Sumbarrsche Straate ran. Da sach hei gleiiks an den Bleitplacken un Foßhaaren, an den Feittrappen un der Waanspur, dat heiier einer seiinen Foß dot eslan, samt Falle upp'en Waan esmetten härre un wech'efahrn was. Wer düsse Slechtigkeet edan hat, dat hat hei neii rauter ekreen.

Mit'en Balch vuller Waut stäbbele Heirich denselben Wech teruie. Upp den losen Ackere was hei beistich in't Dampen ekomen. Hei wische sick grade den Sweet aff, da sach hei, wei unnen vor'n Gastenacker upp'er Straate en Lastauto anheilt, en Schafför rauterestörkt kamm, dat Fahrraad aut'en Graam trecke, upp'et Auto smatt un hille wär weiier jeich. Heirich bölke noch un drauhe mit seiinen Dachstocke, aber dat Unflat keek oberhaupt nich aff Halbe un was balle hinder Lüttchen Glei varswunnen.

Nau was Heirich irst recht in Braste, härr'ne Flinte hat, hei härre beiistimmt hinderdor ebaldert. Sei bleif ühne weiier nist ober, hei mößte tei Feite un mit läddigen Rucksacke wär na Groten Glei teruie. Underweechs mak'e sick aber all seiinen Plan teirechte. En Raad mößte ganz hille wär her, süß was hei ja upp'esmetten. Aber sei kort na'n Kreiie gaff't man wennich tei köpen un ganz beiistimmt kein Fahrraad. Wenn oberhaupt, denne könne man höjjerstens upp'n swarten Markte in Bronsweiik ein intauschen.

Na'n Middasebrot packe hei feiif Foßfelle in'n Kuffer un fuhr mit der Bahn na Bronsweiik. Gleiiks upp'en olen Bahnhobbe kamm ok all so'n fremmen Kiirl upp ühne tei: „Wat sochst dau denne? Wutt'e Tabak oder Bottere? Braukest'e Tuich oder Scheihe?“ — „Nee, dat hääbe ick allet sülmst, ick saike en Fahrraad!“ — „Au dau bist ja garnich bange, aber da wärrst'e woll kein Glücke hämm! Wat hast'e denne oberhaupt tein Tauschen in deiinen Kuffer?“ — „Da sind feiif schöne Foßfelle inne, un dafor were ick woll en Fahrraad kreiiien!“ — „Na ja! Wenn't sei is, denne tawe heiier man mal en bettschen, un ick will teiseihn, wat sick maken lätt!“ Un damidde varswannt hei in der langen Halle dor'ne grote Dör. Et dauere ok garnich lange, da was dei Kiirl wär butten un reip ühne rinter: „Minsche! Dau hast Sweiin ehat, et werdt woll klappen mit deiinen Fahrraad!“

Wei Haiken Heirich rinter kamm, stünnen da noch zwei Mannsminschen, un dei wolln nau erstemal dei Foßfelle seihn. Wei se grade beiin Bekeiiken werrn, kamm — wei teifällig — noch einer in seiner Art Pollezeiuniform rinter.

Dat was nau en ganz frechet Beist un sä: „Aha! Hier werden Schwarzgeschäfte getätigt. Wissen Sie nicht, daß das verboten ist? Die Felle sind beschlagnahmt, und wenn Sie nicht ganz schnell hier verschwinden, muß ich Sie verhaften!“

Gigen veir sone schlechten Beister was Haiken Heirich machtlos. Hei könne sick süß ja ganz gaut seiiner Haut wehren, aber heiier trecke blot den Körperen. Recht un Hülpe gaff et in der schlechten Teit ja närjens.

Wautsnaubend snappe hei seiinen läddigen Kuffer, fuhr mit den nächsten Zugge teruie un was froh, weii hei wär in Groten Glei was.

*Düssen swarten Freiidach hat hei neii vargetten,  
wo man ühne gleiiks dreimal beschetten.  
Hei weene aber nich hinderher hinder den Gelle  
un t'Aamts stelle wär ne Falle in hohen Felle.*

## AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

---

### *Die Renovierung der St. Martins-Kirche in Greene*

Von Klaus Renner

Nur wenige Kilometer breit ist das Gebiet der braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche — im wesentlichen noch heute den Grenzen des ehemaligen Herzogtums Braunschweig folgend — an der Stelle, an der die Kirchengemeinde Greene mit der St.-Martins-Kirche liegt. Die Lage ist gekennzeichnet durch den schon im frühen Mittelalter bedeutenden Übergang über die Leine.

Der unterschiedliche Wasserstand dieses Flusses hat sich auf die Tragfähigkeit des Baugrundes unterhalb des Kirchengebäudes nachteilig ausgewirkt. Die mangelhafte Beschaffenheit des Mauerwerks, vor allem an den zweischaligen Turmwänden mit loser Bauschuttauffüllung, verursachte während der letzten Jahrzehnte bedrohliche Schäden an diesem Bauwerk. Die besonderen Gefahren, die durch den ständigen Rütteleffekt der dynamischen Kräfte des Geläutes auftraten, führten bereits im Jahre 1974 zur Stilllegung der Glocken.

K. Pieper hatte in einem statisch konstruktiven Gutachten die notwendigen Sicherungsarbeiten aufgezeigt. Mit dem 1. Bauabschnitt konnte im Jahre 1977 begonnen werden. Der alte Holzglockenstuhl und die Holzbalkendecken innerhalb des Turmes wurden ausgebaut, das Mauerwerk mit Spannankern verklammert, die Bauschuttauffüllungen zur Minderung der „Silowirkung“ mit Zementinjektionen verfestigt und die Außenhaut nach Ergänzen der Fehlstellen und Schließen der Risse mit einer steinsichtigen Torkretschicht überzogen. Zuvor war es nötig, die verwitterten Sandsteingewände an den Schall- und Fensteröffnungen sowie Teile der Gesimse zu ersetzen. Neue Stahlbetondecken im Inneren sorgten für eine weitere Verfestigung des historischen Mauerwerks. Schließlich konnten 1978 auf die oberste Stahlbetondecke ein neuer Glockenstuhl aus Stabstahl aufgesetzt werden und das Geläut wieder erklingen.

Bestandteil des 1. Bauabschnittes war die Sicherung der Kirchenschiffwände. Die Bewegungen des Baugrundes und die Schubkräfte aus dem hohen Dachstuhl, bei dem vermutlich Ende des 17. Jahrhunderts die gewölbte Holzdecke einge-

baut und dafür die waagerechten Holzbalken herausgeschnitten worden waren, hatten auch an diesem Mauerwerk ihre Spuren hinterlassen. Das statische Gutachten sah daher vor, die Mauerkronen mit durchgehenden Spannankern zusammenzubinden. Parallel zu den ca. 22 m langen Längsbohrungen mußten für die anschließenden Zementverpressungen die Mauerwerksflächen innen und außen von Putz befreit werden. Der Aufmerksamkeit des Poliers einer Kasseler Spezialfirma ist es zu verdanken, daß bei Beginn dieser Arbeiten an den Innenflächen bedeutende Renaissancemalereien entdeckt wurden.

An dieser Stelle ist es angebracht, einen Blick in die bewegte Baugeschichte der St.-Martins-Kirche zu tun und die Ausstattung des Innenraumes zu erwähnen. Die Historie ist nicht in allen Punkten geklärt. K. Steinacker hat in den „Bau- und Kunstdenkmälern des Landes Braunschweig“ Band 5, der im Jahre 1910 in Wolfenbüttel erschien, darüber geschrieben. 1977 hat J. Rohé diese Feststellungen im wesentlichen bestätigen und ergänzen können. Entscheidende baugeschichtliche Aufschlüsse ergaben die im Jahre 1979 durchgeführten Grabungen der staatlichen Denkmalpflege unter der Leitung von H. Rötting, die vor Beginn der Fußbodensanierung vorgenommen wurden. Eine Dokumentation des Befundes wird im Sommer 1980 erwartet. Es gilt als sicher, daß die mittelalterliche Anlage, wie es dem Stil der ostfälischen Dorfkirchen entsprach, aus einem rechteckigen Schiff und einem eingezogenen Chorquadrat bestand. Eine Apsis war mit großer Wahrscheinlichkeit nicht vorhanden. Von den frühmittelalterlichen Bauteilen ist bei der Zerstörung im Jahre 1424 zumindest der untere Teil des Turmes erhalten geblieben. Als Entstehungsjahr für einen Nachfolgebau wird 1439 angenommen. Vermutlich ab 1575 erfolgte eine Erweiterung des bis dahin gewölbten Innenraumes sowie die Errichtung des bis heute vorhandenen Turmaufsatzes. Das Abschlußdatum dieser Bauepoche mag auf einem Stein unterhalb des Glockenhauses am Gesims auf der Nordseite mit der Jahreszahl 1578 angegeben sein. Der Innenraum wurde durch achtseitige hölzerne Pfeiler in drei Schiffe geteilt, wobei das Mittelschiff fast die doppelte Breite wie die Seitenschiffe aufweist. Die ältesten dieser Pfeiler stehen auf massiven Sockeln mit Spitzquadern und sind profiliert mit vertikalen Tauen zwischen Kehlen. Der Chor endete vermutlich im Bereich der jetzigen Kanzelwand. Als oberer Raumabschluß diente eine flache Holzdecke, von der heute noch ein Balken hinter der Orgel zeugt.

Die Gestalt der Kirche im Äußeren und Inneren stammte bis zum Zeitpunkt der jetzt laufenden Renovierung im wesentlichen aus der Zeit des Umbaues, der vermutlich um 1690 in mehreren Bauabschnitten begann. Der Chor wurde auf die Breite des Schiffes erweitert und mit drei Seiten eines Achtecks geschlossen. Die Längs- und Chorwände erhielten die heutigen rechteckigen Fenster und der Innenraum zwei weitere mächtige Holzpfeiler. Die Flachdecke wurde durch die Holztonne ersetzt, die Altarwand eingebaut und die Emporen ergänzt. Die heutige Orgel ist nachweislich im Jahre 1689 von Orgelbaumeister A. Schweimb erbaut. Sie fand ihren Standort vermutlich jedoch erst 1716, als die obere Westempore fertiggestellt war. Die Brüstung der Orgelempore stellt in ihrer Form und ihrer Detailausbildung ein typisches Merkmal des barocken Innenraumes dar, ebenso wie das Orgelgehäuse mit Akanthus-Gerank und zwei gekrönte Engel. Zu den besonderen Ausstattungsstücken gehört auch die barocke Kanzelaltarwand aus unbemaltem Holz mit reichem Zierwerk am Gehäuse,

Abb. 1:  
St. Martinskirche in Greene  
von Südwesten

Foto: E. Sitte



am auskragenden Schalldeckel und an zwei Durchgängen mit darüber hängenden Figuren des Petrus und Johannes. Eine Moses-Figur mit Gesetzestafeln diente ehemals als Kanzelträger. Der erhöhte Chorraum wird im Westen durch eine hölzerne Brüstung mit durchbrochenen Akanthus-Füllungen abgeschlossen.

Die Anordnung der Kanzel als zentrales Prinzipalstück in der Raumachse über dem Altar entsprach der am Ende des 17. Jahrhunderts einsetzenden Aufklärung, die auch in der protestantischen Theologie ihren Einzug hielt und im 18. Jahrhundert die beherrschende Geistesbewegung bleiben sollte. Die Predigt wurde der Liturgie und dem Sakrament übergeordnet, der Prediger mußte vom Kirchenschiff und von den Emporen gut zu sehen und zu hören sein.

Der im südlichen Chorbereich aufgestellte zweiflüglige Altarschrein aus dem Ende des 15. Jahrhunderts mit reichem gotischen Figurenschmuck und Zierwerk wirkt in dieser barocken Umgebung ein wenig fremd. Er stammt vermutlich aus einem Vorgängerbau und zeigt im Relief die Anbetung der Heiligen Drei Könige und auf jedem Flügel sechs Apostelfiguren.

Dokumente der Renaissance-Zeit dagegen waren an diesem Bauwerk bis zum 4. 10. 1977, als eine Handdarstellung der Wandmalereien freigelegt wurde, nur spärlich vorhanden, hatten doch die umfangreichen Umgestaltungen des Barocks den Raumeindruck des vorangegangenen Innenraumes ganz verwischt. Das besondere Interesse an der vergangenen Bauepoche und die Qualität der freigelegten Teile ließen den Entschluß wachsen, die gesamte Wandgestaltung





Abb. 2: Inneres der St. Martinskirche nach Osten gesehen vor der Renovierung

Foto: E. Sitte

freizulegen, in der Hoffnung, möglichst viele ungestörte Elemente aufzufinden. Für die laufende Renovation bedeutete das nun einsetzende Suchen und Forschen zusätzliche Kosten und Geduld insbesondere für die betroffene Kirchengemeinde, letztlich aber eine Bereicherung des Innenraumes mit beachtenswertem Kulturgut.

Zu Beginn des Jahres 1978 legte die staatliche Denkmalpflege ein „denkmalpflegerisches Gutachten zur Instandsetzung der ev.-luth. St.-Martins-Kirche in Kreiensen-Greene“ vor. P. Königfeld nimmt darin eine erste Auswertung der bis zu diesem Zeitpunkt freigelegten Wandmalereien vor. Die folgende Beschreibung stützt sich im wesentlichen auf dieses Gutachten und den Freilegungsbericht der beauftragten Restaurierungsfirma. Die endgültige Auswertung soll einer späteren kunstgeschichtlichen und theologischen Dokumentation vorbehalten bleiben.

Als Technik hat die Secco-Malerei hier Anwendung gefunden, die im Unterschied zur Fresko-Malerei auf trockenem Putzmörtel ausgeführt wurde. Eingebunden in eine wandgliedernde Architekturmalerei aus Säulen mit korinthischen Kapitellen und Friesen sind auf der Nordwand von Osten her erkennbar:

1. Christus mit der Weltkugel,
2. Apostel mit Schwert — vermutlich Simon,
3. Apostel mit Buch und Kreuzstab — vermutlich Philippus,





Abb. 3: Inneres der St. Martinskirche vor der Renovierung — Blick zu den Westemporen  
Foto: E. Sitte

4. Apostel mit Kelch — Johannes Evangelista,
5. Apostel — durch späteren Fenstereinbruch weitgehend zerstört,
6. Apostel mit Dolch — Bartholomäus.

Der mangelhafte Erhaltungszustand der Malereien auf der Südwand läßt leider die Figuren 7, 8 und 9 von Westen her nicht identifizieren.

10. Apostel mit Beil — vermutlich Matthäus,
11. Apostel mit Wollbogen — vermutlich Jakobus der Jüngere,
12. Apostel mit Keule oder Schwert — vermutlich Thomas.

Während die Architekturmalerei in verschiedenen Grautönen gehalten ist, sind die ca. 1,70 m großen Figuren in den Farben gelb-ocker, eisenoxyd, schwarz, weiß, zinnober und grün gemalt. Außer den erwähnten personengebundenen Attributen sind Christus und den Aposteln der Nimbus und jeweils ein Textteil des Glaubensbekenntnisses in deutscher Sprache beigegeben, ein Ausdruck des nachreformatorischen Verständnisses in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt der gesamten Ausmalung muß Christus gestanden haben, da die Westwand von Süden nach Norden vermutlich eine Verkündigungs-Szene, von der leider nur noch einige der besonders qualitätvollen Engeldarstellungen erhalten sind, die Bethlehemsgeschichte und die „Flucht nach Ägypten“ zeigt.

Der im Einvernehmen mit der staatlichen Denkmalpflege vorgenommene Abbau der Orgelepore, die die Darstellungen auf der Westwand zerschnitt,

wird die Möglichkeit eröffnen, neben dem Apostelzyklus von den beiden Längsemporen auch diese biblischen Szenen von einer neuen höhengestaffelten Westempore erlebbar zu machen.

Alle Beteiligten wünschen die Renovierung der St.-Martins-Kirche bis zur 1000-Jahr-Feier des Ortes Greene im Oktober 1980 zu beenden und damit ein beispielhaft dorfkirchliches Kulturdenkmal im süd-östlichen Niedersachsen für den gottesdienstlichen Gebrauch und die kunstgeschichtlich interessierte Öffentlichkeit freizugeben. Das Gelingen dieses Vorhabens hängt entscheidend von der beantragten staatlichen finanziellen Förderung für 1980 ab, ohne die weder die Kirchengemeinde Greene noch die braunschweigische Landeskirche diese Aufgabe bewältigen kann.

## *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1979*

Die Vereinsarbeit wurde im traditionellen Rahmen weitergeführt. Die Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ konnte trotz der gestiegenen Kosten im Umfang von 132 Seiten erscheinen. Heft 1, veröffentlicht in Verbindung mit der Vogelschutzstation Braunschweig, enthält als Sonderpublikation die wichtige Arbeit über „Faunistische und ökologische Aspekte für Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Strukturplanung im Raum Braunschweig“.

H. Habekost, Mascherode, vertrat unseren Verein in der Gutachterkommission im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ auf Bezirksebene im ehemaligen Verwaltungsbezirk Braunschweig. Frau Dr. M. Wiswe nahm die gleiche Aufgabe in der Kommission für den Bereich der Außenstelle Hildesheim des Regierungsbezirks Braunschweig wahr.

Frau Dr. M. Wiswe wurde in ihrer Eigenschaft als Schriftführerin unseres Vereins auf dem Niedersachsentag 1979 in den Beirat des Niedersächsischen Heimatbundes, Dachorganisation der niedersächsischen Heimatvereine, gewählt.

Die Veranstaltungen unseres Vereins fanden wiederum reges Interesse. Insbesondere nahm die Beteiligung an den Vortragsabenden in erfreulichem Maße zu. H.-H. Grote legte im Juni des Jahres die Leitung der Studienfahrten nieder. Diese wurde von R. Steding, unseren Mitgliedern als Ortsheimatpfleger von Riddagshausen bekannt, übernommen. Ab Frühjahr 1980 wird Herr Dr. D. Brandes dabei mitwirken.

Im Berichtszeitraum fanden folgende Veranstaltungen statt:

- 24.—26. 2. 1979 Sonderstudienfahrt zur Ausstellung „Die Parler und der schöne Stil“ und Besichtigungen in Knechtsteden, Zons, Neuß und Essen.
- 8. 2. 1979 Vortrag: „Auf den Spuren des Deutschen Ritterordens zwischen Oder und Weser“ (S. v. Henninges).
- 3. 2. 1979 Studienfahrt: Goslar (Städtisches Museum) und Ostharingen (H.-H. Grote, J. Salzwedel).
- 3. 3. 1979 Studienfahrt: ehemalige Ordenskommende des Deutschen Ritterordens in Lucklum (S. v. Henninges).
- 8. 3. 1979 Jahreshauptversammlung und Vortrag „10 Jahre Höhlenforschung in Frankreich (Prof. Dr. J. Daum).“

- 28. 4. 1979 Studienfahrt: Frühjahrsvegetation am Rieseberg, Bergfried und ehemaliger Wohnturm der Domäne Bahrdorf, Herrenhaus Wahrstedt (H.-H. Grote, R. Jürgens).
- 5. 1979 Studienfahrt: Einbeck (Stadtrundgang, Museum), Fredelsloh (romanische Kirche), Burgruine Grubenhagen.
- 19. 8. 1979 Studienfahrt: Besichtigung der Herzog-August-Ausstellung in Wolfenbüttel und ihrer Stationen (Prof. P. Raabe).
- 29. 9. 1979 Studienfahrt: Walkenried, Wieda, Sachsenstein, Dreierherrenstein, Ravensberg (R. Steding, G. König, W. Reinboth sen.).
- 20. 10. 1979 Studienfahrt: Die Dorfkirchen von Klein Schöppenstedt, Cremlingen, Schulenrode und Rautheim sowie die Sammlung bäuerlicher Geräte von W. Hampe, Rautheim (R. Steding, Rolfs, Berger).
- 8. 11. 1979 Vortrag: „Streifzüge durch Harzer Höhlen und ihre Forschungsgeschichte“, mit Lichtbildern (F. Reinboth jun.).
- 13. 12. 1979 Adventsandacht im Braunschweiger Dom (Domprediger A. Kraft) unter Mitwirkung der Domsingschule unter Leitung von Domkantor H. Kruse.

Der Vorstand unseres Vereins tagte im Berichtszeitraum am 2. 3. 1979 zur Vorbereitung der Jahreshauptversammlung und am 27. 9. 1979, als das Veranstaltungsprogramm für das Winterhalbjahr 1979/80 sowie der Satzungsentwurf erörtert wurden. Außerdem erläuterte der Vorstand gemeinsam mit Herrn R. Steding das Exkursionsprogramm.

Mechthild Wiswe

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Werner Hillebrand: Einführung in die Geschichte und Bestände des Stadtarchivs Goslar. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar 33). Goslar: Geschichts- u. Heimatverein 1979. 70 S., 10 Schwarzweiß-Abb., Brosch.

Anlässlich der Internationalen Archivwochen 1979 legt der langjährige Direktor der Goslarer Städtischen Sammlungen diese knappe und doch präzise Übersicht des dortigen Stadtarchivs vor. Sie soll insbesondere den auswärtigen Benutzern die erste Orientierung erleichtern. Zugleich wird verdeutlicht, welche reiche mittelalterliche Überlieferung das Archiv verwahrt, das zu Recht zu den bedeutendsten Stadtarchiven in Norddeutschland gezählt wird. Mit viel Gewinn auch liest man den der Übersicht vorangestellten Abriß der Geschichte des Archivs, dessen erstes Register bereits 1399 angefertigt wurde.

MWi

Wilhelm Kleeberg: Niedersächsische Mühlengeschichte. (Hrsg. vom Nieders. Landesverwaltungsamt, Denkmalpflege u. der Vereinigung zur Erhaltung von Wind- und Wassermühlen in Niedersachsen e. V., Hannover). 2. Auflage des verbesserten Nachdrucks. Hannover: Schlütersche 1979. 460 S., zahlreiche Schwarzweiß-Abb. im Text. Leinw.

So sehr die wirtschaftliche Bedeutung der herkömmlichen Wind- und Wassermühlen besonders seit Ende des Zweiten Weltkrieges in Verlust geraten ist, so stark hat sich das Interesse an diesen Zeugnissen des traditionellen Wirtschaftslebens verstärkt, die zugleich wichtige technische Kulturdenkmale darstellen. Der Journalist Wilhelm Kleeberg hat da gewissermaßen in letzter Stunde eine Bestandsaufnahme vorgenommen, die ergänzt ist durch die Auswertung historischer Quellen. Ihren Niederschlag fand diese Arbeit in dem erstmals 1964 erschienenen Band, der jetzt in einem ergänzten Nach-

druck vorliegt. Einleitend ist ein breit gefächter Überblick über die Geschichte des Mühlenwesens unter besonderer Berücksichtigung Niedersachsens gegeben, in dem auch die Rechtsverhältnisse sowie das Brauchtum und die Sondersprache der Müller berücksichtigt sind. Der zweite und umfangreichste Teil des Bandes enthält — nach den Regierungsbezirken und Landkreisen von 1964 geordnet — ein Verzeichnis der von Kleeberg ermittelten Mühlen mit knappen historischen Erläuterungen, die vor allem die Rechts- und Besitzverhältnisse betreffen. Es schließt sich ein Register der Müllernamen aus Niedersachsen an. In dem Nachdruck sind in einem Anhang Ergänzungen und Berichtigungen zu einigen wenigen Abschnitten gegeben. Man vermißt hier einen Hinweis auf das umfangreiche von dem inzwischen verstorbenen W. Gruhne erarbeitete handschriftliche Verzeichnis der Müller und Mühlen des alten Landes Braunschweig, das im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel aufbewahrt wird (Signatur: 273 N). Leider sind die zahlreichen Fehler der ersten Auflage in der 2. Auflage nicht verbessert worden. So muß man bei der Benutzung des Bandes Vorsicht walten lassen und möglichst versuchen, die Angaben von Kleeberg anderwärts zu überprüfen. Zahlreiche Mühlen unseres Raumes sind unberücksichtigt geblieben. So bietet der Band nurmehr eine erste Orientierung. Dennoch hat W. Kleeberg damit eine beachtliche Leistung vollbracht. Freilich wären in der 2. Auflage anstelle der üppigen Ausstattung ein umfangreicherer Berichtigungsteil und ein Ortsregister nützlicher gewesen.

M. Wiswe

Hans Adolf Schultz: Burgen und Schlösser des Braunschweiger Landes. Braunschweig: Waisenhaus-Buchdruckerei u. Verlag 1980. 192 S., 299 Schwarzweiß-Abb., 1 Übersichtskarte. Olw.

Jeder, der dem Braunschweiger Land verbunden ist, wird große Freude an der Lektüre dieser ansprechend aufgemachten Monographie haben und das Buch nicht ohne reichen Gewinn wieder aus der Hand legen.

Eine Lebensarbeit hat auf den nahezu zweihundert Seiten ihren Niederschlag gefunden. — Die Affinität des Verfassers zu dem historischen Bereich, der das anspruchsvolle Thema in gleicher Weise erfüllt wie begrenzt, wird vor allen Dingen in der Weitergabe von Einzelheiten im Zusammenhang großer oder doch größerer geschichtlicher Fakten spürbar. — Das wissenschaftliche Tagebuch, das den Historiker bei allen seinen archäologischen Begleitungen der verschiedenen Objekte begleitete und das er gewissenhaft mit Aufnahme von selbst erarbeiteten Meßdaten, mit eigenen Betrachtungen und nicht zuletzt mit kurzen Résumés von Gesprächen „vor Ort“ führte, erweist in Stil und Darstellung seinen besonderen Rang; hilft es doch mit, dem Leser das Gefühl zu geben, das Wissenswerte gleichsam auf einer Exkursion vermittelt zu bekommen. Dabei ist das Buch alles andere als eine archäologische Plauderei vor historischem Hintergrund! Der Autor gibt ein Fachwissen weiter, das sehr oft neu „ergraben“, fast immer neu vermessen, gezeichnet oder fotografiert ist.

Die Aufteilung des Stoffes ist in betontem Bezug auf die Gesamthematik regional. Für den Leser bedeutet dies eine Hilfe. Er kann gleichsam einen begrenzten Bereich des alten Braunschweiger Landes und seiner Nachbarschaft zusammen mit dem Verfasser durchwandern, wie es viele Braunschweiger unter der sachkundigen und liebenswürdigen Führung von Dr. H. eine erneute Verlebendigung eigener Erinnerungen! Schon unter diesem Gesichtspunkt hätten einer zeitgeschichtlichen Stoffaufteilung, wie verbreitet üblich, Bedenken entgegengestanden. Die regionale war in diesem Fall zweifelsfrei die bessere.

Krieg und Folgezeit haben viele historische und archäologische Dokumente vernichtet; und die Bagger arbeiten auch heute noch. Daß aber die Liebe zu diesem Stück Heimat und seiner Geschichte uns und denen, die nach uns kommen, erhalten bleibt oder neu vermittelt wird, macht dieses Buch notwendig und wertvoll.

Dr. A. Quast

30 S. 39/29-226.162. f. 1979

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

66. Jahrgang

Juni 1980

Heft 2

## *Eine Tinsdaler Fibel aus Weyhausen, Kr. Gifhorn*

Zugleich ein Beitrag zur vorrömischen Eisenzeit im Braunschweiger Land

— Herrn Dr. Werner Flechsig gewidmet —

Von Dirk Rosenstock

Bei Aufräumarbeiten im Braunschweigischen Landesmuseum, Abt. Vor- und Frühgeschichte in Wolfenbüttel, tauchten mehrere Bronzebruchstücke und ein beigefügter Zettel mit der Notiz auf: *Nach Dr. Flechsig aus Weyhausen.*

Als diese Fragmente zusammengeklebt waren, ergaben sie überraschenderweise eine fast vollständige Tinsdaler Fibel (Abb. 2). Tinsdaler Fibeln kommen nicht gerade häufig vor (Abb. 1). Das Exemplar aus Weyhausen ist der Forschung zwar schon über 100 Jahre bekannt (*Tackenberg, 1934, 30; Krüger, 1961, 25, Anm. 93*), aber außer einer schematischen Zeichnung bei *Undset (1882, 284, Taf. 28, 1)* ist es bisher noch nie gelungen, eine authentische Wiedergabe vorzulegen.

*Krüger (1961, 24)* hat Tinsdaler Fibeln in zwei Typen unterschieden.

Bei dem Typ A sind auf einer schmalen Leiste in der Mitte eine große und an den beiden Enden zwei kleinere Scheiben montiert. Der andere Typ B besteht aus einer großen bronzenen Mittelscheibe, um die herum in Richtung der Längsachse des Bügels an den jeweiligen Enden kleeblattartige Gruppen von kleineren Bronzescheiben angebracht sind. Der Bügel und die Nadel sind aus Eisen. Die Weyhausener Fibel gehört demgemäß, wie unschwer zu erkennen ist, zum Typ B.

Allerdings ist bisher bei keiner Tinsdaler Fibel eine vollständige Nadelkonstruktion erhalten geblieben; ihr Aussehen kann man sich analog zu anderen Plattenfibeln vorstellen. Die Nadel bewegte sich danach in einem Scharnier.

Bei unserer Fibel ist die Unterseite durch Rostauflagen aus zerschmolzenem Eisen, vermischt mit Sandkörnern und Knochenteilen des Leichenbrandes, völlig unkenntlich oder zerstört.

Im Gegensatz zu den kleinen schmucklosen Rundeln ist die Mittelscheibe durch konzentrische Ringe und einen Buckel in der Mitte plastisch gegliedert.

Von der Mittelscheibe sind Teile in neuerer Zeit herausgebrochen und verlorengegangen; einige der kleinen Rundeln sind ebenfalls beschädigt. Der

Schauseite liegen an zwei Stellen dicke Eisenkonkremente aus verbackenem Sand und Knochen auf, die ihr Aussehen verunstalten. Sie sind aber nicht entfernt worden, weil sie beweisen, daß die Fibel auf dem Scheiterhaufen gelegen und damit zu einer Brandbestattung gehört hat.

Die Fibel ist in ihrer Längsachse gewölbt; ihre Gesamtlänge beträgt in der Horizontalen gemessen 13,2 cm. Für den Durchmesser der Mittelscheibe ergeben sich 5,0—5,3 cm; der Durchmesser der sechs Rundeln beträgt 2,2—2,6 cm.

Die Tinsdaler Fibel hat ihren Namen von einem Gräberfeld bei Hamburg-Rissen. Die Heitbracker und die sog. Flügelnadelfibel hängen mit ihr genetisch engstens zusammen; alle drei Formen werden unter dem Begriff Plattenfibel zusammengefaßt. Die Verbreitung der Plattenfibeln ist der Abb. 1 zu entnehmen. Der Weyhausener Fund ist dabei der südlichste der Gesamtverbreitung; die meisten Funde stammen aus dem Ilmenaugebiet um Lüneburg und dem südöstlichen Holstein. Für den Nordostteil der Jastorf-Kultur in Mecklenburg und Vorpommern ist die Kartierung unvollständig. Neuere Arbeiten über dieses Gebiet liegen vor; doch sind sie nicht gedruckt und damit schlecht zugänglich. Von besonderer Wichtigkeit für unser Gebiet ist die Altmark. Die Jastorf-Kultur dieses Raumes ist zwar ebenfalls aufgearbeitet, aber nur in einer kurzen Zusammenfassung veröffentlicht (*Gomolka, 1973*).

Solange der Forschungsstand zur Jastorf-Kultur so ungleichmäßig ist, wird man aus der vorliegenden Verbreitungskarte noch keine endgültigen Schlüsse ziehen dürfen.

Das Verbreitungsbild der Plattenfibeln (Abb. 1) zeigt sie weitgehend an die Jastorf-Gruppen im Einzugsgebiet der Elbe gebunden. Der Nienburger Bereich in Nordwestdeutschland und in Brandenburg bleibt so gut wie ausgespart. Die beiden westlichen Ausreißer der Plattenfibeln in den Kreisen Verden und Nienburg hängen vermutlich mit den angenommenen Unruhezeiten am Ende der älteren bzw. zu Beginn der jüngeren vorrömischen Eisenzeit (= Latène-B 2) zusammen, wobei einzelne Bevölkerungselemente, offensichtlich aus dem nordöstlichen Jastorf-Bereich, nach Westen gelangten und diese Fibeln mitbrachten. Die beiden Exemplare an der Weser markieren somit vermutlich die untere zeitliche Grenze für die Plattenfibeln. Die Plattenfibel von Uphausen, Kr. Verden lag in einem Jastorf-c-Gefäß (*Tackenberg 1934, 31, Taf. 8, 4; 25, 3*).

In der Literatur besteht keine Einhelligkeit über ihre Lebensdauer. In der neueren Forschung zur Jastorf-Kultur im Niederelbegebiet wird seit geraumer Zeit die Meinung vertreten, Plattenfibeln seien eine Form der Stufe Jastorf b (*Harck, 1972; Häbler, 1977, 18 f.*).

Die Weyhausener Fibel stammt aus der Sammlung von *Dr. H. Thiele*, seiner Zeit Domprediger zu Braunschweig und Abt von Riddagshausen. Er war ein eifriger Sammler von einheimischen Bodenaltertümern und grub auch häufig selber aus. Ihn aber einen Raubgräber zu schelten, wäre ein Anachronismus, da zu seiner Zeit entsprechende gesetzliche Regelungen zum Schutz von Bodendenkmälern, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, fehlten. Heute müssen wir im Gegenteil froh sein, daß Abt Thiele sich um die einheimischen Altertümer gekümmert hat, weil anderenfalls vieles verlorengegangen wäre, ohne jemals bekannt zu werden. Die einheimische Archäologie hätte sich nie

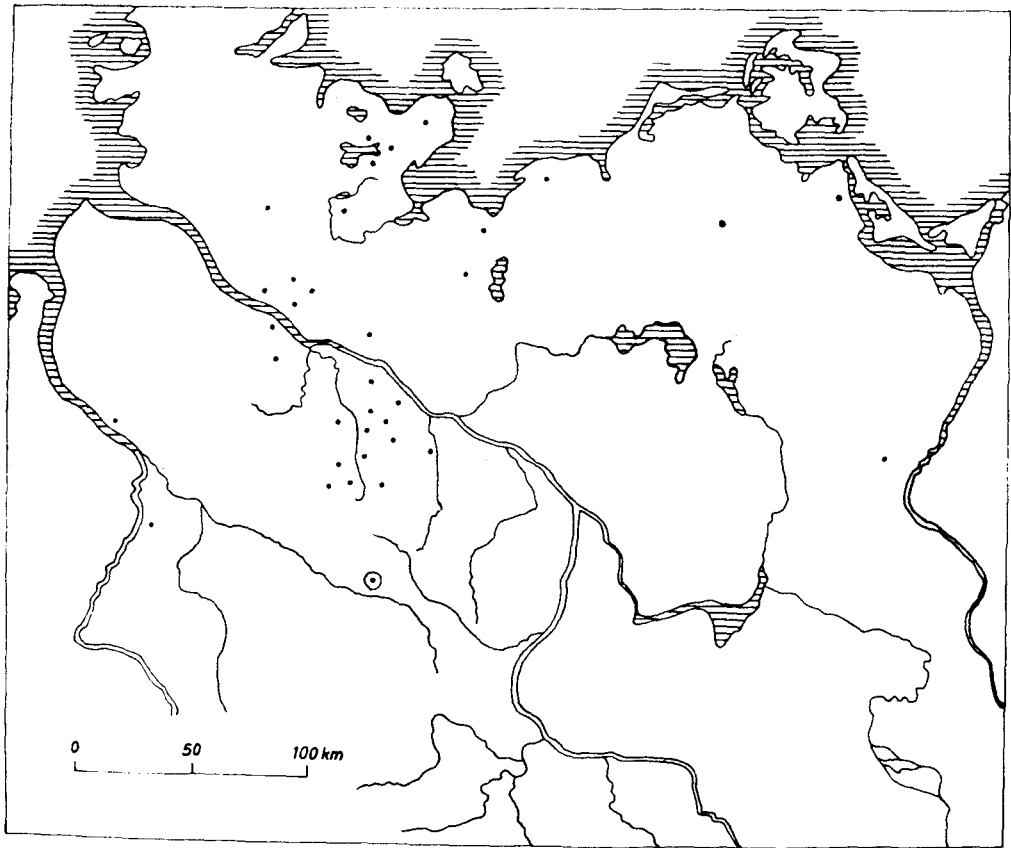


Abb. 1: Verbreitung der Tinsdaler Fibeln. Kartierung nach Krüger, 1961, und eigenen Ergänzungen. ⊙ = Weyhausen

als Wissenschaft etablieren können, wenn es nicht recht frühzeitig Liebhaber von Bodenaltertümern gegeben hätte. *Abt Thiele*, so dürfen wir heute feststellen, darf als einer der Wegbereiter für die spätere braunschweigische Vorgeschichtsforschung gelten. Leider sind seine Originalaufzeichnungen nicht in das Herzog-Anton-Ulrich-Museum gelangt. Es existieren nur einige Abschriften.

In einer lesen wir unter Weyhausen bei den laufenden Nummern 876 und 877: „Aschenkrug, gelb, rauh, Rand glatt, massiv, nach oben enge, darinnen Knochen und eine bronzene Gurtschnalle, unterwärts Eisen. — Flach beim Ebenen eines Ackers 20—30 Gefäße gefunden; die meisten waren mit Kieselsteinen bedeckt; nur dies eine erhalten.“

Die bronzene „Gurtschnalle“ ist identisch mit der hier zur Debatte stehenden Tinsdaler Fibel. Aus diesem Bericht geht scheinbar eindeutig hervor, daß sie in einem Gefäß gelegen hat. *Abt Thiele* erwähnt aber nicht, ob er bei der Bergung selber zugegen gewesen war. Aus dem Kontext kann man aber entnehmen, daß das nicht der Fall war; denn es heißt weiter, die Zerstörung der Urnen

sei für ihn Anlaß gewesen, im nächsten Frühjahr (1870) eigene Ausgrabungen vorzunehmen. Da an der Fibel Reste des Leichenbrandes haften, hatte die Fibel unzweifelhaft zu einer Brandbestattung gehört. Andererseits wird aber auch erwähnt, bei dieser Gelegenheit seien weitere 20—30 Gefäße gefunden worden. Freilich waren sie alle zerbrochen und sind deshalb, wie früher leider üblich, nicht für aufhebenswert erachtet worden. So besteht auch die Möglichkeit, daß die Fibel zu einer der nicht geborgenen, entzweigegangenen Urnen gehört hat. Mangels eines geeigneten Behälters könnte dann die Fibel nachträglich in die einzige heilgebliebene Urne getan worden sein. *Abt Thiele* hätte sie so vorgefunden und guten Glaubens gemeint, beide Dinge gehörten zusammen.

Die andere Möglichkeit, die Fibel habe in einem urnenlosen Knochenhäufchen gelegen, ist bei den geschilderten Einebnungsarbeiten sehr unwahrscheinlich; dergleichen wäre sicher nicht bemerkt worden.

Diese Vorbehalte gegenüber dem angeblichen Zusammenfund mußten aus quellenkritischen Gründen erwähnt werden. Das schließt natürlich eine eingehende Beschäftigung mit der Urne nicht aus. Es handelt sich um ein bis zum Halsansatz vollständig gerauhtes flaschenartiges Gefäß mit tiefliegendem Bauch. Der geglättete Hals ist vom übrigen Körper leicht abgesetzt. Der Rand ist ringsum vollständig beschädigt (Abb. 3).

Dieses Gefäß ist heute, wie fast alle anderen aus Weyhausen, im Braunschweigischen Landesmuseum nicht mehr auffindbar. Offenbar gehörte es zu den Beständen, die nach Kriegsschluß geplündert worden sind. Ohne Zweifel handelt es sich hierbei um ein Jastorf-a-Gefäß. Diese Form ist langlebig; sie ist bis nach Jastorf b hinein nachzuweisen.

Auch die übrigen Gefäße aus diesem Komplex, die ebenfalls nur noch als Fotos belegbar sind, sind in die beiden älteren Stufen der Jastorf-Chronologie zu datieren. Dazu paßt, daß die Urnen laut *Thieles* Angaben von Rollsteinen umstellt gewesen sein sollen. Diese Art der Grabeinfassung ist in jüngeren Abschnitten der Jastorf-Kultur nicht mehr üblich. Die Nachricht, die Gefäße seien beim Einebnen eines Ackers gefunden worden, besagt wohl, daß Grabhügel beseitigt worden sind. Sie werden nicht allzu hoch gewesen sein. Solche Anlagen sind aus der Jastorf-Kultur des Elbeeinzugsgebietes zwar für die ältere Jastorf-Stufe bekannt, aber nicht allzu häufig.

Zur Lage dieses Gräberfeldes machte *Thiele* nur ganz vage Angaben: „Bei Weyhausen nordwärts der Aller“. Nicht viel besser steht es damit bei *Müller-Reimers* (1893, 65): „*Urnenlager dicht vor Weyhausen, östlich der neuen Straße nach Fallersleben*“.

*Müller* (in *Müller-Reimers*, 1893, 65) meinte wohl die Grabungen des *Abtes Thiele*, wenn er schreibt, daß einige Urnen nach Braunschweig [zu *Abt Thiele*?] gekommen seien. Nach *Müllers* Angaben ist das Gräberfeld 1872 beim Planieren des Grundstückes von *Kötner Hoppe* zerstört worden, wobei Tausende von Urnen zu Bruch gingen. Abgesehen von der Jahresangabe stimmen die Aussagen gut mit denen des *Abtes Thiele* überein. Letzterem ist aber wegen der Jahreszahl mehr zu trauen. Wir wissen bereits, daß *Thiele* im Frühjahr 1870 gegraben hat bzw. graben ließ, nachdem er von der Vernichtung eines Gräberfeldes gehört hatte. Im Juli 1872 hat sein Sohn zwei Hügel westlich dieser Stelle unter-



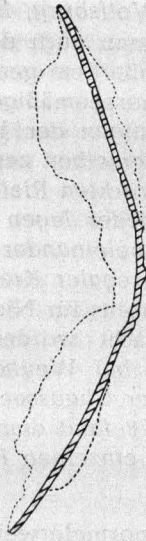
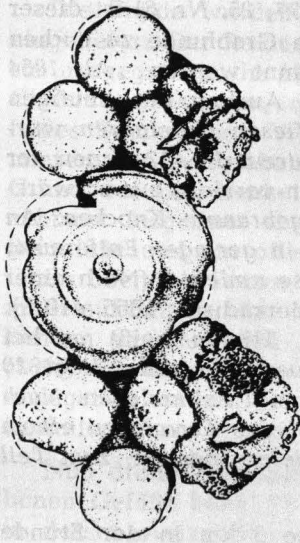


Abb. 2:  
Tinsdaler Fibel aus Weyhausen.  
Maßstab 1 : 2

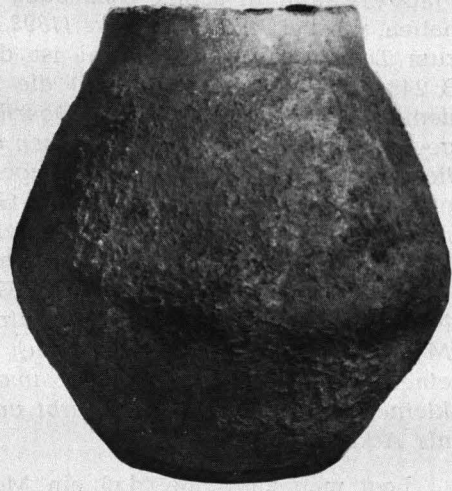


Abb. 3:  
Gefäß aus Weyhausen. Maßstab 1 : 4

sucht. Das Grundstück des *Kötner's Hoppe* kann also nicht erst 1872 eingeebnet worden sein, wie *Müller* meinte. Unter den Augen des Abtes und seines Sohnes wäre das sicherlich nicht vorgekommen!

Des weiteren kann aus den Angaben von *Thiele* und *Müller-Reimers* gefolgert werden, daß von den Tausenden damals vernichteten Gefäßen nur das Jastorf-a-Gefäß, angeblich mit Tinsdaler Fibel, gerettet wurde. Wenn auch die Anzahl der vernichteten Urnen übertrieben sein mag und allenfalls den allgemeinen Eindruck eines Augenzeugen wiedergibt, so müssen es dennoch sehr viele gewesen sein. Wenn man dann noch bedenkt, daß viele Hügel Nachbestattungen in Form von Knochenhäufchen hatten, die damals nicht beachtet wurden, so läßt sich ermessen, welche Möglichkeiten hier für die Forschung verlorengegangen sind. Ohne Zweifel ist ein riesiges Gräberfeld zerstört worden.

Die Nachricht, daß es sich bei der Fundstelle um Land des *Kötner's Hoppe* gehandelt habe, bietet einen Ansatz zu ihrer Lokalisierung. Herr Rektor *B. Wendrich*, Bodendenkmalpfleger des Kreises Gifhorn, war so liebenswürdig, mir die nötigen Unterlagen aus dem Katasteramt Wolfsburg zu besorgen. Für diese und weitere Unterstützungen sei ihm hier noch einmal herzlich gedankt! Auf der Verkoppelungskarte aus der Jahrhundertmitte erscheint zwar kein Besitzer dieses Namens, aber auf einer Karte von 1873, also in dem für uns wichtigen Zeitraum, wird ein *Kötner Friedrich Hoppe* aus Weyhausen, Haus Nr. 9, mit den Parzellen 28—30 auf einem Flurstück östlich der heutigen Bundesstraße 248 genannt. Diese Stelle trägt laut Katasterkarte die Bezeichnung „In der Diepe“. Einen Teil dieses Landes nutzte *Hoppe* als Acker, Weide und Wiese. Die Lage auf einem modernen Meßtischblatt ist ungefähr folgende: Meßtischblatt Fallersleben, Nr. 3530, r<sup>44</sup> 14375, h<sup>58</sup> 13900. Bei Voss (in: *Historisch-landeskundliche*

*Exkursionskarte von Niedersachsen, Blatt Wolfsburg, 1977, 25, Nr. 6)* ist dieser Platz erwähnt. In seiner Umgebung wird man auch die Grabfunde zu suchen haben, die bei *Müller-Reimers (1893, 65)* außerdem genannt werden: „Als 1864 zum Landstraßenbau (gemeint ist der chausseemäßige Ausbau der heutigen B 248, Anmerkung Rosenstock) die Erhöhungen der Wiesen abgefahren wurden, fand man nahe unter der Oberfläche derselben zerstreut 10—12 Urnen der gewöhnlichen Form, nur mit einigen eingedrückten Riefen verziert, aus schwärzlichem Thon. Sie wurden zerschlagen. In jeder lagen gebrannte Knochen. An einer Stelle standen sechs solcher Gefäße beieinander, in geringer Entfernung mit einem Kreise ca. 1 Fuß dicker ziemlich egalere Kreise umlegt.“ (Nach einer Notiz in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen, 1865, 410 f.). Weitere Urnenfunde sind um 1877 gemacht worden. Hierzu heißt es bei *Müller-Reimers (1893, 64)*: „*Urnenfriedhof bei Weyhausen. Derselbe liegt 20 Minuten südlich vom Orte, westlich von der Chaussee nach Fallersleben. Nach einer Besichtigung durch Dr. Hostmann 1878 fand dieser das Terrain zu einem kleinen Teile freiliegend, benarbt und mit einzelnen Kiefern besetzt; zum Teil als Ackerland bestellt.*“

Legt man zugrunde, daß ein Mensch normalerweise 5 km in der Stunde zurücklegt, so müßte die Fundstelle ungefähr 1600 m südlich von Weyhausen an der Straße nach Fallersleben liegen, die im Volksmunde „Ohse-Weg“ oder „Weyhauser Kirchweg“ genannt wurde. In diesem Bereich ist auf einem Meßtischblatt im Braunschweigischen Landesmuseum, Abteilung Vor- und Frühgeschichte (Nr. 3530, r<sup>44</sup> 12500 h<sup>58</sup> 13375), handschriftlich ein Urnenfriedhof eingetragen. Nun läßt sich heute nicht mehr feststellen, auf wen und auf Grund welcher Kenntnisse die Eintragung zurückzuführen ist. Ich halte diese Festlegung aber für falsch. Ein Urnenfriedhof an dieser vermeintlichen Stelle läge nämlich mitten im Barnbruch. Ein recht ungewöhnlicher Platz für ein vorgeschichtliches Gräberfeld! Zwar ist der Weyhauser Kirchweg schon älter — das Blatt Fallersleben der kurhannoverschen Landesaufnahme von 1781 kennt ihn schon mit etwas andersartigem Verlauf —, aber die offizielle, d. h. chausseeartige Verbindung zwischen Fallersleben und Weyhausen war bis in unser Jahrhundert die heutige Bundesstraße 248 über Stellfelde. Sie verläuft westlich von Weyhausen.

Eine Fundstelle an ihrem Verlauf läge also südwestlich und nicht südlich von Weyhausen.

Nun kommen im *Müller-Reimers (1893)* nachweislich häufiger Ungenauigkeiten und Fehler vor, so daß die Angaben nicht in jedem Fall unbedingt wörtlich zu nehmen sind. Nehmen wir stattdessen an, das Gräberfeld habe eigentlich 1600 m südwestlich von Weyhausen gelegen, so kommen wir tatsächlich in den Bereich, den wir schon weiter oben als Gräberfeldareal ausgemacht haben. Über diesen Fundkomplex schreibt Müller in *Müller-Reimers (1893, 65 f.)* offenbar nach einem Fundbericht von *Christian Hostmann*: „*Die Anordnung der Gefäße scheint im Friedhofe nicht sehr regelmäßig gewesen zu sein. Bald standen sie unter einer großen, mit Feldsteinen gestützten Steinplatte, bald ganz frei im Sande, bald waren sie verschlossen durch einen Thondeckel, bald fehlte jede Deckung. Auch fanden sich kleine Mulden in der Erde (dän. Brandpletter), in denen die verbrannten Knochen lagen und mit einem Deckel zugedeckt waren.*“

Die Funde wurden 1878 in das damalige Provinzialmuseum zu Hannover eingeliefert. Der Revierförster *Bünnemann* und der Amtsrichter *Christiani* haben sie ausgegraben. In Hannover hatte man von dieser Tätigkeit erfahren und *Christian Hostmann*, den bekannten Ausgräber des kaiserzeitlichen Gräberfeldes Darzau, nach Weyhausen entsandt, um sich an Ort und Stelle zu informieren. Die Ausgrabungen waren aber schon beendet, und *Hostmann* sah auf Grund der Gegebenheiten keine Veranlassung, eine Nachuntersuchung vorzunehmen. Insgesamt sind 14 Gefäße nach Hannover gekommen, darunter zwei Beigefäße und ein offensichtlich frühneuzeitliches mit gewelltem Standfuß und Glasurüberzug. Dieses Gefäß ist aber ausgesondert worden und heute nicht mehr auffindbar. Von den übrigen Gefäßen fehlen heute fünf, die ehemals vorhanden gewesen sind. Außerdem sollen nach dem Bericht von *Müller-Reimers* (1893, 64) weitere fünf Gefäße geborgen worden sein, die nach Braunschweig abgegeben worden sein sollen. Einige andere soll der Bürgermeister *Mumme* in Fallersleben bekommen haben, über deren Verbleib nichts bekannt ist.

Nun drängt sich natürlich der Gedanke auf, die nach Braunschweig abgegebenen Gefäße habe *Abt Thiele* erhalten. Wie wir aber bereits wissen, gibt es in dessen Aufzeichnungen keinerlei Andeutungen dafür. Die Gefäße aus der Sammlung *Thiele* stammen aus älteren Grabungen.

Offensichtlich hat *Hostmann* bei seinen Recherchen in Weyhausen erfahren, daß Urnen nach Braunschweig gekommen sind. So bezog sich diese Meinung also auf einen Sachverhalt, der schon einige Jahre zurücklag.

Die Urnen und Beigaben gehören meist in die Stufen Jastorf b bis Ripdorf. Es sind aber auch einige ältere und jüngere Bestandteile darunter. Da sie bei *Tackenberg* (1934) aufgeführt sind, erübrigt sich eine nochmalige Aufzählung.

Wenn die Fundstelle dieser Gegenstände von mir richtig lokalisiert worden ist, dann schlosse sich westlich davon auf dem Heidbleek nördlich von den Moschewiesen ein weiteres Gräberfeld an. Vielleicht bildeten die beiden Teile aber ein großes zusammengehöriges Gräberfeld.

Von diesem Gräberfeld sind heute auf dem Heidbleek allenfalls 11 Hügel erhalten geblieben, die durch geplante Bauarbeiten in ihrem Bestand ohnehin gefährdet sind. Hierzu gehören auch sicherlich die drei Hügel, die von *Dr. Gummel* am 17. und 18. Juli 1922 teilweise untersucht worden sind. Ein Grabhügel maß 12 m im Durchmesser und war 1 m hoch. Die beiden anderen Hügel waren beschädigt. Bei diesen Untersuchungen sind mehrere Knochenhäufchen in der Hügelaufschüttung und an der Basis beobachtet worden. In einigen Knochenhäufchen befanden sich Keramikbruchstücke (Landesmuseum Hannover, Inv.-Nr. 23901 a, b, d), u. a. von einem Henkelnapf mit getupftem Rand (*Tackenberg*, 1934, 124, Beilage 8) und die Randscherben einer Abart des Harpstedter Rauhtopfes, die *Tackenberg* (1934, 57) in die Ripdorf-Stufe datiert.

Die Lage dieser drei Hügel soll 200 m von der Stelle entfernt sein, wo um 1862 einige Urnen zu Tage kamen. Über diese Ausgrabungen liegen ebenfalls Nachrichten vor: „In der Nähe des Ortes befindet sich eine ca. 100 Morgen große Haidstrecke, die Haidebleck genannt wird; darauf befanden sich früher mehrere Hundert Erdhügel, unter welchen besonders Graf von der Schulenburg-Wolfsburg Untersuchungen anstellen ließ, bei denen man Knochen, Urnen mit Asche, eiserne Speere, Ringe usw. fand. [...] Durch die fortschreitende Acker-

kultur und jene Umgrabungen ist der größte Teil der Hügel verschwunden und sind nur noch wenige Denkmäler vergangener Zeiten übrig geblieben." (Schulze, 1893, 132 f.). Auch bei Müller-Reimers (1893, 64) sind die Grabungen des Grafen von der Schulenburg erwähnt: „Zahlreiche Grabhügel in Weyhausen sind in unserer Zeit durch den Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg aufgedeckt. Bronzen in der Sammlung Freiherr von der Gabelentz (†).“ Diese Gegenstände sind der Vorgeschichtsforschung bisher nicht bekannt geworden. Es ist auch sehr fraglich, ob sie überhaupt noch existieren.

Die ältesten überlieferten Grabungen in Weyhausen fanden schon 1844 statt. Im Museum Salzwedel sind Unterlagen darüber und zwei angeschmolzene Bronzestücke erhalten geblieben. Damals hatte der für die einheimische Archäologie später so berühmte *Johann Friedrich Danneil*, Sprachforscher, Historiker und Mitbegründer des Dreiperiodensystems in der Vorgeschichtsforschung (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit), im Auftrage des Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg einige Grabhügel aufgedeckt und dabei mehrere Leichenbrandflächen ohne Gefäße bemerkt. *Danneil* berichtete über diese Ausgrabungen im 8. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie, 1845, 9 f. Dabei stellte er „auf der Weide“ eine große Menge sehr niedriger, fast ganz verflachter Hügelchen fest. Die Hügel waren mit Asche und Kohle reichlich durchzogen. Der Leichenbrand war in einer bloßen Aushöhlung im Boden beigesetzt. In einem Hügel fand er 6–10 solcher Leichenbrandlager. Steine hat er bei diesen Gräbern nie beobachtet. Außerdem traf er in einem Hügel ca. 1 1/2 Fuß tief ein vollständiges Skelett mit Kopf im Westen an. Die Ausbeute an Funden bestand in einem bronzenen zerbrochenen Arming, den Bruchstücken einer bronzenen Fibel, von einer Form, wie sie in den „Wendengräbern“ üblich war (zu *Danneils* Zeiten nannte man frühkaiserzeitliche Fibeln „Wendenspangen“, weil man sie irrtümlicherweise mit den Slawen in Verbindung brachte), einem eisernen Ring und mehreren nicht deutbaren Bruchstücken.

Diese Befunde decken sich vortrefflich mit denen von *Gummel* 80 Jahre später. Es darf vermutet werden, daß *Danneil* entweder auf dem Heidbleek direkt oder — was wegen des Ausdrucks „auf der Weide“ wahrscheinlicher ist — auf der östlich sich anschließenden Flur „Mosche“ gegraben hat. So ist Weyhausen engstens mit den ersten methodischen Ansätzen der Vorgeschichtsforschung in Deutschland verbunden.

Die Lage der von *Gummel* 1922 gegrabenen Hügel ist festgehalten worden (Meßtischblatt Fallersleben 3530, r<sup>44</sup> 13875 h<sup>58</sup> 14170). *Gummel* erwähnte in seinem Grabungsbericht außerdem zwei Urnen, die ganz in der Nähe 1913 beim Urbarmachen herausgekommen sein sollen, aber nicht erhalten geblieben sind. Auf einem Meßtischblatt im Braunschweigischen Landesmuseum, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, ist im westlichen Teil des Försterkampes, der sich nördlich des Heidbleekes erstreckt, handschriftlich die Signatur für ein Urnengräberfeld eingetragen (Blatt Fallersleben Nr. 3530 r<sup>44</sup> 13375 h<sup>58</sup> 14800). Diese Lokalisierung ist in etwa identisch mit jener in der Fundortkartei des Museums in Gifhorn.

Auch der Tierarzt *Dr. Lüders* aus Fallersleben hat Aufzeichnungen hinterlassen, aus denen hervorgeht, daß am Heidbleek an mehreren Stellen Gruppen

von Hügeln gelegen haben. Weitere Gräberfunde sollen nach Ausweis der Gifhorner Akten weiter westlich, am östlichen Ausgang des alten Ortskerns, im heute überbauten Gebiet, von Weyhausen festgestellt worden sein.

Um nicht noch die letzten Reste dieser Denkmale der Vorzeit zu tilgen, müßten die wenigen verbliebenen schärfstens unter Schutz gestellt werden.

Schon *Tackenberg* (1934, 89) war aufgefallen, daß die Weyhausener Funde in der Mehrzahl kulturell in das Jastorfgebiet an der Ilmenau weisen. Daneben glaubte er aber auch Anklänge an den westlichen Nienburger Bereich feststellen zu können. Wenn man solchen Fragen nachgeht, so macht sich die Tatsache hinderlich bemerkbar, daß das zeitliche Verhältnis zwischen dem Nienburger Typ (gekennzeichnet durch die charakteristische Terrine) einerseits und den Früh-Jastorf-Formen unterelbischer Prägung andererseits noch nicht deutlich genug herausgearbeitet werden konnte.

Das Gebiet um Weyhausen ist mit Sicherheit seit der Stufe Jastorf a/b durch Träger der unterelbischen Jastorf-Kultur besiedelt gewesen. Leider ist die Entwicklung in der vorrömischen Zeit im westlich anschließenden Papenteich noch nicht untersucht worden. Neben Nienburger Formen sind aber auch unterelbische nachzuweisen.

Südlich vom Allerurstromtal haben wir erst in Königslutter „Ochsendorfer Weg“, in der Nähe von Beienrode, Kr. Helmstedt, ein größeres Gräberfeld (*Fuhse*, 1917, 182 ff.), das bessere Einsichten in den kulturellen Ablauf zuläßt. Die Gefäßformen von dieser Stelle gehören vornehmlich dem Nienburger Kreis an. Das Gräberfeld ist mindestens in die Ripdorf-Stufe hinein belegt worden, wie das Gefäß (*Fuhse*, 1917, Abb. 156) und der Osenring (*ebd.*, Abb. 181) beweisen. Auch Fibeln, die im allgemeinen erst in dieser Phase auftreten, sind vorhanden.

Das genannte Gefäß zeigt eine Form, wie sie auf dem mittellatènezeitlichen Gräberfeldteil des Kapellenberges bei Schwanefeld, Kr. Haldensleben, wenige Kilometer nordöstlich von Helmstedt, häufiger nachzuweisen ist (nach Materialaufnahme *Dr. Flehsig*). Für das südniedersächsische Bergland ist aus dem oberen Teil des Leinetales im Gräberfeld von Weende bei Göttingen ein ganz ähnliches Gefäß bekannt geworden (*Tackenberg*, 1934, 141, Beilage 35, Nr. 43), allerdings ohne datierende Beigaben.

Dieses schalenartige Gefäß mit steilem Hals und kurzem Rand kann als eine Leitform für die Mittellatènezeit im Nienburger Bereich gelten. Genetisch hängt es mit dem Lauinger Typ zusammen (*Tackenberg*, 1934, 91 f.), der seinerseits Beziehungen zu Ripdorf-Formen des unterelbischen Jastorkreises aufweist und letztlich in Jastorf-b-Form wurzelt.

Ein weiteres Gräberfeld mit Nienburger Formen ist jenes vom Sand- oder Bierberg bei Groß Steinum an der Gemarkungsgrenze nach Beienrode, Kr. Helmstedt (*Fuhse*, 1917, 172 ff.). Bei *Fuhse* (*ebd.*, Abb. 150) ist außerdem ein weiteres Gefäß genannt und abgebildet worden, das eindeutig dem Todendorfer Typ des Unterelbegebietes entspricht. Von gleicher Stelle sollen nach *Fuhse* (*ebd.*) zwei weitere Gefäße stammen, die Jastorf-c-Profil aufweisen (*Fuhse*, 1917, Abb. 151 und 152). Nun gibt es außerdem drei weitere Gefäße mit Jastorf-b- bzw. -c-Profil, die bei *Fuhse* nicht genannt werden (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, Inv.-Nr. 75:321, 75:322, 75:635). Sie

sind ebenfalls Ende des 19. Jahrhunderts gefunden worden, offenbar beim Bau der Verbindungsstraße von Groß Steinum nach Beienrode. Sie könnten deshalb von der gleichen Stelle stammen, wie die oben bei *Fuhse* genannten Gefäße. *Fuhse* gibt für den Fundplatz an, daß er an dem östlichen Ende des Sand- oder Bierberges gelegen habe, ungefähr 200 m östlich von der Stelle, wo sich das Gräberfeld mit dem Nienburger Anteil befand.

Wenn diese Nachrichten und Schlüsse zutreffen — und es gibt keinen einleuchtenden Zweifel daran —, dann hätten wir den interessanten Nachweis von zwei Gräberfeldern in unmittelbarer Nähe, die offenbar von verschiedenen Bevölkerungsgruppen benutzt wurden. Selbst wenn die Belegungsphase mit den unterelbischen Jastorf-Formen jünger sein sollte, und somit zeitlich erst nach dem Nienburger Typ in Erscheinung tritt, so ist doch auffallend, daß offenbar eine räumliche Trennung vorliegt. Wir können in der Jastorf-b-Phase in unserem Raum mit neuen Bevölkerungselementen rechnen, die vom Norden stammten.

Die Verhältnisse in der Gemarkung von Groß Steinum stellen nun keinen Einzelfall dar.

Das Gräberfeld von Emmerstedt, Kr. Helmstedt, enthielt Gefäßformen, die Beeinflussung durch den Todendorfer Typ zeigen, obwohl dieses Gräberfeld zur Nienburger Gruppe zu rechnen ist.

Genauer wird man hierzu aber erst sagen können, wenn das Gräberfeld zur Gänze bearbeitet ist. *Frau Feick* vom Braunschweigischen Landesmuseum, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, ist zur Zeit damit beschäftigt.

Nun ist im vorgeschichtlichen Schrifttum häufig die Meinung zu lesen, die unterelbische Jastorf-Kultur zeige eine ausschließliche, zumindest aber eine starke Bindung an glaziale Sandböden. Die bisher angeführten Beispiele scheinen diese Ansicht zu bestätigen.

Aber schon im Falle von Emmerstedt befinden wir uns im Grenzsaum von Sand- zu Lößboden im Süden.

Die Nienburger Gruppe siedelte auf beiden Bodenarten. Es gibt aber auch einen Nachweis von unterelbischem Jastorf inmitten der braunschweigischen Lößlandschaft. Es handelt sich hierbei um ein Gräberfeld bei Ohrum, Kr. Wolfenbüttel, von dem aber nur wenige Gefäße bekannt geworden sind. Eines davon zeigt Jastorf-b-Profil. Das Gräberfeld ist gegen Ende des 19. Jahrhunderts völlig zerstört worden; 12—20 Gefäße sollen beobachtet worden sein. Dem schon öfter genannten *Abt Thiele* verdanken wir auch diese Belege.

Das südwestlich von Ohrum gelgene Gräberfeld vom Eichberg bei Gielde, Kr. Wolfenbüttel, ist dagegen von Nienburger Einflüssen geprägt. Aber auch hier machen sich in der Mittellatènezeit Einwirkungen bemerkbar, die von der unterelbischen Jastorf-Gruppe ausgingen. In der Spätlatènezeit scheint sich dieser Einfluß sogar noch zu verstärken, denn es findet sich nun eine Situla unterelbischer Prägung. Eine Rollenkappenfibula aus der Stufe B 2 der älteren römischen Kaiserzeit hat Merkmale, die einerseits auf die rheinwesergermanische Gruppe des Westens, andererseits aber auf den elbgermanischen Kreis an der Unterelbe hinweisen. Mit der Stufe B 2 bricht die Belegung auf dem Eichberg ab. Die Bearbeitung dieses überaus wichtigen Gräberfeldes durch *Dr. Niquet* wird u. a. deutlich werden lassen, ob dieses Gräberfeld seit der älteren

Kaiserzeit auch von Elementen der rheinwesergermanischen Kultur erfaßt wird, die in mehreren Siedlungen um Gielde nachgewiesen ist.

Bei Lauingen sind zwei oder gar drei Gräberfelder der vorrömischen Eisenzeit bekannt, die geeignet erscheinen, einige der hier aufgeworfenen Probleme zu klären. Nördlich von Lauingen, an der Chaussee nach Rieseberg, lag unmittelbar östlich dieser Straße in einem Waldstück, das unterschiedlich „In den Föhren“ oder auch „In den Führen“ genannt wird, ehemals ein Gräberfeld, das im vorigen Jahrhundert durch mehrere Ausgräber (*Abt Thiele, Mülter, Jungesbluth*) wohl vollständig ausgebeutet worden ist. Dieses Gräberfeld ist im wesentlichen während der Ripdorf-Stufe belegt worden (*Fuhse, 1917, 191 ff.*) und ergab reiche Beigaben von Früh- und Mittellatènefibeln. An Gefäßen fanden sich sowohl solche mit unterelbischem Ripdorf-Profil als auch vom „Typ Lauingen“. Das Gräberfeld ist zeitgleich mit dem genannten von Schwanefeld. Neben vielfältigen Übereinstimmungen in Gefäßformen, Beigaben und Bestattungsritus zeigt es aber auch Unterschiede. Worauf diese zurückzuführen sind, ist ein offenes Problem. Das Gräberfeld von Lauingen erreicht mit seiner Belegung die Seedorfstufe. Das zeigen eine Situla unterelbischer Prägung und eine rechteckige eiserne Fibel, eine sogenannte „Langobarden“fibel (*Fuhse, 1917, Abb. 194, 239*). Ein anderes Gräberfeld liegt westlich von Lauingen auf dem Haidberg oder Sandberg. Hier wurden wiederholt Gefäße vom Nienburger Typ geborgen. Möglicherweise stammen auch das Nienburger Gefäß (Braunschweigisches Landesmuseum, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, Inv.-Nr. St. M. A. I. a. 2671) und der Harpstedter Rauhtopf (AUM 1101) von dieser Stelle. Es kommt aber als Fundstelle auch der Heilige Berg östlich von der Fundstelle „In den Föhren/Führen“ in Betracht, auf dem ebenfalls ein Gräberfeld gelegen haben soll.

Auf dem Gräberfeld Haidberg konnte auch ein frühkaiserzeitlicher Grabfund mit einer Sporenausrüstung sichergestellt werden. Dieses Gräberfeld könnte demnach einen ähnlichen Belegungsablauf aufweisen wie der Eichberg bei Gielde. Eine vermutete Kontinuität läßt sich nur durch planmäßige Grabungen feststellen, die auch notwendig sind, da ein Sandgewinnungsbetrieb allmählich die Anlage zerstört.

Auch im braunschweigischen Land, so hat es den Anschein, haben die Träger der Ripdorf-Kultur neue Gräberfelder angelegt und die alten bereits vorhandenen nicht weiter benutzt. Wir erkennen hierin den Unruhehorizont wieder, der bereits weiter oben zur Sprache gekommen ist. In diesen neuangelegten Friedhöfen während der Ripdorf-Stufe darf man aber nicht von vornherein die archäologische Hinterlassenschaft einer fremden Bevölkerung erblicken. Im Unterelbegebiet brechen ebenso wie in unserem braunschweigischen Lande viele alte Begräbnisplätze ab und neue werden an anderer Stelle angelegt. Möglicherweise verbergen sich hinter diesen Vorgängen Veränderungen innerhalb der Jastorf-Bevölkerung.

Viele der hier angeschnittenen Fragen sind von *Dr. Flechsig* in seiner großen Arbeit über die späte Bronze- und frühe Eisenzeit aufgegriffen und in ähnlicher Weise gedeutet worden. Leider ist diese Arbeit infolge mißlicher Zeitumstände nicht gedruckt worden. So ist bis heute von der Forschung nicht recht zur Kenntnis genommen worden, daß die Nienburger Gruppe nur der westliche Teil eines größeren, bis nach Brandenburg hineinreichenden Kulturkreises ist, der

durch jastorfische Anregung auf spätausitzischer und Hausurnenkultur-Grundlage entstanden ist. Wir dürfen ihn ebenso als germanisch bezeichnen wie den engeren unterelbischen und nordostdeutschen Jastorfkreis. *Tackenberg* hat diesen Sachverhalt zwar auch gesehen, aber wohl nicht deutlich genug herausgehoben. So steht die Forschung nach wie vor auf dem Standpunkt, die Nienburger Gruppe sei vor allem auf den mittelniedersächsischen Raum beschränkt gewesen. In Wahrheit ist dieses aber nur der westliche Ausläufer eines größeren Kulturkreises.

Das braunschweigische Nordharzvorland scheint somit kulturell ähnlich geprägt gewesen zu sein wie das östlich benachbarte Gebiet zwischen Ohre und Unstrut (*Nuglisch 1969*). Hier mischten sich ebenfalls jastorfische Einflüsse unterelbischer mit solchen Nienburger Art. Dabei sind starke lokale Unterschiede festzustellen. Die Forschung ist noch weit davon entfernt, differenzierte Aussagen zu diesem Problem machen zu können. Eines zeichnet sich bisher für unser braunschweigisches Gebiet ab. Schon in der vorrömischen Eisenzeit machen sich in wechselnder Stärke und zu unterschiedlichen Zeiten nordelbische, mittelelbische und westliche Einflüsse bemerkbar. Bis in unsere Tage ist diese eigentümliche Dynamik festzustellen.

Das nördliche Allerufer um Weyhausen gehörte dagegen voll und ganz zum unterelbgermanischen Formenkreis der Jastorf-Kultur. Die Tinsdaler Fibel als ein ausgesprochen nördlich beheimatetes Trachtenschmuckstück unterstreicht diese Feststellung auf das nachdrücklichste.

Ihre Wiederauffindung bildete den Anlaß für diese Zeilen. Sie sind Herrn Dr. *Werner Flechsig* gewidmet, dem wir ihre Erhaltung zu verdanken haben.

Die Tinsdaler Fibel ist im Braunschweigischen Landesmuseum, Abteilung Vor- und Frühgeschichte, unter der Nr. 75:1059 inventarisiert. Die Zeichnungen fertigte *E. Huschenbedt* an, ebd.

#### Literaturverzeichnis:

F. Fuhse, Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. in: *Mannus* 8, 1917, 134—210. — H.-J. Gornka, Die vorrömische Eisenzeit in der Altmark und in den Kreisen Genthin und Havelberg. in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift* 14, 1973, 555—561. — O. Harck, Nordostniedersachsen vom Beginn der jüngeren Bronzezeit bis zum frühen Mittelalter. Hildesheim 1972. — H. J. Häbeler, Zur inneren Gliederung und Verbreitung der vorrömischen Eisenzeit im südlichen Niederelbegebiet. Teil I. Hildesheim 1977. — H. Krüger, Die Jastorkultur in den Kreisen Lüchow-Dannenberg, Lüneburg, Uelzen und Soltau. Neumünster 1961. — P. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig, Bd. 1. Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt. Wolfenbüttel, 1896. — J. H. Müller und J. Reimers, Vor- und frühgeschichtliche Alterthümer der Provinz Hannover. Hannover 1893. — K. Nuglisch, Zur Kenntnis der älteren Latènezeit im Gebiet zwischen Ohre und Unstrut. in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 53, 1969, 375—414. — H. Schulze, Geschichtliches aus dem Lüneburgischen. Geschichte der Aemter und Ortschaften Gifhorn, Fallersleben, Meinersen und Isenhagen mit Knesebeck nebst Sagen, statistischen Nachrichten über sämmtliche Ortschaften obiger Aemter und Actenstücke. 4. Auflage, Sangerhausen, 1893. — K. Tackenberg, Die Kultur der frühen Eisenzeit (750 vor Christi Geburt bis Christi Geburt) in Mittel- und Westhannover. Hildesheim und Leipzig 1934. — I. Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Eine Studie in der vergleichenden vorhistorischen Archäologie. Hamburg 1882.



# *Königslutter am Elm in der Zeit der französischen Fremdherrschaft 1807-1813*

Von Heinz Röhr

Die Zeit der französischen Fremdherrschaft 1807—1813 brachte für das Herzogtum Braunschweig einschneidende Veränderungen. Das Land verlor seine Selbständigkeit und wurde Teil des Königreichs Westfalen, dem auch Gebiete von Hannover und Hessen-Kassel zugeschlagen wurden. Die Ämter verschwanden. Als neue Verwaltungseinheiten entstanden Departements, Distrikte und Kantone. Scharf trennte man Verwaltung und Rechtspflege voneinander. In den Kantonen wurden besondere Kanton-Gerichte, die unter der Leitung eines Friedensrichters standen, eingerichtet. Alle Untertanen wurden rechtlich gleichgestellt und die Vorrechte des Adels abgeschafft. Dieser verlor auch seine Steuerfreiheit. Der Zunftzwang wurde aufgehoben und eine allgemeine Gewerbefreiheit eingeführt (1).

Die braunschweigische Kleinstadt Königslutter, die damals einschließlich des Stifts Königslutter und der Landgemeinde Oberlutter 2 374 Einwohner zählte, gehörte während der Zeit der französischen Fremdherrschaft zum Distrikt Helmstedt im Departement Oker. Sie war Hauptort des Kantons Königslutter, den man aus dem früheren Amt Königslutter, verschiedenen Adels- und Klostergerichten sowie Teilen der Gografschaft Wendessen, Amt Campen (Fürstentum Lüneburg) gebildet hatte. Zu dem Kanton zählten folgende Orte (Municipalitäten): Stadt Königslutter mit der Amtsfreiheit und dem Stift Königslutter einschließlich des Hagenhofes, Oberlutter, Süplingen, Süplingenburg, Groß Steinum, Sunstedt, Schickelsheim, Rottorf, Lem, Langeleben, Scheppau, Glentorf, Boimstorf, Rotenkamp, Rieseberg, Bornum und Lauingen. Als Amtssitz diente das Gebäude des früheren Amtes, der ehemaligen Burg von Königslutter, als Canton-Maire wurde der frühere 2. Bürgermeister der Stadt Ferdinand Albert Albrecht eingesetzt, zum Friedensrichter der ehemalige 1. Bürgermeister der Stadt, Johann Adrian Christoph Holzhausen, bestimmt.

Zweifellos wurde durch die Neugliederung die Verwaltung vereinheitlicht und verbessert. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Versuche des Canton-Maires Albrecht, der zugleich Maire der Stadt Königslutter war, die *Dorf*gemeinde Oberlutter der Stadt anzugliedern. Da kein besonderer Municipal-Beamter für die Landgemeinde vorgesehen war, ging Albrecht von der Voraussetzung aus, daß diese ebenso wie die vormalige Stifts- und Amtsfreiheit, für die noch nicht einmal eine eigene Gemeindekasse vorhanden war, mit der Stadt eine Kommune ausmachen sollte. Er hielt dieses für eine sehr günstige Lösung und begründete das in einem Schreiben an den Unterpräfekten von Weichs in Helmstedt am 9. 10. 1809 mit folgenden Worten: „Die Gemeinde Oberlutter ist ohnstreitig eine der ärmsten Gemeinen im Königreiche, indem deren Bewohner außer ihren Häusern und Gärten weiter keine Grundstücke besitzen, und die Häuser, deren Besitzer größtentheils aus armen Professionisten bestehen und mit dorfmäßigen schweren Abgaben als Herrendienste usw. sehr belastet sind. Die große Einquartierungslast, worunter der hiesige Ort und die Gemeine Oberlutter schon seit drei Jahren seufzen, hat beiden Örtern große Schulden gebracht und kann Unterzeichneter das Elend besonders des letzteren Ortes gar nicht groß genug schildern“ (2). Er betonte, daß die meisten Hauswirte dort noch nicht einmal in der Lage wären, Beiträge zur Erhaltung ihrer

Armen zu leisten und wies darauf hin, daß eine gemeinsame Verwaltung wesentlich billiger und vorteilhafter sein würde. Die Gemeinde Oberlutter bat aber den Unterpräfekten in einem Schreiben vom 8. 1. 1810 darum, sie mit einem eigenen Orts-Maire und selbständiger Kasse bestehen zu lassen. Zur Begründung führte sie u. a. aus: „Die Commune gehört nicht zu den kleinsten. Sie hat 65 Feuerstellen, 788 Seelen, eigene Hirten und ihre eigenen Weide-Orter mit dem Stift zusammen. Sonst hatte sie auch ihre eigene Obrigkeit und stand unter dem Amte.“ Ein königliches Dekret entschied am 1. 4. 1810, daß für die ganze Kommune, Stadt, Oberlutter, Stifts- und Amtsfreiheit, nur ein Budget aufgestellt werden sollte, die Ein- und Ausgaben von Oberlutter aber gesondert aufzuführen seien. Die vollständige Eingemeindung von Oberlutter, die zweifellos für beide Seiten sehr vorteilhaft gewesen wäre, wurde also nicht erreicht. Sie wurde erst 1924 vollzogen.

In wirtschaftlicher Hinsicht spielte in der Stadt Königsutter der Handel mit dem dort gebrauten Ducksteinbier, das nach Hannover und Hessen, vor allem aber in die preußischen Lande und sogar nach Holland exportiert wurde, die wichtigste Rolle. Brauberechtigt waren 73 Hausbesitzer. Trotz des blühenden Ducksteinhandels galt Königsutter aber nicht — wie Hassel und Bege 1802 ausdrücklich betonen (3) — als eine wohlhabende Stadt. In den teuren Kriegszeitern ließ die exportabhängige Brautätigkeit in Königsutter stark nach. So heißt es rückblickend auf diese Jahre in einem Schreiben des Vorstehers der Brauergilde an das Fürstliche Kreisgericht Königsutter vom 26. 10. 1815: „Bekannt ist jedoch, daß in älteren Zeiten der Duckstein ungleich stärker gewesen sey als jetzt und seit 30 und mehreren Jahren, welches vorzüglich darin seinen Grund hat, daß theils das Holz, Böttcherlohn usw. damals wohlfeiler, theils der Absatz des Ducksteins ungleich stärker gewesen, indem solcher in vorigen Jahren weit und breit verfahren ist, daher ein jeder der 73 Brauer 7 bis 8-mal im Jahre gebrauet hat, stat daß das Brauen, noch dazu bei jetzt nur halben Gebrauen gegenwärtig unter den noch vorhandenen 71 Brauern noch kaum 1 1/2 mal im Jahre herum kommt“ (4).

Das Handwerk blieb gegenüber den Verhältnissen im 18. Jahrhundert fast unverändert. Manche Handwerker, z. B. die Schuhmacher, die u. a. für die durchziehenden russischen Truppen Stiefel anfertigen bzw. reparieren mußten, hatten gut zu tun; die meisten aber klagten über die schlechten Zeiten. Die von der westfälischen Regierung eingeführte Gewerbefreiheit führte in Königsutter zur Entstehung mehrerer neuer Gastwirtschaften und Weinhandlungen. Die Stadt mußte daraufhin dem Pächter des Stadtkellers, der bis dahin das alleinige Privileg für den Ausschank fremder Biere und Branntweine und den Weinhandel besessen hatte, die Pachtsumme auf die Hälfte herabsetzen. Von den Händlern standen sich die 10 Branntweinbrenner und die Kornhändler, die zugleich Brauer waren, am besten. An besonderen Betrieben bestanden in Königsutter in dieser Zeit eine gut gehende Krappfabrik, eine Wachstuchmanufaktur, zwei Tabakfabriken und eine Buchdruckerei mit Schriftgießerei und Kupferdruckerei (6).

Die Landwirtschaft spielte in Königsutter während der Zeit der französischen Fremdherrschaft noch eine beträchtliche Rolle. Der Grundbesitz des Gesamtortes befand sich fast ausschließlich in den Händen des ehemaligen Stifts (1 284 Morgen, Grundsteuer 1 996 Francs), der Brauer-Sozietät, die u. a. die Ländereien des ehemaligen von Knesebeckschen Adelsgutes erworben hatte

(558 Morgen, 905 Francs), des Hagenhofs (430 Morgen, 960 Francs), des Herrn von Lauingen zu Wendessen (221 Morgen, 342 Francs), der Erben des Herrn von Schwarzkoppen (168 Morgen, 305 Francs) und des ehemaligen Klosters Mariental (129 Morgen, 197 Francs). Bemerkenswert dabei war, daß das Acker- und Wiesenland des Stifts Königslutter einschließlich des Hagenhofs und das des ehemaligen Zisterzienserklosters Mariental auf den Namen der beiden französischen Generale Gardanne und Dorsenne als Donataires (Beschenkte) eingetragen war. Von den Forsten galten 2 150 Waldmorgen als Besitz des Königs, 1 160 und 390 Waldmorgen als Eigentum der Dorfgemeinden Oberlutter und Rottorf. Die wohlhabenderen Bürger der Stadt besaßen im allgemeinen 1—2 Morgen Acker- oder Gartenland sowie 4 Schweine, manche auch eine Kuh und 2 Pferde. Die einfachen Leute mußten sich mit einem kleinen Garten zufrieden geben (7).

Die gesamte Bevölkerung der Stadt, die an der alten Heerstraße von Braunschweig nach Magdeburg ein bevorzugter Rastplatz war, litt sehr unter den häufigen, fast täglichen Einquartierungen. Vor allem die Beschaffung des notwendigen Pferdefutters machte große Schwierigkeiten. Viele Bürger waren durch die Einquartierungslast völlig verarmt und nicht mehr in der Lage, ihre Steuern pünktlich zu entrichten. So entstanden Steuerrückstände, die ständig mehr als 1 000 Taler ausmachten und in manchen Jahren den durchschnittlichen städtischen Etat von wenig mehr als 2 000 Talern fast erreichten (5). Der Präfekt des Departements Oker übte wegen der nicht eingegangenen Steuergelder einen starken Druck auf den Maire aus und drohte sogar, ihn wegen Unfähigkeit im Amt zu entlassen. Der Maire konnte aber seinen Eifer in dieser Sache nachweisen und das Schlimmste verhüten. Stark belastend wirkten für die Stadt auch die langfristigen Anleihen, die sie aufnehmen mußte. Bereits 1806 wurde sie gezwungen, zur Finanzierung der häufigen Einquartierung beim Durchzug preußischer und französischer Truppen von der Depositen-Kasse 1 000 Taler zu entleihen, die sie nur sehr langsam abtragen konnte. Sehr unangenehm für die Stadtkasse war schließlich, daß von ihr vorgeschossene Gelder nicht rechtzeitig zurückgezahlt wurden. Das betraf z. B. 428 Taler, die sie bereits während des Siebenjährigen Krieges in den Jahren 1757—59 dem Stift und dem Amt geliehen hatte, damit diese ihre Unkosten für die Einquartierung französischer Truppen begleichen konnten. Sie waren 1809 noch nicht zurückerstattet. Die Stadt versuchte auf jede nur mögliche Weise ihre Finanzlage zu bessern und das ständige Defizit in der Stadtkasse zu beseitigen. So unterließ sie es z. B., die jedes Jahr eintreffenden Einquartierungsgelder an die Bürger weiterzugeben, sondern verwendete sie für eigene Zwecke, ließ rücksichtslos den um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgeforsteten „Tannenkamp“ abholzen und verkaufte die letzten Maulbeerbäume von der ursprünglich herrschaftlichen Maulbeerbaum-Plantage. Nur dadurch war es ihr möglich, die „unendlich große Last der Einquartierung“ zu tragen und die „schwierigen, nahrungslosen Zeiten“ zu überstehen.

#### Quellenmaterial:

(1) A. Kleinschmidt: Geschichte des Königreichs Westfalen. Gotha 1893. — (2) Stadtarchiv Königslutter: VI, 5. — (3) Hassel und Bege: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Braunschweig 1802. — (4) Stadtarchiv Königslutter: B II, 33. — (5) Stadtarchiv Königslutter: RI, 48—49. — (6) Der kleine Westphale. Halle 1808. — (7) Stadtarchiv Königslutter: St XIII, 13.

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Dorferneuerung*

Von Rolf Siebert

In einer bayerischen Zeitung des Jahres 1802 findet sich der Hinweis, daß die Dörfer verwahrlost seien und dringend erneuert werden müßten, „auf daß unsere Dörfer wieder lachende Wohnplätze würden“. — Von einer Verwahrlosung der Dörfer kann heute wohl kaum mehr jemand sprechen, wohl aber dürfte das Ziel, wieder lachende Wohnplätze zu schaffen, stets aktuell bleiben.

Die Dorferneuerung ist nun seit einigen Jahren endlich zu einem Programm des Bundes und der Länder geworden, das erhebliche finanzielle Förderung erfährt. Der Dorferneuerung wird ein entscheidender Beitrag zur Stärkung der Eigenentwicklung, der Lebenskraft und des Lebenswillens der ländlichen Gemeinden beigemessen, denn das gesellschaftspolitische Ziel, gleichwertige Lebensverhältnisse auch für den ländlichen Raum zu schaffen, ist nur zu erreichen, wenn die Bevölkerung sich mit ihrem Heimatdorf identifiziert und insbesondere die Jugend eine positive Einstellung zu ihrem Dorf behält.

Die Dorferneuerung wird im Rahmen des Gemeinschaftsaufgabengesetzes „Verbesserung der Agrarstruktur und des Küstenschutzes“ von den Landwirtschaftsministerien des Bundes und der Länder gefördert. Mit der örtlichen Durchführung in Niedersachsen sind die Ämter für Agrarstruktur betraut. So ist also das Amt für Agrarstruktur in Braunschweig in den Kreisen Gifhorn, Helmstedt, Peine und Wolfenbüttel und in den kreisfreien Städten Braunschweig, Salzgitter und Wolfsburg zuständig. Den Südteil des neuen Regierungsbezirkes betreut das Amt für Agrarstruktur in Göttingen.

Wir alle wissen, daß unsere Dörfer sich im Wandel befinden: Abseits größerer Städte nimmt ihre Einwohnerzahl ab, und sie verlieren damit an Lebenskraft; sofern sie dagegen im Einzugsbereich der Städte liegen, werden sie zu Wohngemeinden, und schließlich unterliegt die Landwirtschaft seit Jahren einem immer stärkeren Strukturwandel: Viele Betriebe geben auf, und die Betriebe, die mit der allgemeinen Einkommensentwicklung Schritt halten wollen, müssen ihre Produktionskapazitäten vergrößern oder ihre Betriebsstruktur umstellen. Ferner möchte auch der Landwirt nicht mehr unbedingt in alten, mehr oder weniger verfallenden Häusern wohnen, die zu feucht, zu klein, zu niedrig sind. Diese völlig normale Entwicklung hat zu schwerwiegenden Veränderungen in den Dörfern geführt, die von vielen Menschen in Stadt und Land als immer negativer angesehen werden:

- Viele Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude stehen leer und verfallen,
- viele alte und früher schöne Häuser werden mit ortsfremden Materialien verkleidet,
- viele neue Häuser werden gebaut, die vielleicht an den Rand einer Stadt passen, nicht aber dem Charakter und dem Stil der ortsüblichen Bauweisen entsprechen,



Neu gestalteter Dorfteich in Geitelde, Stadt Braunschweig

- viele Straßen werden nur unter dem Gesichtspunkt der Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs ausgebaut, ihre Funktion als Kommunikationsraum wird dagegen nicht beachtet,
- viele Dorfplätze werden zu häßlichen Verkehrsknotenpunkten,
- viele Bäume verschwinden und werden allenfalls durch pflegeleichten englischen Rasen und Blumenkübel ersetzt,
- schließlich: Die Jugend und diejenigen Fremden, die gerne auf dem Lande wohnen möchten, siedeln in den Neubaugebieten am Dorfrand, während der alte Ortskern verödet, vergreist, trostlos wird.

Die Dorferneuerung hat daher folgende Ziele:

- Die Freude am Wohnen im alten Ortskern muß erhalten bleiben.
- Die Freude am Wohnen in landschafts- und ortstypischen Häusern muß wieder selbstverständlich werden.
- Der „Alpen-Nordsee-Einheitsstil“ muß wieder von den vielen Haustypen unserer Heimat verdrängt werden.
- Neubauten sind dem ursprünglichen ortsüblichen Stil anzupassen.
- Beim Ausbau der Straßen, Plätze und Wege ist auf ihre Bedeutung als Kommunikationsräume Rücksicht zu nehmen. Fahren, Gehen und Kinderspiel

sind als gleichberechtigte Nutzungen der „Verkehrsflächen“ soweit wie möglich zu beachten.

- Vorhandene Bäume, Gebüsch und Grasflächen sind zu erhalten und ggf. wieder anzupflanzen. Städtisch gestaltete Grünanlagen gehören nicht ins Dorf. Die Bäume müssen landschafts- und standortgerecht sein.
- Gewässer — Dorfteiche und Bäche — müssen wieder sauber und freigelegt werden. Sie dürfen keine unterirdischen Kloaken bleiben.
- Die Ortsränder sind in die Landschaft einzubinden.
- Zusammengefaßt:

Das Dorf muß wieder lebensfähig werden.

Das Dorf muß wieder zu seinem eigenen Charakter zurückfinden.

Das Dorf muß wieder eine lebendige Gemeinschaft werden.

Das Dorf muß wieder liebenswert werden.

Die Dorferneuerung muß also sehr behutsam und mit viel Verständnis von Bürgern, Gemeinden und Staat angefaßt werden, damit nicht, wie Bundesminister Ertl einmal sagte, dem Dorf die Seele ausgehaucht wird.

Der wichtigste und schwierigste Teil des Weges dorthin ist die Aufklärung. Nicht jeder Dorfbewohner ist ohne weiteres bereit, die Ziele auch im Detail und überall anzuerkennen. Das hat keineswegs etwas mit mangelnder Einsicht zu tun, sondern in der Regel sind es handfeste und wohl überlegte Gründe: Das Modernisieren alter Gebäude ist unverhältnismäßig teurer als der Neubau, die alten Höfe sind nur unter großem Kostenaufwand an moderne landwirtschaftliche Betriebsbedürfnisse anpaßbar, nur ungern trennt sich ein Hofbesitzer, dessen Familie schon seit Generationen dort lebt, von einem Gebäude, um es einem anderen z. B. zum Umbau als Wohnhaus zu überlassen; der Verkehr nimmt zu, und damit die Gefahren für Fußgänger und Kinder, und auch der moderne landwirtschaftliche Verkehr benötigt heute gut befahrbare, tragfähige und schnelle Straßen; Bäume und Grasflächen machen mehr Arbeit und kosten die Gemeinde mehr Geld als Rasen und Blumenkübel, und schließlich: die Gewässer sind nur unter Einsatz erheblicher Geldmittel sauber zu bekommen.

Aber dennoch: Vielerorts spürt man, daß durch die Verwendung allzu billiger Materialien bei der Modernisierung und durch den Wunsch nach Pflegeleichtigkeit ein Unbehagen entstanden ist, und immer mehr Gemeinden und Bürger sind bereit, der Schönheit und Ursprünglichkeit und der alten Kultur zuliebe tiefer in die Tasche zu greifen.

Der zweite Weg, der gegangen wird, um der Dorferneuerung zum Erfolg zu verhelfen, ist die eingangs schon genannte staatliche Förderung. Der wesentliche Inhalt der Richtlinien für die Förderung der Dorferneuerung vom 1. Juni 1977 im Rahmen des Gemeinschaftsaufgabengesetzes „Verbesserung der Agrarstruktur und des Küstenschutzes“ sind:

1. Die Förderungsmittel können für die Finanzierung von Dorferneuerungsmaßnahmen zur integralen Verbesserung der Agrarstruktur schwerpunktmäßig in Gemeinden und Ortsteilen von Gemeinden verwendet werden, deren Siedlungsstruktur durch die Land- und Forstwirtschaft wesentlich geprägt ist.





Wiederherstellung und moderner Ausbau des alten Pfarrhauses in Vallstedt,  
Gemeinde Vechelde, Kreis Peine

2. Es können gefördert werden: Verbesserung der innerörtlichen Verkehrsverhältnisse, Hochwasserfreilegung, kleinere Erholungsmaßnahmen und Freizeiteinrichtungen, Kinderspielplätze, Treffpunkte, Sitzecken, Grünanlagen, Freilegung und Ausbau von innerörtlichen Bachläufen, Ortsrandgestaltung, Straßenbeleuchtung, Erhaltung und Gestaltung landwirtschaftlicher Bausubstanz mit ortsbildprägendem Charakter, kleinere bauliche Maßnahmen, die zur Verbesserung des Ortsbildes beitragen, wie z. B. Einfriedungen, Toreinfahrten, Brunnen, Treppen, Mauern, Pflasterungen, Hinweisschilder und Denkmale, Neubau, Modernisierung, Instandsetzung und Umnutzung landwirtschaftlicher Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Erwerb und Abbruch von Gebäuden und Grunderwerb im Zusammenhang mit den vorstehend genannten Maßnahmen.

Aufgrund dieser Förderungsrichtlinien konnten in den Jahren 1977 bis 1980 vom Amt für Agrarstruktur in Braunschweig Dorferneuerungsmaßnahmen in den Dörfern Beierstedt, Bettmar, Geitelde, Gevensleben, Grasleben, Hedeper, Isenbüttel, Räpke, Wehre, Süplingen, Vallstedt, Velstove und Watenstedt gefördert werden. Die Investitionen, die von Bürgern und Gemeinden zur Erneuerung ihrer Dörfer aufgebracht wurden, sind beträchtlich: Im Bezirk des Amtes für Agrarstruktur Braunschweig waren es 14,6 Mio. DM, die mit 6,0 Mio DM bezuschußt werden konnten, wobei zu beachten ist, daß Maßnahmen der Gemeinden in der Regel mit 70 bis 90 %, die der privaten Eigentümer jedoch nur mit 15—30 % gefördert werden konnten. Das Verhältnis der privaten zu den öffentlichen Investitionen betrug 6,7 : 7,9 Mio. DM. Diese Zahlen zeigen, welcher



Bedarf besteht, und welch großes Verständnis und Interesse bei Bürgern und Gemeinden doch vorhanden ist.

Neben dieser Förderungsmöglichkeit, die den Schwerpunkt bildet, gibt es noch verschiedene andere Finanzierungshilfen, die jedoch im ländlichen Raum nur sehr begrenzte Wirkung haben, wie z. B. durch das Städtebauförderungsgesetz, das in Dörfern nur in Ausnahmefällen Anwendung fand, weil das zur Verfügung stehende Geld in die Städte gelenkt wurde (eine Ausnahme in unserem Raum war Abbenrode). Hilfreich können ferner Förderungsmöglichkeiten nach dem Wohnungsmodernisierungsgesetz, im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues, der Denkmalpflege, nach dem Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz und gewisse Steuervorteile bei Modernisierungsvorhaben und bei Vorhaben zur Erhaltung kulturhistorisch und städtebaulich wertvoller Gebäude sein.

Schließlich muß auch der Bundeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ genannt werden, dessen Ziele seit 1979 den Zielen der Dorferneuerung angepaßt wurden. Dieser Wettbewerb hat ganz erheblich dazu beigetragen, den Sinn für den Charakter unserer Dörfer und die Kultur unseres Landes zu fördern.

Leider ist nun das bundesweite Förderungsprogramm zur Dorferneuerung bis 1980 befristet, und die Mittel waren letztlich doch so knapp, daß außer den oben genannten Dörfern keine Förderung mehr möglich war. Nur die Dörfer, in denen Flurbereinigungen durchgeführt werden, können zur Zeit in begrenztem Umfang Dorferneuerungsmittel bekommen. Die Landesregierungen aller Bundesländer und der Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten haben jedoch die Absicht, ab 1981 die Dorferneuerung als ständiges Programm einzurichten, so daß die Aussicht besteht, daß diese so dringend notwendige Aufgabe unserer heutigen Zeit die ihr gebührende Aufmerksamkeit erfährt.

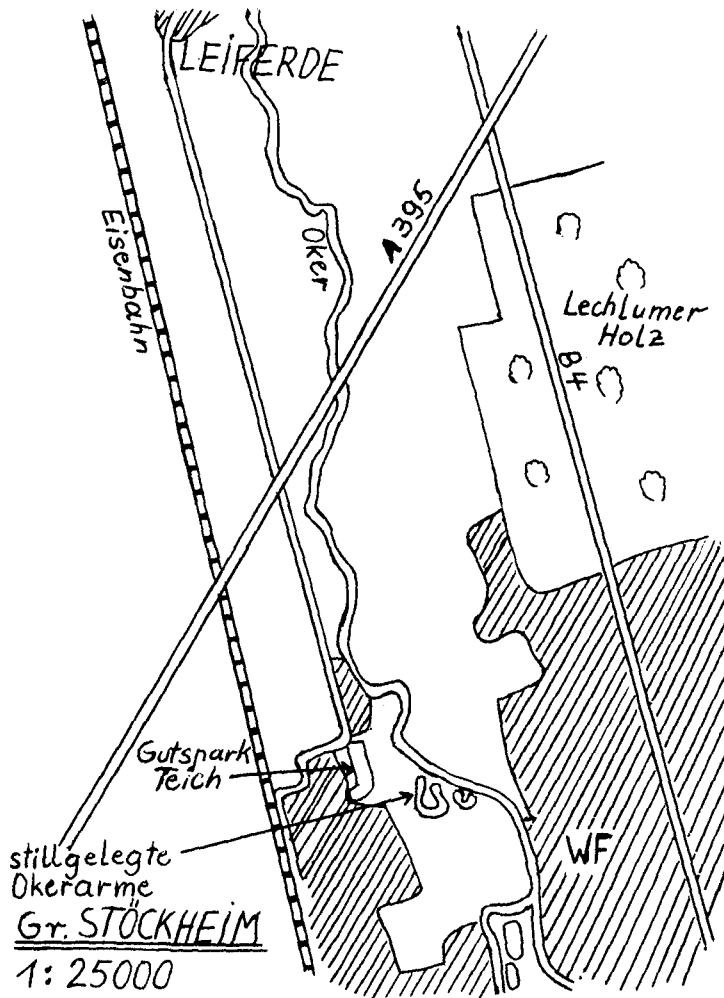
## *Die Okeraue bei Groß Stöckheim*

Von Ulrike und Wolfgang Vogel

Fotos: Hans Reither

Nördlich von Wolfenbüttel, am Rande Groß Stöckheims, liegt ein äußerst reizvolles Teilstück der Okeraue. Sie ragt hier wie ein Keil in das bebaute Stadtgebiet hinein. Im Süden wird die Okeraue begrenzt vom Lauf der Oker und dem dahinter beginnenden Kern der Stadt. Östlich der Oker erstrecken sich neben Gärtnereien die Häuser bis hin zum Lechlumer Holz, und im Westen schließt unmittelbar an Felder und Wiesen die Bebauung der Stadt Wolfenbüttel und des eingemeindeten Ortsteiles Groß Stöckheim an.

Landwirtschaftliche Flächen wechseln ab mit saftigen grünen Wiesen. Darin eingebettet liegen zahlreiche Sumpfflächen sowie größere und kleinere Okeraltarme, die durch die Okerregulierung in diesem Gebiet entstanden sind. Mehrere kleine Wassergräben durchziehen die Wiesen. An den Ufern der Oker stehen zum Teil große alte Bäume, in der Mehrzahl Pappeln, und die Ränder der Okeraltarme und Wassergräben sind vielfach von dichtem Gebüsch be-



wachsen, in dem Singvögel hervorragende Nistmöglichkeiten finden. Genannt seien nur Grasmücken, Rotschwänzchen und Braunellen. Das Lied der Nachtigall ist dort regelmäßig zu hören.

In Verbindung mit dem Groß Stöckheimer Gutspark und dem Teich bildet die Okeraue eine herrliche Naherholungsmöglichkeit für Ruhe und Entspannung Suchende.

Man findet in der Okeraue eine Landschaft vor, die das ganze Jahr über ein sich ständig wandelndes Gesicht zeigt. Hier erlebt man den Wechsel der Jahreszeiten wesentlich intensiver, als es im Häusermeer der Stadt möglich ist. Das erste zarte Grün kündigt vom Nahen des Frühlings ebenso, wie der jubelnde Gesang der Lerchen. Wogende Getreidefelder zeigen den Sommer an, und im frühen Herbst bieten die Stoppelfelder den Kindern ausreichend Gelegenheit, ihre Drachen steigen zu lassen. Der von alten Bäumen umgebene Gutsteich,



Abb. 1: Typisches Sumpfbereich an einem alten Okerarm

das ganze Jahr über von zahlreichen Wasservögeln bevölkert, wird im Winter zur vielbesuchten Eisbahn. Die schneebedeckte Landschaft strahlt eine wohlthuende Ruhe aus.

Natürlich ist die Okeraue nicht nur als Naherholungsgebiet von Wichtigkeit, sondern vor allem als Feuchtbiothop kommt ihr eine große Bedeutung zu. Diese Biotope werden heute immer seltener. Ein schwerwiegender Eingriff in das Ökosystem dieses Gebietes waren bereits die Okerbegradigungen vor Jahrzehnten. Sie führten zu einer Trockenlegung weiter Teile der Auenlandschaft und damit zu einer flächenmäßigen Einengung der eigentlichen Feuchtbereiche. Bei Groß Stöckheim droht jetzt die weitere Verdrängung dieser typischen Landschaft aus unmittelbarer Nähe Wolfenbüttels durch den geplanten Bau einer Straße.

Bisher ist das ökologische Gleichgewicht hier noch intakt. Die unbelebte Natur und die vielen verschiedenen Tier- und Pflanzenarten bilden ein komplexes Beziehungssystem. Der Lebensraum beeinflusst die Lebensvoraussetzungen für die pflanzlichen und tierischen Lebewesen, aber auch die Lebewesen beeinflussen in nicht unbeträchtlicher Intensität den Lebensraum. Mit der hohen Artenzahl in Ökosystemen wächst die Zahl der Nahrungsbeziehungen, die hier nur als ein Beispiel für bedeutende Faktoren genannt sein sollen. Solche netzartigen Beziehungsgefüge sind in der Lage, ausgleichend auf natürliche Schwan-

kungen im Lebensraum einzuwirken, solange nicht einschneidende Veränderungen, z. B. durch den Menschen erfolgen. Veränderungen der Wasserverhältnisse machen sich in Feuchtbiotopen besonders stark bemerkbar und sind die Ursache für den Zusammenbruch des Ökosystems durch Beseitigung des natürlichen ökologischen Gleichgewichtes. Der Mensch als Bestandteil eines biologischen Systems kann eigentlich nicht daran interessiert sein, Stabilität in seiner Umgebung zu beseitigen. Es gilt, diese Stabilität zu pflegen und zu bewahren. So bemüht sich der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) derzeit darum, den Weißstorch bei Groß Stöckheim wieder sesshaft zu machen. Im Sommer 1979 wurde ein Storchennest errichtet, und man hofft zuversichtlich, daß dort in diesem Sommer erstmals Störche nisten werden. Bereits im vergangenen Jahr wurde in den Okerniederungen ständig ein Weißstorch beobachtet. Für ihn bieten sich hier ideale Lebensbedingungen. Sollte es gelingen, diesen bei uns leider so selten gewordenen Vogel wieder heimisch zu machen, so wäre bei Groß Stöckheim das südlichste Storchenvorkommen in Niedersachsen zu verzeichnen.



Abb. 2:  
Kopfreiden  
am Mühlenbach in  
unmittelbarer Nähe  
des Teiches

Dem interessierten Beobachter bieten sich viele Möglichkeiten, die für Feuchtbiotope typische Flora und Fauna zu betrachten. So findet man noch die seltene Schwanenblume, und die geschützte Gelbe Teichrose, auch Große Mummel genannt, wächst in den stillgelegten Okerarmen. Unter ihren großen Blättern finden viele der im Wasser lebenden Tiere Schutz.

Zum charakteristischen Bild einer Flußlandschaft gehören in der Groß Stöckheimer Okeraue die zahlreichen Kopfweiden. Der für den Erhalt dieser Bäume äußerst wichtige typische Schnitt ist aus wirtschaftlichen Gründen vielfach vernachlässigt worden und wurde nur noch ganz vereinzelt durchgeführt. Diese Vernachlässigung führt aber zum schnellen Verfall der Kopfweiden. Erst in jüngster Zeit sind vielerorts wieder geschnittene Kopfweiden zu finden, so auch bei Groß Stöckheim. Sie bieten dem Wiedehopf und Steinkauz z. B. ideale Nistmöglichkeiten. Durch die Trockenlegung der Feuchtgebiete verschwinden Kopfweiden ebenfalls in zunehmendem Maße, und damit wird den genannten Vögeln und vielen anderen Tieren der natürliche Lebensraum entzogen. Es bestehen für sie keine Möglichkeiten mehr zu brüten und die Jungen aufzuziehen.

Die ruhenden Gewässer der stillgelegten Okerarme bieten einer großen Zahl von Tieren ausgezeichnete Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten. So leben z. B. Libellenlarven teilweise über mehrere Jahre in stehenden Gewässern und entwickeln sich darin. Frösche laichen im Wasser, die Kaulquappen verwandeln sich darin zu Jungfröschen. Sie bilden wiederum die Nahrungsgrundlage für viele andere Tierarten. Dabei ist neben zahlreichen Wasservögeln auch der Storch und die Ringelnatter zu nennen.

Wo kann man bei einem abendlichen Spaziergang im Sommer das vielstimmige Konzert der Frösche noch hören? In der Okeraue ist dies noch möglich.

Nach den Überschwemmungen im Frühjahr 1979 weiteten sich die Kiebitzpopulationen weiter aus, und es war herrlich, sie mit ihren Jungen selbst in unmittelbarer Bebauungsnähe zu beobachten. Ebenfalls im Gebiet der Okeraltarme brütet der in unserer Gegend sehr selten gewordene Flußregenpfeifer und zieht die Jungen auf.

Der direkte Kontakt zur Okeraue und den dort lebenden Tieren und Pflanzen gibt nicht nur den Erwachsenen, sondern vor allem den Kindern die Möglichkeit zum Beobachten und Kennenlernen. Mit zum Teil erstaunlichem Interesse wird von ihnen das Leben und Treiben in der Natur verfolgt. Dazu trägt auch die vielgenutzte Gelegenheit des Schulunterrichts im Freien wesentlich bei. Wenn im Sommer hunderte von kleinen Jungfröschen bis in die an die Felder und Wiesen angrenzenden Gärten vordringen, kennt die Begeisterung der Kinder keine Grenzen. Manch eine Familie fand schon Frösche im Wohnzimmer, die allerdings schleunigst wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Die enge Beziehung zu diesem Feuchtgebiet weckt in den Kindern das Verständnis für dessen Wichtigkeit und nicht zuletzt auch dafür, daß dies alles erhalten werden soll und muß. Ökologen haben diese Bedeutung schon seit langem erkannt und warnen vor den Folgen der Zerstörung. Auch letzte Zweifler sollten sich vom großen Wert aller Feuchtbiotope für den ausgewogenen Haushalt der Natur und damit für unsere menschliche Gesellschaft überzeugen lassen.

# *Über die Außenstation Braunschweig für Populationsökologie beim Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“*

Von Rudolf Berndt und Wolfgang Winkel

## *Begründung der Braunschweiger Außenstation*

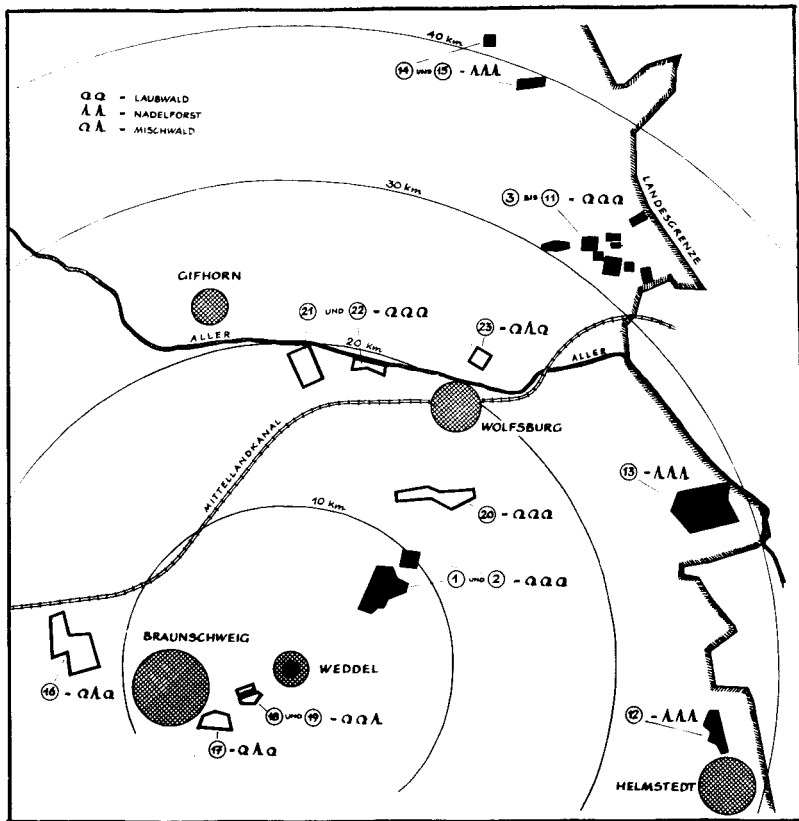
Das heute dem Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst zugehörige Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“ (die Institutsleitung liegt seit 1977 bei Dr. Jürgen Nicolai) besitzt neben seinem Hauptsitz in Wilhelmshaven zwei Außenstationen: 1957 wurde auf Helgoland die „Inselstation“ eingeweiht (Leiter: Dr. Gottfried Vauk), und am 1. 1. 1967 erfolgte auf Betreiben des damaligen Direktors der Vogelwarte (Dr. Friedrich Goethe) die Angliederung einer bis dahin im Rahmen der ehemaligen staatlich anerkannten Vogelschutzwarte Niedersachsen (Leiter: Wolfgang Hahn) tätigen Braunschweiger Forschungsstelle, welche sich seit 1947 in zunehmendem Maße der populationsökologischen Grundlagenforschung mit Hilfe des Vogelringes zugewandt hatte. Dies ist die Geburtsstunde der „Außenstation Braunschweig für Populationsökologie“ in Cremlingen-Weddel (Leiter: bis 1977 Dr. Rudolf Berndt; ab 1978 Dr. Wolfgang Winkel).

## *Forschungsarbeit der Braunschweiger Außenstation*

Im Vordergrund der Außenstations-Arbeit steht die Erforschung von Gesetzmäßigkeiten, welche die Bestandsdichte und die Bestandsschwankungen von Vögeln bestimmen. Eine Klärung derartiger Fragen ist nicht nur für die verschiedensten Zweige der Biologie von Bedeutung, sondern auch für die immer wichtiger werdenden Bereiche des Natur- und Umweltschutzes.

Die Braunschweiger Außenstation hat sich als Aufgabe gestellt, die verschiedensten Probleme an besonders günstigen Objekten unter den Vögeln, nämlich den in Höhlen brütenden Wald-Vogelarten, zu bearbeiten. In der Tat dürfte es nur sehr wenige Vögel auf der Erde geben, die sich so hervorragend für subtile Untersuchungen eignen, wie z. B. speziell der Trauerschnäpper und unsere Meisen-Arten; denn die Versuchspopulationen können in fast beliebiger Größe in künstlichen Nisthöhlen angesiedelt werden, und — was sehr wichtig ist — die erforderlichen Kontrollen sind bei entsprechender Vorsicht ohne Störung des Lebensablaufes der einzelnen Individuen möglich.

Für die Untersuchungen wurden im näheren und weiteren Umkreis von Braunschweig (vgl. Abb.) in verschiedensten Waldtypen (Eichen-Hainbuchenwald, Eichen-Birkenwald, Erlenbruch, Birkenbruch, Kiefernforst) über 20 Versuchsgebiete unterschiedlich dicht mit künstlichen Nisthöhlen behängt. In diesen Gebieten (Gesamtfläche etwa 600 ha) werden im Jahresdurchschnitt etwa 4 000 Niststätten mit rund 3 000 Brutpaaren erfaßt, von welchen in speziellen Intensiv-Gebieten über 2 000 Altvögel durch Markierung individuell unter Kontrolle gehalten werden. Eine derartig umfangreiche Materialsammlung wäre ohne den unermüdlichen Einsatz zahlreicher freiwilliger Mitarbeiter aus der Stadt Braunschweig sowie den Landkreisen Wolfenbüttel, Helmstedt und Gifhorn nicht möglich. Im Laufe der Jahre sind es bereits über 60 ehrenamtliche Helfer, denen wir



#### Höhlenbrüter-Untersuchungsgebiete bei Braunschweig.

Schwarz ausgefüllt: Versuchsflächen der Außenstation Braunschweig für Populationsökologie; schwarz umrandet: Vergleichs-Gebiete. — 1 + 2 = Versuchsgebiete (VG) im Kampstüh; 3—11 = VG im Drömling; 12 = VG im Lappwald; 13 = VG im Bährdorfer Kiefernforst; 14 + 15 = VG in der Bickelsteiner Heide; 16 = VG in der Forschungsanstalt für Landwirtschaft; 17 = VG auf dem Hauptfriedhof Braunschweig; 18 + 19 = VG in der Buchhorst; 20 = VG im Hattorfer Forst; 21 + 22 = VG im Barnbruch; 23 = VG auf dem Waldfriedhof Wolfsburg.

für ihre z. T. jahrzehntelange Hilfe großen Dank schulden. Über den Umfang der Beringungen gibt die Tabelle nähere Auskunft. Wenn alle in Frage kommenden Arten zusammengefaßt werden, liegt die Zahl markierter Individuen heute bereits bei über 380 000. Von diesen Vögeln konnten bislang etwa 25 000 Wiederfunde aktiv durch späteren Fang am Brutplatz erzielt werden; die Auswertung erfolgt mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung. Ziel unserer Untersuchungen ist es, zur Lösung aller Fragen möglichst nur Aussagen zu verwenden, die an Vögeln gewonnen wurden, welche praktisch von Geburt an durch einen Ring individuell gekennzeichnet sind; denn in den meisten Fällen ist die Kenntnis der drei Grundlebensdaten: Geburtsort, Geburtstermin und Lebensalter von besonderer Wichtigkeit (vgl. z. B. Berndt und Winkel 1967, 1971, 1975; Winkel 1975).



Tabelle: Zusammenstellung über die Anzahl der Beringungen bei den einzelnen Höhlenbrüter-Arten (njg. = nestjung; v. fl. = voll flugfähig).

Vogelart		1945—66	1967—78	Summe
Wendehals	njg.	1.465	829	2.294
	v. fl.	193	123	316
	insges.	1.658	952	2.610
Trauerschnäpper	njg.	45.238	71.682	110.320
	v. fl.	5.721	8.205	13.321
	insges.	50.959	79.887	123.641
Gartenrotschwanz	njg.	2.960	1.252	4.164
	v. fl.	384	295	671
	insges.	3.344	1.547	4.835
Kohlmeise	njg.	15.788	89.397	98.261
	v. fl.	2.029	10.399	11.974
	insges.	17.817	99.796	110.235
Blaumeise	njg.	22.059	52.742	69.829
	v. fl.	1.030	5.283	5.781
	insges.	23.089	58.025	75.610
Sumpfbeise	njg.	1.402	1.955	3.227
	v. fl.	103	426	513
	insges.	1.505	2.381	3.740
Weidenmeise	njg.	139	274	390
	v. fl.	112	256	342
	insges.	251	530	732
Tannenmeise	njg.	2.952	10.065	11.869
	v. fl.	163	647	744
	insges.	3.115	10.712	12.613
Haubenmeise	njg.	704	736	1.363
	v. fl.	38	113	139
	insges.	742	849	1.502
Kleiber	njg.	4.902	5.596	10.043
	v. fl.	380	635	948
	insges.	5.282	6.231	10.991
Garten- und Waldbaumläufer	njg.	1.268	1.059	2.299
	v. fl.	86	160	237
	insges.	1.354	1.219	2.536
Feldsperling	njg.	1.282	6.720	7.625
	v. fl.	229	1.045	1.200
	insges.	1.511	7.765	8.825
Star	njg.	2.766	69	2.835
	v. fl.	418	11	429
	insges.	3.184	80	3.264
INSGESAMT	njg.	102.925	242.376	345.301
	v. fl.	10.886	27.598	38.484
	insges.	113.811	269.974	383.785

Die Arbeit der Braunschweiger Außenstation wird in den nächsten Jahren vor allem durch die folgenden Schwerpunkte bestimmt sein:

- a) Aufrechterhaltung des höchst möglichen individuellen Markierungsniveaus innerhalb der untersuchten Vogelpopulationen als Grundlage für alle weiterführenden Forschungsvorhaben.
- b) Feldexperimente mit Hilfe automatisch registrierender Apparaturen zu speziellen öko-ethologischen Problemen, vor allem aus dem Funktionskreis der Brutpflege (vgl. z. B. Winkel 1977).
- c) Untersuchungen zu einer vergleichenden Dispersions- und Invasionsforschung (vgl. z. B. Berndt und Henß 1967, Berndt und Sternberg 1969).
- d) Experimentelle Untersuchungen zum Orientierungsverhalten im Zusammenhang mit dem Phänomen „Geburtsortstreue“ (vgl. z. B. Berndt und Winkel 1979 b, 1980).
- e) Analyse populationsdynamischer Vorgänge (vgl. z. B. Berndt und Winkel 1974).

Da die unter e) genannten Untersuchungen auch den Bestandsverlauf bei den einzelnen Höhlenbrüter-Arten als biologische Umwelt-Indikatoren aufzeigen, ist dieses Forschungsvorhaben zugleich auch ein direkter Beitrag zum europäischen Monitor-Programm (vgl. z. B. Berndt und Winkel 1979 a), welches vor kurzem im Hinblick auf die sich entwickelnde Umweltkrise ins Leben gerufen werden mußte.

#### *Erwähnte Publikationen aus der Braunschweiger Außenstation:*

- Berndt, R., und M. Henß (1967): Die Kohlmeise, *Parus major*, als Invasionsvogel. Vogelwarte 24: 17—37.
- Berndt, R., und H. Sternberg (1969): Über Begriffe, Ursachen und Auswirkungen der Dispersion bei Vögeln. Vogelwelt 90: 41—53.
- Berndt, R., und W. Winkel (1967): Die Gelegegröße des Trauerschnäppers (*Ficedula hypoleuca*) in Beziehung zu Ort, Zeit, Biotop und Alter. Vogelwelt 88: 97—136.
- Dies. (1971): Über Beziehungen zwischen Geburtstermin und Fortpflanzungszyklus bei weiblichen Trauerschnäppern (*Ficedula hypoleuca*). Vogelwelt 92: 53—58.
- Dies. (1974): Okoschema, Rivalität und Dismigration als öko-ethologische Dispersionsfaktoren. J. Orn. 115: 398—417.
- Dies. (1975): Gibt es beim Trauerschnäpper *Ficedula hypoleuca* eine Prägung auf den Biotop des Geburtsortes? J. Orn. 116: 195—201.
- Dies. (1977): Glossar für Ornitho-Ökologie. Vogelwelt 98: 161—192.
- Dies. (1979 a): Zur Populationsentwicklung von Blaumeise (*Parus caeruleus*), Kleiber (*Sitta europaea*), Gartenrotschwanz (*Phoenicurus phoenicurus*) und Wendehals (*Jynx torquilla*) in mitteleuropäischen Untersuchungsgebieten von 1927 bis 1978. Vogelwelt 100: 55—69.
- Dies. (1979 b): Verfrachtungs-Experimente zur Frage der Geburtsortsprägung beim Trauerschnäpper (*Ficedula hypoleuca*). J. Orn. 120: 41—53.
- Dies. (1980): Field Experiments on Problems of Imprinting to the Birthplace in the Pied Flycatcher *Ficedula hypoleuca*. Proc. XVII Internat. Orn. Congr., Berlin 1978 (im Druck).
- Winkel, W. (1975): Vergleichend-brutbiologische Untersuchungen an fünf Meisen-Arten (*Parus* spp.) in einem niedersächsischen Aufforstungsgebiet mit Japanischer Lärche *Larix leptolepis*. Vogelwelt 96: 41—63, 104—114.
- Ders. (1977): Zum Verhalten von Kohlmeisen (*Parus major*) während der Bebrütungsphase. Vogelwarte 29, Sonderheft: 101—111.

## Neues heimatliches Schrifttum

Jürgen Mertens: Der Burgplatz (in Braunschweig) am Ende des 16. Jahrhunderts. (Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig, 28). 44 S., 5 Schwarzweiß-Abb., 1 Plan. Kart.

Richard Moderhack: Braunschweig um 1671 im Stadtmodell. (Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig, 29). 38 S., 7 Schwarzweiß-Abb., 2 Farb-Abb. Kart.

Kürzlich wurde im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel ein sogenannter Klappriß des Braunschweiger Burgplatzes aus der Zeit um 1600 zufällig aufgefunden: Auf der Grundrißzeichnung des Platzes lassen sich die Ansichten der Gebädefassaden vertikal aufklappen. So entsteht ein plastisches Bild. Dieses ist von so besonders großem Wert, weil es die einzige bildliche Darstellung des Platzes und seiner Gebäude vor den Umbauphasen des 17. und 18. Jahrhunderts darbietet und damit einen Eindruck auch von der mittelalterlichen Bausubstanz vermittelt. So enthält der Klappriß die einzige bisher bekannte Ansicht der Pfalzkapelle. J. Mertens analysiert den Riß sorgsam, untersucht ihn nach seinem Realitätsgehalt und ordnet ihn den zeitgenössischen Möglichkeiten und Verfahrensweisen der Vermessungstechnik ein. Damit liefert er eine wichtige Bereicherung der Literatur zur Braunschweiger Stadtgeschichte.

Das große Modell der Stadt Braunschweig im Jahre 1671, das der Eisenbahnexpedient H. Meyer 1878–81 gebaut hat, bildet noch immer einen Hauptanziehungspunkt im Städtischen Museum Braunschweig. Seinen besonderen Wert hat es nach den stadtplanerischen Eingriffen im vorigen Jahrhundert und den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges erhalten. Durch die hier vorgelegte Analyse erschließt R. Moderhack, einer der besten Kenner der Braunschweiger Stadtgeschichte, das Modell intensiv und präzise, aber auch in einer methodisch glückten Form. Insbesondere für den Lehrer dürfte diese Publikation eine wichtige

Handreichung bieten. Nach einem Gesamtüberblick werden die einzelnen Stadtbezirke in Sonderabschnitten erläutert. Jedem davon ist der entsprechende Modellteil im Foto beigegeben. So behält der Band über den Museumsbesuch hinaus seinen Nutzen. Freilich leiden die Abbildungen darunter, daß sie über jeweils zwei Seiten der relativ kleinformatigen Publikation gehen müssen. Da sollte man bei einer eventuellen Neuauflage nach einer anderen, optisch günstigeren Lösung suchen. — In einem Schlußkapitel der Arbeit, die durch eine Literaturlauswahl zum Thema ergänzt ist, erläutert der Verfasser dankenswerterweise die Veränderungen im Stadtbild seit 1671.

MWl

Wolfenbüttel. Ein Bildband. Mit Fotos von Wolfgang Lange, Zeichnungen von E. Rögner-Seek sowie Textbeiträgen von Heinz Grunow und Wolfgang Wessel. Wolfenbüttel: Rock & Co. 1977. 135 S., zahlreiche Abb. Pappbd.

Paul Raabe: Wolfenbüttel. Bilder aus der Lessingstadt. Mit Fotos von Wolfgang Lange und Günter Schöne. Hamburg: H. Christians (1978). 132 S., 168 Abb. teils in Farbe, teils in Schwarzweiß, darunter 1 hist. Stadtplan. Pappbd.

Wolfenbüttel in alten Ansichten. Bearbeitet v. Wolfgang Lange. Zaltbommel/Niederlande: Europäische Bibliothek 1978. 144 S., 140 Schwarzweiß-Abb. Pappbd.

Die Flut der Bildbände hat nun die Stadt Wolfenbüttel — ohne Zweifel ein dankbares Objekt — ergriffen. Die Resultate sind, wie man es nicht anders erwarten kann, von sehr unterschiedlicher Art und Qualität.

In herkömmlicher Weise vereinigt der bei Rock & Co. gedruckte Band Fotos und Zeichnungen aus unserer Zeit, die das alte und das neue Wolfenbüttel anschaulich erstehen lassen, mit einer Einführung von W. Grunow und einem Schlußtext von W. Wessel. In feuilletonistisch beschwingtem Ton, wie man es von ihm ge-

wohnt ist, bietet W. Grunow eine kleine Geschichte Wolfenbüttels von den Anfängen bis zur Aufgabe der Stadt als fürstliche Residenz. W. Wessel hingegen beschäftigt sich in erster Linie mit den Verhältnissen und Problemen der Gegenwart, freilich blendet auch er die Vergangenheit in seine Betrachtungen ein, insbesondere im Hinblick auf den Stadtgrundriß und die Ausführungen über die historischen Gebäude.

Fast bibliophil kann man die Publikation des Verlages Christian mit dem sorgfältigen Layout und den zahlreichen Farbbildern nennen. Für den Inhalt zeichnet der Direktor der Herzog-August-Bibliothek, P. Raabe, verantwortlich. Alte und neue Ansichten aus der Stadt, Interieurs und Außenfassaden von Gebäuden, aber auch Details markanter Bauteile sowie Bilder von Plätzen und Straßenzügen bieten ein abwechslungsreiches Bild der Stadt, das mit dem Textteil zu einer sinnvollen Einheit verschmolzen ist. Der Band versucht dem Geist der Stadt nachzuspüren, wie er sich im Wandel der Epochen in mannigfacher Art geäußert hat und noch äußert. „Lessings Wolfenbüttel“, die Residenz und die bürgerliche Stadt werden in diesem Rahmen charakterisiert, Zukunftsperspektiven für die alte Stadt entworfen, aber es wird auch ein Rundgang durch Wolfenbüttel und zu den nahen, einst beliebten Ausflugszielen unternommen. Weiter kommen berühmte Besucher Wolfenbüttels mit ihren Berichten über die Stadt zu Worte. Daten aus der Stadtgeschichte und ein Literaturverzeichnis runden den empfehlenswerten Band ab.

Der Bildband aus dem niederländischen Verlag Zaltbommel gehört zu einer Serie, in der zahlreiche Städte unserer Region vertreten sind (u. a. Braunschweig, Goslar, Helmstedt). Wie die meisten dieser Bände stellt auch der über Wolfenbüttel nur bescheidene Ansprüche. Eine ganz knappe Einleitung von nicht einmal einer Seite geht dem Bildteil voraus. In diesem sind 140 Abbildungen, überwiegend Reproduktionen von Postkarten vereinigt, wie es dem Programm der Serie entspricht. Das älteste Bild stammt von 1862 (Grütemann'sches Haus an der Lan-

gen Herzogstraße). Die meisten der Bildvorlagen sind im Anfang unseres Jahrhunderts entstanden. Die Reproduktionen sind durch Bildunterschriften kurz erläutert. In diesen wären mitunter genauere Datierungen erwünscht. Erstaunlich ist die große Zahl der auf Postkarten festgehaltenen Motive. Diese einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht zu haben, ist das Verdienst der Publikation. Freilich ist durch die nicht besonders gute Druckqualität der Veröffentlichung viel vom ursprünglichen Fluidum der Postkarten verlorengegangen.

MWi

Wolf-Dieter Mohrmann: Wolfenbüttel. Ein stadtgeschichtlicher Abriß. Braunschweig: Braunschw. Geschichtsverein 1978. 24 S. Geheftet. (Sonderdruck aus Braunschw. Jahrbuch 59/1978).

Von den Anfängen Wolfenbüttels bis an die Schwelle der Gegenwart reicht dieser stadtgeschichtliche Abriß, der in straffer Form die wesentlichen Entwicklungen der einstigen welfischen Residenz auf politischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet charakterisiert, aber auch die Formen des Geisteslebens kurz beleuchtet. Die wissenschaftlich fundierte Arbeit bietet eine wichtige Ergänzung zu den jüngst erschienenen Bildbänden über Wolfenbüttel.

MWi

Die Auguststadt. Wolfenbüttels historische Vorstadt aus dem 17. Jahrhundert. (Ausstellungskataloge der Herzog August-Bibliothek Nr. 27, Beigabe 1). Wolfenbüttel: Herzog August-Bibliothek 1979. 44 S., 4 Schwarzweiß-Abb., 11 Pläne. Brosch.

Als Beigabe zum großen Katalog der Wolfenbütteler Herzog-August-Ausstellung erschienen, würdigt diese Schrift in ganz eigener Weise die Auguststadt von Wolfenbüttel, die als Gründung des Herzogs August des Jüngeren (1579–1666) bis heute seinen Namen trägt. Auf ein Geleitwort von Paul Raabe folgt der Abdruck der Predigt, die Pastor Ernst Eberhard Schuseil in der Auguststädter Johannis-kirche anlässlich des dortigen Stadtteil-

festes gehalten hat. Er hat sie unter die Devise des Herzogs „Alles mit Bedacht“ gestellt und verdeutlicht, wie diese Sentenz für den Christen auch in unserer Zeit ihren Sinn und Wert hat. Eine nachdenkenswürdige Lektüre. — W. Kelsch hat zu der Publikation einen Aufsatz „Wolfenbüttel und die Auguststadt“ beige-steuert. Er geht darin nach einem kurzen Überblick über die Entstehung der übrigen Teile Wolfenbüttels eingehend auf die Entstehung und Entwicklung der planmäßig angelegten Auguststadt ein und untersucht vor allem deren Bausubstanz aus der Gründungsepoche und späteren Zeiträumen. Ausführliche Angaben findet man über die St.-Johanniskirche, das Waisenhaus und das als Militärhospital errichtete heutige Altersheim an der Jägerstraße.

Klaus-Walther Ohnesorge beschließt den Band mit Erläuterungen zur wirtschaftlichen und sozialgeographischen Entwicklung der Auguststadt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Im Zentrum seiner Darstellungen steht die Analyse der Berufszugehörigkeit der Bewohner. Die Ergebnisse sind in interessanten thematischen Karten niedergelegt. — Insgesamt bildet die Schrift eine Bereicherung und Ergänzung der bisherigen Wolfenbüttel-Literatur.

800 Jahre Hondelage. 6.—8. Juli 1979. Hrsg. vom Arbeitskreis 800-Jahr-Feier Hondelage. Hondelage: A. W. Bertram 1979. 120 S., zahlreiche Schwarz-weiß-Abb. Brosch.

Gerhard Bothe: Geschichte der Feldmark des Dorfes Hondelage in ihren Flurnamen. Braunschweig-Hondelage: A. W. Bertram 1979. (Stadt Braunschweig. Grüne Hefte für Denkmalpflege und Geschichte, Heft 1). 32 S., 2 Karten. Brosch.

Anlässlich seiner 800-Jahrfeier kann Hondelage dank des rührigen Ortsheimatpflegers Dr. Gerhard Bothe und eines nicht minder engagierten Arbeitskreises zur Vorbereitung des Jubiläums mit zwei wertvollen Publikationen aufwarten, die eine wesentliche Bereicherung der Ortschronik von 1975 darstellen.

Der erste Teil der Festschrift besteht aus einer größeren Anzahl selbständiger Aufsätze über interessante Themen aus der Vergangenheit Hondelages sowie über die Situation in der Gegenwart. So entsteht ein lebendiges Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart, aber auch des sozialen, kirchlichen und geselligen Lebens in der Gemeinde. Diese reich bebilderte Dokumentation setzt sich im zweiten Teil der Festschrift fort. Darin stellen sich die in Hondelage vertretenen Gewerbebetriebe in prägnanten Bildern und Kurzbeschreibungen vor.

Mit seiner Publikation über die Flurnamen von Hondelage eröffnet G. Bothe eine neue, von der Stadt Braunschweig herausgegebene Schriftenreihe, der man weitere derart fundierte Veröffentlichungen wie die vorliegende wünschen möchte. Insbesondere die Dokumentation der Flurnamen der übrigen ländlichen Braunschweiger Ortsteile erscheint vor-dringlich, da diese Namen immer stärker außer Gebrauch kommen. Jedem, der diese Aufgabe in Angriff nehmen möchte, sei die Lektüre der einführenden Kapitel von G. Bothes Arbeit dringend empfohlen. Darin setzt Bothe sich kritisch mit der Flurnamenforschung und ihren Aufgaben auseinander, beleuchtet die wichtigen Quellengruppen, die der Bearbeiter auszuwerten hat, und gibt wertvolle Hinweise für die Bearbeitung. Es schließt sich das in mühevoller Kleinarbeit erstellte Verzeichnis der mehr als 300 Hondelager Flurnamen an, die — soweit möglich — lokalisiert sind. Sachdienliche Erläuterungen über die Flurstücke sind hinzugesetzt, während Bothe sich bei der Deutung der Namen — gewiß zu Recht — sehr zurückhält. Über einzelnes kann man da auch geteilter Meinung sein: Der erwähnte Birnbaum braucht keineswegs ein Malbaum gewesen zu sein. „Bülten“ bedeutet nicht von vornherein „sumpfige Wiese“, sondern „Haufen, kleiner Erdhügel“, wie er etwa auch als Maulwurfshügel im trockenen Anger oder Grünland erscheint. Unwahrscheinlich die Deutung von „Flachspläcken ...“ als zum Anbau von Flachs bestimmter Fläche. Diese wechselte nämlich in der Regel von Jahr zu Jahr den

Platz. Vermissen muß man in Bothes Arbeit die mundartlichen Formen der Namen oder sind diese vielleicht auch den ältesten alteingesessenen Hondelagern nicht mehr bekannt?

MWi

Karl-Heinz Appun: 550 Jahre Schützengesellschaft Seesen. 1428—1978. Seesen 1978. 120 S., zahlreiche Abb. Brosch.

Das einstige Freischießen, das jetzige Schützenfest, bildet in Seesen, wie in vielen anderen niedersächsischen Städten, den Höhepunkt im jährlichen Festzyklus. Hier wird eine sehr alte Tradition fortgeführt. In das gleiche Jahr, in dem Seesen die Stadtrechte verliehen wurden, fällt die Gründung der Schützengesellschaft. Der vorliegende Band zeichnet ihre Geschichte im Rahmen der allgemeinen Entwicklungstendenzen in der Stadt. Während die ältere Entwicklung nur kursorisch abgehandelt ist, wird die Zeit seit 1924 ausführlich dargestellt. So bietet der Band eine sinnvolle Ergänzung zu den übrigen Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte von Seesen. Die zahlreichen, überwiegend historischen Abbildungen sind eine wertvolle Ergänzung des Textes, zumal die Originale zum Teil nur an entlegener Stelle in Privatbesitz erhalten geblieben sind.

MWi

Otto K. R. Pape: Ahnen und Stammfolge um die Familie Pape. O. O. 1972. Als Manuskript vervielfältigt. 46 Bl., 3 Abb. Leinw.

Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser für diese Arbeit die Stammfolge seiner Familie zusammengestellt. Für den Außenstehenden ist die statistische Auswertung der Daten von Interesse, so die Zusammenstellung über die Berufe und die über die Herkunft der Familienangehörigen, die überwiegend aus dem Braunschweiger stammen. Quellenauszüge und einige Abbildungen, so eine des Familienwappens, bereichern den Band.

MWi

Denno Ostfal (d. i. Rudolf Paes): Der lyrische Park. Herzschlag der Heimat im Park zu Vechelde. Als Manuskript gedruckt. 40 S., Brosch.

Bisher dem Leser durch seine plattdeutschen Geschichten vertraut, stellt sich der Autor in diesem schmalen, aber gehaltvollen Bändchen insbesondere als feinsinniger Lyriker vor. Er verarbeitet Impressionen, Erlebnisse und Erfahrungen, die er über die Jahrzehnte hin in Vechelde und seiner Nachbarschaft hat gewinnen können. Die Spannweite ist groß: So wechseln lebhaft und besinnliche Stimmungsbilder mit balladenartigen Stücken.

MWi

Kurt Hoffmeister: Wilhelm Raabe und seine Braunschweiger Freunde. Anmerkungen zu neueren Quellenfunden über die Freundschaft Wilhelm Raabes mit August Hermann und Konrad Koch. (Braunschweig 1979). Selbstverlag des Verfassers. 48 S. mit zahlreichen Abbildungen, Brosch.

Im Jahre 1870 ließ sich der bereits zu Berühmtheit gekommene Wilhelm Raabe in Braunschweig nieder, wo er schnell Zugang zu den geselligen Zirkeln fand. An sich zurückhaltend, schloß er sich mehreren jener geistig anregenden Clubs und Stammtische an, die damals in der kleinen Residenzstadt blühten, so den bekannten Kleidersellern. Jene Clubs und Stammtische beschreibt der Verfasser eingehender in Verbindung mit der Darstellung von Raabes Freundschaft mit den beiden Pionieren des Schulsports in Braunschweig, August Hermann und Konrad Koch. Mit viel Akribie und Spürsinn wird bisher weithin unbekanntes Material zusammengetragen — teilweise aus Privatbesitz — und sorgsam kommentiert. Zahlreiche Bilder und bisher unveröffentlichte faksimilierte Briefe W. Raabes bereichern die Texte, die viel Zeitkolorit bieten. Hervorzuheben ist auch die bibliophile Ausstattung des Bandes.

MWi

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

66. Jahrgang

November 1980

Heft 3

## *Vorgeschichtliche Funde bei Volkse (Kreis Gifhorn)*

Von Holger Fischer

Daß in den Gemarkungen um Braunschweig immer wieder interessante vorgeschichtliche Funde gemacht werden, ist eine erfreuliche Tatsache. Für die wissenschaftliche Erforschung ist die Erfassung dieser Funde von großem Wert, wird doch so Stück für Stück die schriftlose Zeit in unserer Heimat aufgehell und kulturelle Zusammenhänge werden sichtbar. Auch kann eine Verdichtung von Oberflächenfunden zu einer archäologischen Grabung und somit zu neuen und wichtigen Erkenntnissen führen. In diesem Zusammenhang möchte ich einige Funde bei Volkse im Landkreis Gifhorn vorstellen.

Die Fundstelle liegt nordwestlich von Volkse in der Stölpser Heide, hier am Westrand einer mit Kiefern bestandenen Feuchtniederung unmittelbar am nördlichen Fuß einer flachen Sandaufwehung. Als besonders zu erwähnender Fund ist hier ein Dolch zu nennen. Der Rekonstruktionsversuch (Tafel 1; 1) des Dolchgriffes ist mit der ursprünglichen Griff-Form als identisch anzusehen. Die heutigen Materialkenntnisse der Dolche des Braunschweiger Raumes sowie die Anlehnung an die skandinavischen Formen läßt diesen Versuch zu.

Wenn auch die Prunkdolche des Nordens mit ihrer ausgebildeten Mittelrippe und dem Fischschwanzknauf, oft noch mit einem gezackten Zierkanten-schlag versehen, die Höchstform der Feuersteinbearbeitung in Abschlagtechnik darstellen, so ist doch das beidseitig gemuschelte Dolchklingenblatt von Volkse den nordischen ebenbürtig.

Die Formgebung des Dolches ist, da wir uns im ausgehenden Neolithikum befinden, schon in Anlehnung an metallische Vorbilder ausgeführt worden.

Am Anfang der Entwicklung stand das meist schmalere lanzettförmige Gerät mit kaum merklicher Ausprägung des Griffes. Es ist daher schwer abgrenzbar gegenüber den Lanzenspitzen. Diese ursprüngliche Form muß die frühen metallischen Dolche der älteren Bronzezeit bzw. Kupferzeit beeinflußt haben. Da aber der Bronzeuß bezüglich der Formgebung bessere Möglichkeiten bot, bildete sich hier eine Verfeinerung des Griffes, des Knaufes sowie die Ausbildung einer Mittelrippe heraus. Dieser Dolchtyp muß nun wiederum als Vorbild für die Prunkdolche aus Feuerstein angesehen werden.

Die Funde solcher Dolche beschränken sich großflächig auf das Gebiet des nördlichen Niedersachsens, der kimbrischen Halbinsel, des südlichen, küstennahen Bereiches der Ostsee und Skandinaviens.



Bei näherem Hinsehen sagt unser Dolch neben der Bearbeitungstechnik aber noch einiges mehr aus. Auf der einen Oberfläche sind Spuren von Sichelglanz festzustellen, welcher im Schneidenbereich oberhalb der kräftigen Kerbung am deutlichsten zu bemerken ist. Sichelglanz beweist eine Benutzung als Schneidgerät („Sichel“) siliciumhaltiger Pflanzen. Dieses heißt wiederum, daß der Dolch nach Abbrechen des Griffes zum vorgenannten Gebrauchsgerät umfunktioniert worden sein muß. Solch eine kostbare Klinge warf man nicht einfach beiseite; hierfür gibt es viele Parallelen.

Die oben erwähnte Kerbung kann, wenn auch nicht fein säuberlich ausgeführt, als Schäftungskerbe angesehen werden. Das heißt, bei einer Schäftung des Dolches quer zum Schaft könnte sie eine Befestigungsschnur aufgenommen haben, welche die Dolchklinge fest mit dem Schaft verband. Für diese Konstruktion würde vor allem die vermehrte Sichelglanzaufgabe oberhalb der Kerbung sprechen, denn sie läge im Schneidenbereich, der quer aus der Schäftung herausgeragt haben muß. Ob der Dolch als Grabbeigabe zu werten ist — hiergegen spricht in bedingtem Maße der Sichelglanz —, läßt sich heute schwerlich feststellen.

Daß das Gelände um den Fundplatz zu verschiedenen Zeiten von Menschen aufgesucht wurde, beweisen weitere Funde. Hier wären, um im Neolithikum zu bleiben, vor allem Schaber verschiedener Art zu nennen. Die Fundkonzentration zeichnet sich am östlichen Rand der Feuchtniederung — der Dolchfundstelle unmittelbar schräg gegenüber — ab. Auf einen eventuellen Zusammenhang und eine sich hieraus ergebende Zeitgleichheit zum Dolch möchte ich in diesem Zusammenhang verweisen. Bei den Schabern handelt es sich um Geräte aus Feuerstein.

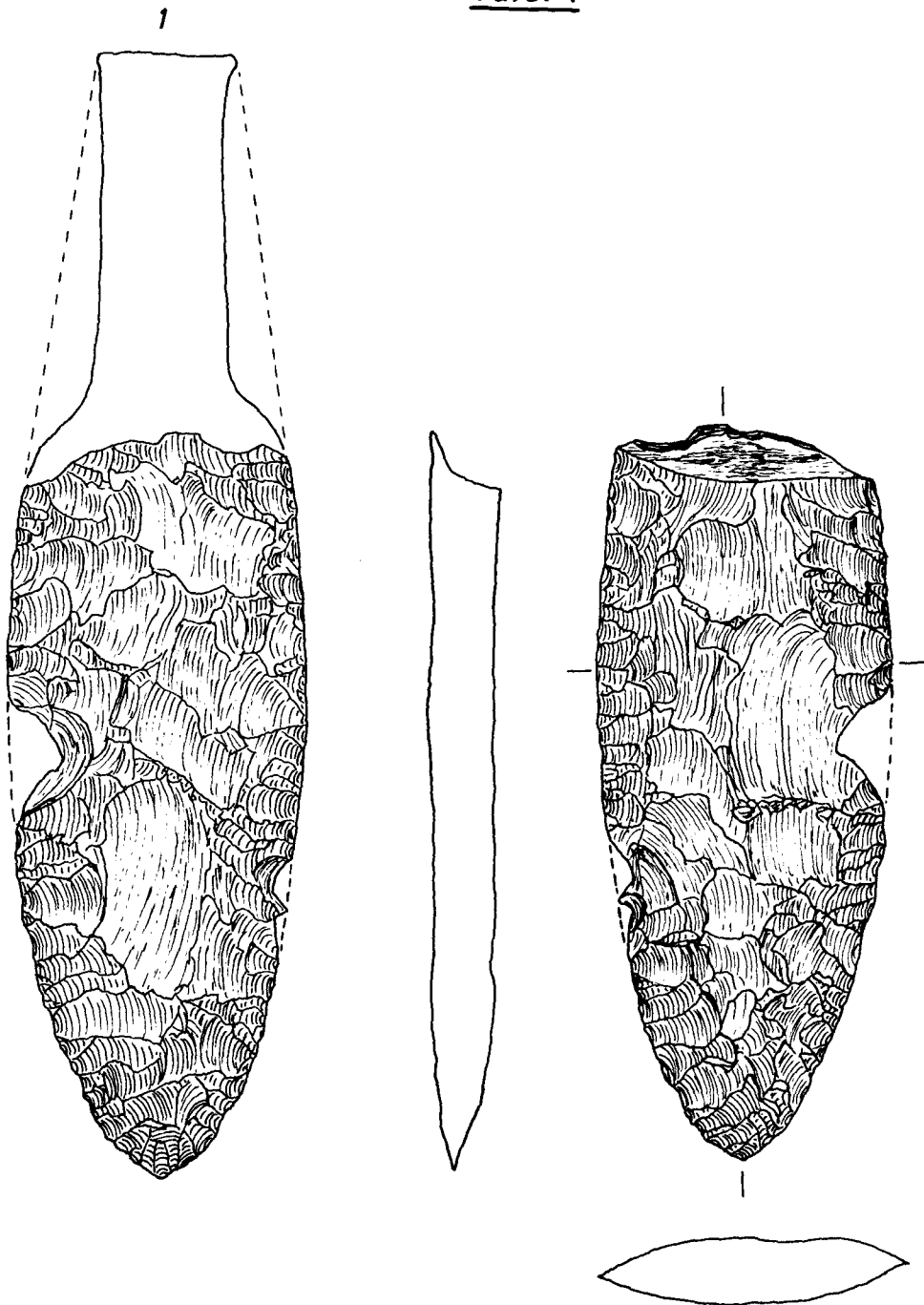
In unserer Heimat ist der Feuerstein als das elementarste Ausgangsprodukt zur Herstellung von steinzeitlichen Abschlaggeräten anzusehen. Da der Feuerstein günstige Möglichkeiten der Bearbeitung bietet und durch seine Härte sowie seine glasscharfe Kantigkeit optimale Eigenschaften besitzt, ist dieses nicht verwunderlich. Hinzu kommt das reichhaltige Vorkommen dieses Gesteins, welches sich auf die Gebiete der diluvialen Geschiebeablagerungen bzw. Moränenzüge beschränkt. Der Grund hierfür liegt darin, daß es sich um nordischen Kreidefeuerstein handelt, der durch die hobelnde Bewegung der Gletscher gelöst und anschließend mit dem übrigen Geröll, Kies und Sanden in Moränen abgelagert wurde. Unser Feuerstein ist in der vorletzten Eiszeit, also mit dem Saale- bzw. Rißglazial, hierher gekommen.

Hin und wieder werden aber auch Geräte aus Quarzit und Hornstein aufgefunden, wobei die quarzigen Gerölle ebenfalls im Moränenbereich vorkommen.

Man kann also feststellen, daß der Mensch der Vorzeit in erster Linie auf anstehendes Gestein zurückgegriffen hat. Die Palette der landschaftsbedingten Gesteine schließt selbst den Bergkristall, den Amethyst, das vulkanische Naturglas Obsidian, bis hin zu den weichen sedimentären Gesteinen nicht aus.

Spätestens vom Neolithikum an ist der Handel von besonders geeigneten Steinmaterialien über viele hundert Kilometer belegt, im besonderen des Feuersteins. Seine Spuren kann man, bezogen auf unsere Braunschweigische Heimat, zurückverfolgen bis Belgien und Nordjütland.

Tafel 1



Volkse, Kreis Gifhorn, Stölpser Heide  
Feuersteindolch, Maßstab 1 : 1

Wenn die Geräte, vor allem Beile, aus französischem Feuerstein bei uns nur sporadisch vorkommen, so sind sie aber schon allein wegen ihrer einzig ansprechenden honiggelben Farbgebung hervorzuheben.

Die Farbskala des jütländischen Feuersteines reicht vom schmutzigen Weiß bis ins tiefe Schwarz.

Der gehandelte bzw. getauschte Feuerstein ist entgegen dem aufgelesenen, vielleicht auch aus kleinen Bodenaufschlüssen geförderten Material, bergmännisch abgebaut. Das heißt, man grub senkrechte Schächte und ging im Stollenvortrieb ins Kreidegestein, um an die eingelagerten Feuersteinknollen zu gelangen.

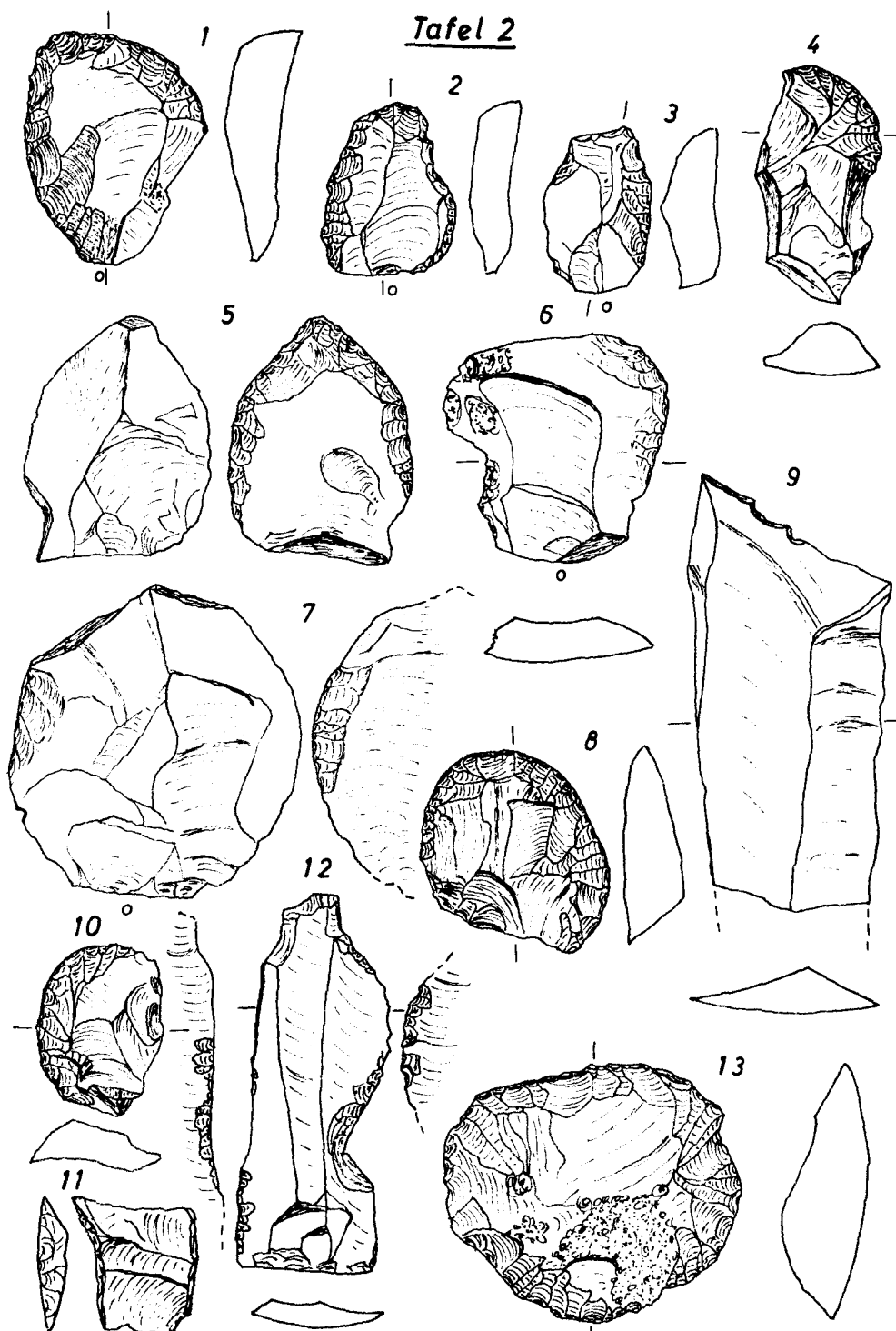
Ebenso wichtig wie geeignetes Ausgangsmaterial war das Beherrschen der Bearbeitungstechnik. Wenn wir in diesem Zusammenhang uns den Dolch von Volkse ansehen, so kommen wir nicht um eine Bewunderung der Tätigkeit des steinzeitlichen „Klingenschmiedes“ herum. Mit höchster Feinheit und Sensibilität ist dem Dolchblatt seine symmetrische, im Schnitt spitzovale Form gegeben worden. Die gemuskelten beidseitigen Oberflächen sind beim Abflächen und beim Herausarbeiten der Schneidekanten mittels Abspannen quer zur Längsachse entstanden.

Bevor ich mich den Schabern von Volkse und ihrer Datierung zuwende, möchte ich kurz auf ihre Herstellung eingehen.

Wie schon erwähnt, war das Ausgangsmaterial der Feuersteinknollen. Der erste Handschlag des „Steinschmiedes“ war, mit einem gezielten Schlag mittels eines Schlagsteines — oft Kiesel aus hartem Quarzit — den Knollen da abzuschlagen, wo etwa ein Frühstücksei abgeschlagen wird. Von der so entstandenen ebenen Schlagfläche wurde mittels eines meißelartigen Gerätes — wahrscheinlich aus Hartholz, Bein oder Geweih — ringsherum durch Abspannen die Oxydationsrinde (Kortex) entfernt. Nun konnten auf gleiche Weise Klingen in Längsrichtung vom Kernstein (Nukleus) abgespalten werden. Diese Klingen wurden zu vielfältigen Zwecken weiter bearbeitet und verwandt. Hierüber möchte ich aber zu einem anderen Zeitpunkt und in einem anderen Zusammenhang berichten.

Nun zu den Schabern. Auch hier bildeten die Klingen die Grundlage zur Weiterbearbeitung zum Schaber. Die Schabekanten wurden bei groberen Schabern mittels einer Schlagretusche und bei feineren durch eine Druckretusche an der Klinge angebracht. Zum Retuschieren wurden sogenannte Retuscheure — meist längliche schmale Steine — verwandt. Die Anbringung und die Art der Retuschen geben Aufschluß über die Zeitstellung der Schaber.

Natürlich läßt sich an einem einzelnen gefundenen Schaber nicht sogleich das Alter feststellen; denn es gibt Formen, die selbst schon im Jungpaläolithikum (Jüngere Altsteinzeit) vorkommen. Wenn sich aber bei mehreren neolithische Bearbeitungskriterien feststellen lassen, so wie bei denen auf Tafel 2; 1—8 und 13 (Rundschaber), so ist eine Aussage über die Zeitstellung möglich. Als erstes und wichtiges Erkennungsmerkmal wäre zu nennen, daß die Schabekante oft an der ehemaligen Schneidekante angebracht wurde, also seitlich



Volkse, Kreis Gifhorn, Stölpser Heide  
 Schaber: 1—8, 13; Klingen: 9, 12; Pfeilschneide: 11. Geräte Maßstab 1 : 1

neben dem Schlagbuckel (Bulbus\*), Tafel 2; 1—4. Auch laufen beidseitige Schabekanten in einer Spitze zusammen, Tafel 2; 5. Oft sind Schabekanten ohne Systematik an irgendeiner Stelle des Absplisses (Klinge) angebracht, Tafel 2; 6. Auch Anbringen der Schabekante auf der Ventralseite (Klingenunterseite), Tafel 2; 5 und 7, oder auch wechselseitig ventral/dorsal (oben) kommen vor. In den meisten Fällen ist die Schabekante nicht steil, sondern flach angebracht, Tafel 2; 8 (besonders deutlich). Hierdurch ist die Grundlage zu einer völlig gemuschelten Oberfläche gegeben, welches hin und wieder vorkommt.

Aus der Trichterbecherkultur sind Schaber bekannt, die aus zerbrochenen, geschliffenen Beilen gearbeitet wurden.

Am Schluß möchte ich noch zwei Klingen erwähnen (Tafel 2; 9 und 12), die ich im beschriebenen Fundstellenbereich aufgelesen habe. Die eine weist an einer Längskante eine kräftige Hohlucht zur Dorsalseite auf, wobei die Kanten wechselseitig partiell retuschiert sind. Bei der anderen Klinge ist eine partielle Schrägendretusche erwähnenswert.

Auf dem nördlich angrenzenden Gelände sicherte ich eine querschneidige Pfeilspitze, Tafel 2; 11. Sie ist ins Alt- oder Mittelneolithikum zu datieren.

Die Sandaufwehung im Bereich der Dolchfundstelle gab noch einige Scherben der älteren Eisenzeit frei. Einige waren verziert, eine davon ist mit Fingerkuppeneindrücken auf dem Lippenrand versehen.

Die Veröffentlichung der genannten vorgeschichtlichen Funde und die eingehendere Beschäftigung mit ihnen findet sicherlich ihre Berechtigung, vor allem in Verbindung mit dem Dolchfund.

---

\* Bulbus = buckelige Erhöhung, entsteht im Aufschlagpunkt beim Klingenabspannen auf der Unterseite der Klinge. — Der kleine Kreis kennzeichnet die Stelle des noch vorhandenen Bulbus an der Geräteunterseite.

## *Vor- und frühgermanische Sprachreste in ostfälischen Namen*

Von Werner Flechsig

*(Fortsetzung des Aufsatzes in Heft 1/1980)*

Nachdem ich im Heft 1/1980 unserer Zeitschrift auf S.18ff. einen allgemeinen Überblick über die wichtigsten Erkennungsmerkmale für frühe Namentypen in H. Kuhns „Nordwestblock“ gegeben habe, wende ich mich jetzt den diesen Namentypen zuzuordnenden ostfälischen Fluß-, Orts- und Flurnamen im einzelnen zu und setze an den Anfang die auf den ersten Blick auffälligste Gruppe der Namen mit anlautendem P- unter Fortlassung aller solcher Namen, deren Bestimmungswörter aus dem Lateinischen oder Griechischen entlehnt sind oder wendischen Ursprungs zu sein scheinen oder noch dem lebendigen Wortschatz der Volkssprache angehören. Ich verwende zur Platzersparnis weiterhin die schon auf S. 12 erklärten Abkürzungen.

### 3 a) Namen mit P-Anlaut

- \*Pā'enbarch*: 1355 *de Padenberch*, um 1475 „*ein berchwerk und holt, geheten de Padenberch ... up dussyt der Inerste wente an dat water*“, später nicht mehr genanntes Bergwerk und Gehölz wohl oberhalb des Zellbaches und der Frankenscharnhütte im Oberharz östlich des Innerstetales bei Zellerfeld, Kr. Z., vielleicht der spätere *Hüttenberg* (so nach brieflicher Mitteilung von Oberforstmeister W. Schubert in Lautenthal);
- Pā(i)ne*: 1130 (*Bertholdus de*) *Pagin*, 1142 *Pain*, 1175/78 *Peine*, 1950 mda. *Pāne* = ON *Peine*, Kr. P.;
- Paiß(e)*: 1759 *auf dem Peiße*, später nicht mehr bezeugt, Flurstück im Süden von Stadtoldendorf, Kr. Holzminden;
- Paißsack*: 1580 *der Peiße*sack bzw. *der Peissagk*, 1663 *der Peiße*sack, 1695 *der Peiße*sack, später nicht mehr bezeugter Name eines Baches bei Ackenhausen, Kr. Gandersheim;
- Pandelbēk*: 1224, 1235 u. 1251 *silva Pandelbeke*, 1251 auch *Paldebeke*, 18. Jh. *Pandelbach* bei Münchhof, Kr. Gandersheim, am Westrande des Harzes;
- Pāntje*: 1760 „*hinter der Pandge*“, „*auf dem Pandgens Wege*“ u. „*die Pandgens Wiese*“, 1980 mda. *Pāntje*, FLN für einen Acker am Ith bei Scharfoldendorf, Kr. Holzminden;
- Parken*: 1355 „*plures partes in silva Parken*“, nicht näher lokalisierbarer Waldbesitz der Stadt Goslar im Oberharz;
- Pāskwerl*: 19. Jh. *im Paasquerl*, jetzt nicht mehr gebräuchlicher FLN für Wiesen in der Nähe des Rhumeflusses bei Hammenstedt, Kr. Northeim;
- Patsenfeld*: 1951 *Patzenfeld*, FLN für ein Ackerstück bei Dorstadt, Kr. Goslar, an der Grenze zur Gemarkung Ohrum (Wüstung Patze? Nach Meinung des Flurnamensammlers Grope zu *Patse* ‚Hamster‘ oder zu *Patsen* ‚Erdschollen, die beim Pflügen lehmigen Ackerbodens entstehen‘, vgl. aber *Patsenfeld*!);
- \*Pē(d)el*: 965—1037 *Pithili*, 1149 *Pithele*, 1178 *Pitele(n)*, 1214 (*Wulfihardus de*) *Pethele*, 1318 u. 1415 *to Pedele*, 1395 *Pedel*, 1518 „*by dem Pedelsken gyke*“, 1758 „*der Pelsche Teich*“, später nicht mehr bekannt, Wüstung bei Seesen, Kr. Gandersheim, am Westrand des Harzes;
- Pell*: 1850 *auf dem Pell*, um 1900 verdrängt durch den FLN *In der Aue*, feuchte Niederung im Überschwemmungsbereich des Dorfbaches nördlich von Sorsum, Kr. Hildesheim-Marienburg;
- Pēmer*: 1753 *Pemer-Anger* u. *Pemer-Trift* bei Nortenhof, Kr. Wolfenbüttel; 18. Jh. *Pemer* bzw. *Pāmer* und *Pemer-Kamp* bei Steterburg, Stadtkr. Salzgitter;
- Perisinnebrōk*: 1013 in der Grenzbeschreibung der Diözese Hildesheim *Perisinnebroc* in der Nähe von Isernhagen, Kr. Burgdorf;
- Perseke*: 1637 u. 1686 *die Perseke*, 1748 *In der Perseke*, Wiese an dem in die Fuhse mündenden Mühlengraben bei Lobmachersen, Stadtkr. Salzgitter;
- Persic(h)hof*: 1428 *Persichof* in Watenstedt, Stadtkr. Salzgitter;
- Persike*: 1445 *persig*, ein Holzfleck, 1901 *die Peseke*, 1967 mda. *de Persike* bei Hadmersleben, Kr. Wanzleben;

*Pāse*: 1389 *Pedeze*, 1402 *Pedese*, 1415 *Pedesse* = ON. *Pāse*, Kr. Gifhorn;

*Pēseke* 1.: 1683 „Auf der großen (lütken) Beseke, um 1780 „außer dem Dorfe 2 Sümpfe ... der eine zwischen den Barum und Heertschen Wiesen und heißt die Peseke und fließt in die Fuhse“, 1844 „die neue Peseke“, ein ebenes Ackerstück, 1939 mda. „de Peseke“ bei Barum, Stadtkr. Salzgitter;

*Pēseke* 2.: 1770 „Auf den Peseken“, 1850 „In der Peseke“, 1958 mda. „In 'r Peseke“ bei Groß Biewende, Kr. Wolfenbüttel;

*Pēseke* 3.: 1752 „Die Peseken“, Wiese bei Groß Dahlum, Kr. Wolfenbüttel;

*Pēseke* 4.: 1575 *Feseke*, 1590 *Fehesegk*, 1593 „de Vehesacke“, 1599 *Fehsegke*, 1602 *Feseke*, 1640 *kleine Veseken*, 1725 *Besike*, 1738 u. 1847 *Pesecke*, Zufluß vom Nordwesthange des Broclems zur Ecker im Hochharz;

*Pēseke* 5.: vermutlicher ehemaliger Name des Mühlengrabens bei Seehausen, Kr. Oschersleben, von A. Hansen erschlossen aus dem ON. *Pesekendorf* im Kr. Oschersleben \*);

*Pēsekendorf*: 1083 *Pisakantorph*, 1136 *Pisekentorp*, 1215 *Pisikendrop*, 1221 *Pesekendorf*, 1259 *Pesekendorf* = ON. *Pesekendorf*, Kr. Oschersleben;

*Pēsekenkamp*: 1759 „Im Pesekehamp“, 1980 ebenso, Gelände zwischen der Krummenbēke u. der Landstr. 627 südlich von Dettum, Kr. Wolfenbüttel;

*Pēsekenwīsche*: 1748 „die Pesekenwiese“ bei Semmenstedt, Kr. Wolfenbüttel;

*Pēsel*: 19. Jahrh. „die Pesel“ bzw. „Pessel“, 1969 mda. *Pēsel*, Bach und Berghang bei Bad Salzdethfurth, Kr. Hildesheim-Mar.;

*Petse*: 1022 (Fälschung Anfang 12. Jahrh.) *Pezunsun*, 1422 ff. *Petze*, 1979 mda. *Petse* (mit kurzem e) = ON *Petze*, Kr. Alfeld;

*Pātsen*: 1438 *Pottzen* (zu lesen wohl *Pöt(t)zen*, 1941/51 mda. *Pātsen* = ON. *Poitzen*, Kr. Celle;

*Pātsenfeld*: 1753 u. 1844 „Im Pätzerfelde“, 1980 ebenso, flacher sandiger Lehm-boden mit einigen bei Trockenheit bemerkbaren Ortsteinstellen (Wüstung?) bei Meerdorf im ehem. Landkr. Braunschweig;

*Petzenfeld*: 1843 *Petzenfeld*, 1951 mda. *Petsenfeld* (mit kurzem e der 1. Silbe), Lößacker bei Werlaburgdorf, Kr. Goslar;

*Pētskamp*: 1761 *Pätzkamp*, 1940 mda. *Pētskamp* bei Volkersheim, Kr. Gandersheim;

*Pet(s)tsütter*: 1756 *der Petsütter*, 1953 mda. *Pertsütter* (wohl volksetymologisch falsch an *Pärd* ‚Pferd‘ angelehnt), eine feuchte Wiese, früher Flachsrotten bei Wolperode, Kr. Gandersheim;

*Pikshai*: 1577 „vff pichthey für den Schutthagen“, eine Wiese „der Pichtshey zwischen den Schnaden Dannen und der Pichtsbrücke“, 1630 *der Pichtshey*, 19./20. Jh. *Pixhai* bei Buntenbock, Kr. Zellerfeld;

*Pili(n)don*: 974 (richtiger 973) *Pilindon*, eine Wüstung unbekannter Lage im Ambergau, von früheren Forschern und noch 1968 von H. Kleinau fälschlich für die Wüstung *Pe(d)el* bei Seesen (siehe dort!) gehalten, was aber aus lautgeschichtlichen Gründen unmöglich ist;



*Pilseke*: 20. Jh. *Pilseke*, nur mündlich überlieferter Name des durch Verrohrung verschwundenen Dorfbaches in Schandelah, Kr. Braunschweig;

*Piltsbarch*: 1868 *Pfilzberg*, 1926 mda. *Piltsbarch* bei Hetjershausen, Kr. Göttingen;

*Piltsdecke*: 1761 *Pilzdecke*, ein Acker bei Volkersheim, Kr. Gandersheim;

*Piltsdik*: 19. Jahrh. *Pilzteich* bei Mariental, Kr. Helmstedt;

*Pimperlinkshost*: 1869 *Pimperlingshorst*, 1951 mda. *Pimperlingshost*, ein Forstort im Schwarzen Bruch bei Bortfeld, Kr. Braunschweig (wohl kaum zu mda. *pimpelich* ‚verzärtelt‘);

*Pine*: 1366 *pine*, 1580 „*ein kopholt ... geheten de Pine*“, 1732 *große u. kleine Piene*, ein Waldstück bei Hondelage, Kr. Braunschweig (sicher nicht zu dem aus dem Lateinischen entlehnten nd. *Pīn* ‚Pein‘, das ursprünglich dem religiösen Wortschatz des Christentums angehörte und die Höllestrafe meinte);

*Pinnekenbarch*: 19. Jahrh. *Pinnekenberg* bei Wollershausen, Kr. Osterode;

*Pinkemburch*: 19. Jahrh. *Pinkenburg*, Name eines Wachtturms bei Meimerhausen, Kr. Alfeld (vielleicht zu mda. *pinken* ‚Feuer schlagen mit Stahl u. Feuer schwamm‘?);

*Pipping*: 1748 Vor dem *Pipping* bei Bad Gandersheim (zu einer urkundlich nicht bezeugten Wüstung \*Pippinge mit dem allerdings germanischen Örtlichkeitssuffix -inge oder zum Personennamen Pipping?);

*Pippinge*: 1765 Vor dem *Pippings Born* u. *Am Pippings Wege*, 1840 *Am Pippinge*, 1964 mda. *Pippinge*, früher bei Holzminden, jetzt eingemeindeter Ortsteil (Wüstung oder Personennamen?);

*Pirle*: 1709 *an der Pirle*, später nicht mehr bezeugter und daher nicht lokalisierbarer FLN bei Salzdahlum, Kr. Wolfenbüttel;

*Pisbarch*: 19. Jh. *Pißberg* bei Dungenbeck, Kr. Peine;

*Pisblēk*: 19. Jh. *auf dem Pißbleek*, FLN am Walwy-Graben, der nur eine geringe Wassermenge führte, südöstlich von Osterwieck, Kr. Halberstadt;

*Pisdålswåter*: 1822 *Pisthalswasser*, Zufluß zum Spiegeltaler Wasser im Oberharz bei Zellerfeld, Kr. Z.;

*Pissebusch*: 18. Jh. *Pissebusch* bei Ottenstein, Kr. Holzminden;

*Pisseke* 1.: 1763 *die Pisseke* bei Watzum, Kr. Wolfenbüttel;

*Pisseke* 2.: 1695 *Pißecke*, Forstort bei Hasseroode, Kr. Wernigerode;

*Pisseke* 3.: 1727, 1742 u. 1761 *Pisseke*, 1816 *Piseke*, ein Tal an der Forstgrenze bei Nöschenrode, Kr. Wernigerode;

*Pisseke* 4.: 19. Jh. *Pisseke*, ein Bach bei Rübeland, Kr. Blankenburg im Ostharz;

*Pissekenkopp*: 1742 *Pisgenkopf*, 1752 *Pissekekopf*, 1847 *Peißekenkopf*, FLN an der Grenze der Drübecker Forst im Kr. Wernigerode;

*Pissel*: 1772 *in der Pissel*, ein anderer Name der *Mühlenbreite*, wohl ursprünglich Name eines Wasserlaufes, nordwestl. vo Lucklum, Kr. Braunschweig;

*Pissendål*: 1385 „*dissit deme Pissendale*“, FLN bei Wehrstedt, Kr. Halberstadt;

*Pisser* 1.: 1347 Gogericht „to der Pesere“, 1566 „uff de Pisse“, 1753 am *Pisser-Stege* bei Bettmar, Kr. Braunschweig, 1952 mda. *Pisser*, Bach bei Bodendtedt, Kr. Braunschweig;

*Pisser* 2.: 1343, 1347 u. 1348 *Pesere*, 1766 in der *Pisser*, Bach bei Warle, Kr. Wolfenbüttel;

*Pitsenmorgen*: 1746 *Pitzenmorgen*, FLN für einen Acker bei Schulenrode, Kr. Braunschweig;

\**Plä'en*: 1854 *Plän*, FLN für mittelmäßige bis schlechte Wiesen und Acker bei Stiddien, Kr. Wolfenbüttel;

*Plesse* 1.: 11. Jh. ff. immer *Plesse*, Burgruine u. Bergwald bei Eddigehausen, Kr. Göttingen;

*Plesse* 2.: 19. Jh. *Plesse*, Burgruine u. Wald bei Groß Schneen, Kr. Göttingen;

*Plessenweg*: 1835 *Plessenweg* bei Papenrode, Kr. Helmstedt;

*Pletse* 1.: 1934 *Plätze*, FLN für ein Ackerstück bei Klein Twülpstedt, Kr. Helmstedt;

*Pletse* 2.: um 1950 *Pletze*, Name für den Oberlauf des *Mühlengrabens* bei Spanbeck, Kr. Göttingen;

*Plockhost*: 1272 *Plochorst*, 1957 mda. *Plock ho(r)st* = ON. Plockhorst, Kr. Peine;

*Plönsrō'e*: 1781 *Plönsrode*, 1973 mda. *Plönsrō'e*, Wüstung bei Eddesse, Kr. Peine;

*Plümer*: 1868 die *Plümer*, 1932 mda. *Plümer*, Wiese (1848 noch sagenumwobener Teil des großen Wipperteiches) bei Velstove, Kr. Helmstedt;

*Pöbbekenmöle*: 1609 u. 1756 *Pöbbeken Mühle*, 1705 aber *Pottekenmühle*, 1950 *Pöbbekenmöle*, 1756 auch „Auf dem Pöbbekenberge“, Anger bei Nauen, Kr. Gandersheim;

*Pocken*: 19. Jh. der *Pocken*, 1980 mda. *Pocken* (mit kurzem o), ein Waldstück in der Allerniederung östlich von Gifhorn, Kr. G.;

*Pockenbarch*: 1304 *silva Pokenberg*, bei Beckensdorf, Kr. Oschersleben;

\**Pockensik*: 1759 *Pochensiek*, ein Koppelanger bei Wenzen, Kr. Gandersheim;

*Pockentsütter*: 1758 *Pocken-Sütter*, 1951 mda. *Pockentsütter*, Wiese bei Ortschaften, Kr. Gandersheim (zur Wüstung Pockenhausen, siehe unten!);

*Pöle*: ca. 1237—1247 in *Polde*, 1365 u. 1378 *Johannes de Poled*, 1373, 1379 u. 1381 *Johannes de Polde*, noch 1502 u. 1510 *t(h)o Polde*, 1980 mda. *Peole*, seltener *Pöle* = ON. *Pohle*, Kr. Springe;

*Pöle*: 927 u. 952 *Palithi*, 929 *Palidi*, 1152 *Polide*, 1204 in *Polithen*, 1209 *Polithe*, 1224 u. 1291 *Poled*, ca. 1342 *Polde*, 1951 mda. *Pöle* = ON *Pöhlde*, Kr. Osterode;

*Polle*: 12. Jh. ff. immer *Polle*, 1980 mda. *Polle* = ON *Polle*, Kr. Hameln-Pyrmont;

*Pollhöben*: ca. 1380 *to den palen*, 1941—1951 mda. *Pollhöben* = ON *Pollhöfen*, Kr. Celle;

- Polljewürt*: 1580 *Polliworden*, 1759 *Auf der Polgen Worth*, 1878 *Pollwerden*, 1964 mda. *Polljewürt* bzw. *Pollewürn*, ehemalige Koppelweide mit Harde-  
rode bei Bisperode, Kr. Holzminden;
- Pölsche Braie*: 1871 *Pöhlsche Breite* u. *Pöhlsche Wiese* bei Harste, Kr. Göttingen;
- Polsche Sīk*: 1759 *Polsche Siek* bei Schapers Tannen (identisch mit Pocken-Siek?)  
bei Wenzen, Kr. Gandersheim;
- Polsterbarch*: 1551, 1596 u. 1617 *Bulsterbergk*, 1637 *Bolsterbergk*, 1678 u. 1731  
*Polsterberg*, 19./20. Jh. *Polsterberg* (die älteren Formen mit B- wohl ent-  
stellt durch einen nicht niederdeutsch, sondern erzgebirgisch-mitteldeutsch  
sprechenden Schreiber); dazu 1630 *Bulsterthal*, 19./20. Jh. *Polstertal*, beide  
FLN zwischen Claustal und Altenau, Kr. Zellerfeld (alle älteren Belege  
nach brieflicher Mitteilung von W. Schubert, Lautental);
- Pörk(en)*: 19. Jh. *Vor den Pörken* u. *Pörkwiese*, 1973 mda. *Pörkenwische* bei  
Groß Lafferde, Kr. Peine (Wüstung?);
- Postels Winkel*: 19. Jahrh. *Postels Winkel* bei Breinum, Kr. Alfeld (zu einem  
FLN oder Personennamen?);
- Pötsen*: 1237—1247 *Pedesse*, 1237 *Heinricus de Pisessen*, 1241 u. 1246 *Conradus  
de Pisessen*, 1245 u. 1247 *Conradus de Pesessen*, 1294 *Konradus de Pesen*,  
1298 *Petessen*, 1311—1324 *Gerhardus de Pesessen* bzw. *G. de Pessen*, 1339  
*Pessen*, 1423 u. 1510 *Potzen*, 1427 *Poczen*, 1980 mda. *Pötsen* = ON *Pötzen*,  
Kr. Springe;
- Potswennen*: 1362 *Postackerwenden*, 1443 ebenso als Wüstung, 1618 wieder  
aufgebaut mit dem neuen Namen *Potzwenden*, 1951 *Potswennen* = ON  
*Potzwenden*, Kr. Göttingen;
- Prembēke*: 1578 *Auff die Prembecke*, 1972 mda. nicht mehr bekannt, bei Hockeln,  
Kr. Hildesheim-Marienburg;
- Prilleke*: 19. Jh. *die Prilleke*, ein kurzes, trapezförmiges Ackerstück bei Worms-  
dorf, Kr. Haldensleben (nach der Ähnlichkeit mit einer oval-ringförmigen  
*Prilleke*, dem typischen ostfälischen Schmalzgebäck der Fastenzeit benannt?);
- Prüekamp*: 19. Jh. *Pruekamp*, 1980 mda. unbekannt, bei der Wüstung Kl. Plock-  
horst nahe Plockhorst, Kr. Peine;
- Puntsenbarch*: 1920 mda. *de Puntsenbarch* bei Lesse, Stadtkr. Salzgitter;
- Pussekenborn*: 1958 mda. *Pussekenborn*, eine Quelle am alten Salzstieg im Nord-  
harz bei Bad Harzburg, Kr. Wolfenbüttel;
- Pussekendīk*: 1756 *der Pußekenteich* bei Lutter, Kr. Gandersheim;
- Puts*: 1868 *der Putz* bei Ellershausen, Kr. Göttingen;
- Pütسدālsgrāben*: 1632 *Putzehals grabe* u. *Putgethals grabe*, um 1745 auf den  
*Pützendahlsgraben*, 19. Jh. *am Pütjedahlsgraben* bei Moringen, Kr. Nort-  
heim;
- Puttanpathu*: 10. Jh. *Puttanpathu* an der Nordwestgrenze der Diözese Hildes-  
heim ohne genauere Lagebestimmung östlich der unteren Leine zwischen  
Burgstemmen und Hannover.

Ich füge hier noch einige ON auf -dorf und -hausen an, deren Bestimmungswörter ebenfalls mit einem anlautenden P- gebildet sind, ohne daß ich mich entscheiden möchte, ob sie deshalb auch zu den vormittelalterlichen Namen gezählt werden können. In der Regel sind ja zwar die ON auf -dorf und -hausen, deren Entstehung dem Zeitalter des mittelalterlichen Landesausbauens zugewiesen wird, mit einem Personennamen als BW gebildet, der auf den Gründer der betreffenden Siedlung hinwies. Es gibt aber auch Ausnahmen von dieser Regel wie z. B. Seesen im Kr. Gandersheim (973 Sehuson) und das schon oben beim Bachnamen *Pēseke* erwähnte *Pesekendorf* im Kr. Oschersleben, deren Bestimmungswörter auf alte, vielleicht schon Jahrhunderte vor der Siedlungsgründung vorhandene Geländebezeichnungen zurückgehen. Es ist daher auch nicht ohne weiteres ausgemacht, daß die ON *Pegestorf* im Kr. Hameln-Pyrmont, *Pattensen* im Kr. Springe, *Pegessen* wüst bei Flegessen im Kr. Springe, *Possensen* wüst bei Adensen im Kr. Springe, *Pockenhausen* wüst bei Ortshausen im Kr. Gandersheim, *Panshausen* wüst bei Groß Rhüden im Kr. Hildesheim-Marienburg und *Parensen* im Kr. Göttingen mit einem PN als BW gebildet sind. Die Schreibung dieser ON schwankt nämlich im Mittelalter zum Teil recht merkwürdig ohne erkennbare Lautgesetzlichkeit, was darauf hindeuten scheint, daß schon früh der Sinn des BW's nicht mehr klar war. So finden sich für Pegestorf, 1980 nda. noch *Persterpe*, im 13. und 14. Jahrhundert stets die Form *Perdestorpe* und anscheinend erst 1585 die heutige amtliche Form, für Pockenhausen 1157, 1318 und 1578 zwar *Pockenhusen*, aber 1405 *Poggenhusen*, für Panshausen 1360 und 1441 *Banteshusen*, aber 1382 und 1469 *Panteshusen*, für Parensen 990 *Peranhuson*, aber 1448 *Parenhusen*. Gegen Bildungen mit PN als BW scheint mir bei allen diesen ON zu sprechen, daß nach W. Schlaug\*\*) vor dem 11. Jh. in nordwestdeutschen Urkunden als PN mit anlautendem P- nur *Panno*, *Poppo* bzw. *Boppo* und *Pune* bezeugt sind, nicht dagegen *Perdi* oder *Pegi*, *Patto*, *Posso*, *Pocko*, *Panti* und *Pero* bzw. *Paro*, wie man sie voraussetzen müßte, wenn die fraglichen ON wirklich die Namen der Siedlungsgründer festgehalten hätten. Näher liegt für die Deutung der Bestimmungswörter dieser ON meines Erachtens die Suche nach vorgermanischen Wortstämmen mit anlautendem p, die ursprünglich das betreffende Gelände bezeichneten und erst viel später in mittelalterliche Siedlungsnamen Eingang fanden. In *Pockenhausen* dürfte dasselbe Wort enthalten sein wie im Forstort *Pocken* bei Gifhorn, im *Pockenbarch* bei Beckensdorf und im *Pockensik* bei Wenzen. Für *Pattensen* (1010 *Pattenhuson*) liegt eine Beziehung zum GW des frühmittelalterlichen *Puttanpathu* nahe, bei *Panshausen* (*Panteshusen*) eine Beziehung zur *Pāntje* bei Schorfoldendorf, bei *Parensen* (*Peranhuson*) vielleicht derselbe Wortstamm wie im frühmittelalterlichen *Perisinnebrōk* im Kr. Burgdorf.

Spricht bei den hier behandelten ON auf -dorf und -hausen die Rätselhaftigkeit der Bestimmungswörter für deren hohes Alter, so machen umgekehrt die sprachlich scheinbar so durchsichtigen Namen *Parken*, *Pell*, *Persic(h)hof*, *Pēseke*, *Pēsel*, *Piltsbarch*, -*decke* und *dīk*, *Pimperlinkshorst*, *Pinnekenbarch* und *Pinkenburch*, *Plockhost*, *Polle*, *Polsche Sīk*, *Polsterbarch*, *Prilleke*, *Pussekenborn* und -*dīk* sowie *Puts* auf den ersten Blick den Eindruck, als ob es sich um verhältnismäßig junge Bildungen handeln müßte, denkt man dabei doch zunächst an die Appellative *Park* ‚waldartiger Baumgarten‘, *Pelle* ‚Wurst- oder Fruchthaut‘, *Persek* ‚Pfirsich‘, *Pēseke* 1) ‚viereckiges Stück Kernholz aus einem Eichenstamm‘, 2) ‚Glatze‘, 3) ‚verfilzte Haarzottel oder Knoten im Garn‘, *Pēsel* oder *Paisel*

‚Geschlechtsglied des männlichen Schweines oder des Hirsches‘, *Pilts* ‚Pilz‘, *Binne* ‚Schuhnagel‘ bzw. *pinneken* ‚mit kleinen Nägeln nageln‘ oder ‚mit kleinem Hammer spielerisch klopfen‘, *Poll* m. ‚Haarschopf‘ und ‚Baumkrone‘, *pölsch* ‚polnisch‘, *Polster* ‚Ruhepolster als weiche Unterlage‘, *Prilleke* ‚ringförmiges Schmalzgebäck der Fastenzeit‘, *Pus* oder *Pusseke* ‚weiblicher Geschlechtsteil bei Menschen‘ und *Puts* ‚Putz, Zierde‘. Bei näherem Hinsehen erweist sich aber ein Teil dieser Wörter als ungeeignet zur Erklärung der fraglichen Namen, weil es sich dabei um recht spät in die heimische Umgangssprache eingebürgerte Lehnwörter handelt. So gab es hierzulande im 14. Jh. noch keinen Park, sondern allenfalls einen *bômgarden*, statt *Pelle* sagte man in Ostfalen *Slüe* (*Sluie*), Pflirschbäume gehörten in früheren Jahrhunderten noch nicht zum Besitz heimischer Obstgärten, der Sammelbegriff für Pilzgewächse war in der ostfälischen Volkssprache bis in die Neuzeit hinein *Swamm*, für *Polster* sagte man hierzulande *Pöl*, und auch *putsen* ‚säubern, schmücken‘ gehörte nicht zum altheimischen Wortschatz. *Pēseke*, *Pēsel*, *Pimme*, *pinneken*, *Poll*, *Prilleke* und *Pus/Pusseke* sind zwar zweifellos altes ostfälisches Spracherbe, doch muß ihre neuzeitliche Bedeutung nicht unbedingt schon die ursprüngliche gewesen sein, so daß daraus nicht ohne weiteres eine einleuchtende Erklärung für die fraglichen ON und FLN mit anlautendem P- zu entnehmen ist.

### 3 b. Namen mit st-Suffix

Hans Kuhn nannte 1959 in seiner Liste niederländischer und norddeutscher Namen mit st-Suffix aus Ostfalen den Flußnamen *Innerste*, den Bach- und Ortsnamen *Harste* und die ON *Lasten wüst* bei Ricklingen, *Leveste*, *Segeste* und *Thüste*\*\*\*). Diese Reihe ließ sich nach eingehender Durchmusterung der heimischen ON und FLN nicht unbeträchtlich erweitern. Ich bringe sie in alphabetischer Anordnung wie vorher die Reihe der P-Namen mit ihren heutigen mundartlichen Formen, soweit diese ermittelt werden konnten, und mit ihren älteren schriftlichen Belegen, ohne mich auf etymologische Erörterungen einzulassen. Es sind

*Boister*: 1305 *Boster*, 1308 *Botester*, 1313, 1332 u. 1355 *Bodestere*, 1525 in der *Boyster*, 1578 die *Boister*, in die *Böister*, die *Baister*, 1798 ff. die *Beuster*, linker Zufluß der *Innerste* bei Diekholzen, Kr. Hildesheim;

*Daister*: 1369 (*Curt van*) *Destere*, 1585 *Deister*, Waldgebirge in den Landkreisen Hannover und Springe;

*Däster*: 19. Jh. *Auf dem Deister*, 1956 mda. *Däster*, FLN bei Groß Lafferde, Kr. Peine;

*Draust*: 1858 die *Draust*, ein Flurstück nordwestlich von Elze, Kr. Alfeld;

*Elste*: 1764 u. 1856 *Elste*, ein Flurstück (Wüstung?) von rund 130 Morgen bei Salzdahlum, Kr. Wolfenbüttel (vgl. dazu das von H. Kuhn angeführte niederländische *Elstel*);

*Erenst*: 19. Jh. die *Ernst*, 1980 mda. *up ’er Eerenst*, ein leicht ansteigendes Ackerstück zwischen Woltershausen und Netze, Kr. Alfeld;

*Fost*: 965—1037 *Fersthan*, 1004 *Uorstan*, 1017 *Warstan*, 1025 *Vorstan*, 1245 in *Vorste*, 1512 *de Forste*, 1573 *Forst*, 1964 mda. *Fost* = ON *Forst*, Ortsteil von Bevern, Kr. Holzminden, dazu der Flußname *Forstbach*, nach dem im frühen Mittelalter vielleicht erst die Burg und dann das herzogliche Amt F. benannt wurden;

*Füst*: 1756 in der *Faust*, 1980 mda. in der *Fiust*, Hang über feuchtem Ufergelände am Neile-Flüßchen bei Lutter, Kr. Gandersheim;

*Glinsterbarch*: 1698 *Linster Berg*, 1970 *Glinsterbarch*, FLN und vielleicht Hinweis auf eine Wüstung Linste bzw. Glinste bei Bad Salzdetfurth, Kr. Hildesheim-Marienburg;

*Gnīst*: 1709 im *Gnieste*, 1764 u. 1856 *Kniest*, 1956 mda. *Gnāist*, FLN für rund 90 Morgen schweren Tonbodens nördlich von Salzdahlum, Kr. Wolfenbüttel;

*Haste*: 1015—1036 *Heristi*, 1093 *Heriste*, 1141 *Herste*, 1368 *Herste*, 15. Jh. ff. *Harste*, 1951 mda. *Haste* = ON Harste, Kr. Göttingen; ursprünglich wohl nur der Name des Dorfbaches, der allerdings erst seit 1303 erwähnt wird, damals „*ab illa ponte aque, que Herste dicitur*“;

*Hastenbeck*: 1344 *Hastenbeke*, 1973 mda. *Hastenbeck* = ON Hastenbeck, Kr. Hameln-Pyrmont; benannt nach dem Dorfbach *Hastebeeke*, heute Hastebach;

*Hīst*: 19. Jh. *Hiest*, nach Graffs Geschichte des Kr. Alfeld FLN bei Lamspringe, Kr. Alfeld, dort aber nach Auskunft des Ortsheimatpflegers A. Schaper weder mündlich gebräuchlich noch auf Flurkarten des 19./20. Jh. verzeichnet;

*Innerste*: 10. Jh. (Kopie des 15. Jh.) *super Inderistan*, 1013 *ultra Indristan*, 1061 *in litore fluminis Inderste*, 1184 *pons Indistrie*, noch 1567 *Inderste*, 1577 zuerst *Innerste*, rechter Nebenfluß der Leine vom Oberharz;

*Klaister*: 1759 der *Kleister*, 1980 mda. *Klaister*, FLN für Ackerland und ehemaligen Fichtenwald, jetzt Wiese, worin eine Quelle, schwerer Tonboden, bei Varriksen, Kr. Gandersheim (nicht zu hd. Kleister ‚Klebstoff‘, der in Ostfalen mda. *Klīster* heißt;

*Knīst*: s. *Gnīst*;

*Knīster*: 1759 am *Kniester*, 1980 mda. *an'n Knäister*, FLN für eine ehemals bewaldete Anhöhe mit kargem Boden bei Heyen, Kr. Holzminden;

*Knīsterbarch*: 1760 *Kniesterberg*, FLN bei Ottenstein, Kr. Holzminden;

*Laiweste*: 1292 *Liveste*, aber schon 1239 wie 1329 *Leveste*, 1973 mda. *Laiweste* = ON Leveste, Landkr. Hannover;

*Lamesten*: 1360 u. ca. 1376 *Lamesten*, 1764/86 FLN *Lahmser Feld*, Wüstung westlich von Leveste, Landkr. Hannover;

*Linsterbarch*: s. *Glinsterbarch*;

*Lüsten*: 1864 in den *Lüsten*, 1934 mda. *de Lüsten*, FLN für einen hügeligen, sandigen Acker bei Groß Sisbeck, Kr. Helmstedt; aber 19. Jh. u. 1934 mda. *in den Lusten* (mit kurzem u), FLN für guten Acker auf der an Gr. Sisbeck angrenzenden Nachbargemeinde Volkmarsdorf, Kr. Helmstedt;

*In den Lüsten*, 1980 mda. *In'n Lüsten* (mit kurzem ü), FLN für einen Acker von 60—70 Morgen mit trockenem Boden am ehem. Galgen südöstl. von *Lüster*: 19. Jh. Algermissen, Kr. Marienburg;

*Saigeste*: 1019/22 (Kopie vom Ende 12. Jh.) *Segaste*, 1022 (Fälschung Anfang 12. Jh.) *Segusti*, 1255 *Segeste*, 1953 mda. *Saigeste* = ON Segeste, Kr. Alfeld;

*Sister*: 19. Jh. *der Siester, auf dem S., der kleine S.*, 1980 mda. *Ssäster*, FLN für Weide- und Ackerland am Hang, unten feucht, bei Hammenstedt, Kr. Northeim;

*Tsister*: 19. Jh. *Ziester*, FLN für Gartenland in der Niederung bei Börnecke, Kr. Blankenburg-Ost;

*Tüste*: 1022 (Fälschung 2. Hälfte 12. Jh.) *Thiuguste*, 1585 *Thüste*, 1956 mda. *Tuiste* = ON *Thüste*, Kr. Alfeld;

*Twistbarch*: 19. Jh. *Twistberg*, FLN bei Alfeld, Kr. A.;

*Wangelist*: 1251 *Wanhelist*, 1400 *Wanghelist*, 1547 *Wangeliste*, aber schon 1539 *Wangelste*, 1542 *Wangelstede*, 1950 mda. *Wangelßen*, 1955 mda. auch *Wangelnste* = ON *Wangelnstedt*, Kr. Holzminden;

*Waustenbarch*: 1765 u. 1865 *am Waustenberge*, 1912 mda. *an'n Waustenbarre*, FLN für Ackerland von ca. 60 Morgen bei Kissenbrück, Kr. Wolfenbüttel;

*Wausterbarch*: 1757 *am Wausterberge*, 1980 mda. *Wausterbarch*, Name für einen Mischwald auf trockenem Boden bei Dannhausen, Kr. Gandersheim.

Nicht aufgenommen habe ich in die Liste der Namen mit *st*-Suffix den ON *Graste* im Kr. Alfeld, der 1172 als *Grashurst* und 1305 als *Graßhorst* bezeugt ist, den Namen des Vorwerkes *Ernst* bei Hackenstedt im Kr. Hildesheim-Marienburg, das nach Auskunft des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs Hannover erst 1839/40 als Außenhof des Rittergutes Derneburg entstand und wahrscheinlich nach dessen Besitzer, Graf Ernst von Münster, benannt wurde, sowie die in Ostfalen an verschiedenen Stellen vorkommenden FLN mit den Bestimmungswörtern *Ast-* bzw. *Mast-*, *Bast-*, *Haister-* und *Heng(e)st-*, die als Appellative im Mittelalter und noch in neuerer Zeit dem lebendigen Wortschatz der Volkssprache angehörten und deshalb auch dann schwerlich als früh- oder gar vorgermanische Geländebezeichnungen angesehen werden können, wenn es sich um Namen für Naturgebilde in der Landschaft wie Wasserläufe, Quellen oder Feuchtgebiete handelt.

### 3 c) Namen mit *s*-Suffix

Neben den Namen mit *st*-Suffix hält H. Kuhn auch solche mit einem einfachen *s*-Suffix für „sehr alt“<sup>1)</sup>. Zu diesen gehören nach meiner Meinung ohne Zweifel die ostfälischen ON *Linse* im Kr. Holzminden (965—1037 *Linisi*, 1033 *Linsa*, 1226 *Linse*), *Meensen* im Kr. Münden (990 *Manisi*, 1370 *Meinse*, 1585 *Meinsen*, 1951 mda. *Mēsen*) und *Würgassen* im Kr. Höxter an der Oberweser (10. Jh. *Wergesi*, 1020 *Weriesi*, 1036 *Wergis*) sowie die Wüstungen *Ilse* bei Boffzen im Kr. Holzminden (1031 *Ilisa*, 1317 *Ylsa*, 1340 *Ilze*, 18. Jh. FLN *Ilse*grund) und *Sötze* bei Alfeld, Kr. A. (1315 *Sotisa*, 19. Jh. FLN *am Sötz*). Hierzu möchte ich auch den FLN *im Soetze* für eine Wiese 1785 bei Astfeld im Kr. Gandersheim am Nordrande des Harzes stellen und zum ON *Linse* den *Linsenbach* bei Marienborn und Belsdorf im Kr. Haldensleben, der 1642 als *Linsenbeek* bezeugt ist und in der Nachbargemarkung Wefensleben einen *Linsenberg* bei sich hat. Diese letzten beiden Namen weisen wohl kaum wie die häufigeren *Linsenkämme* auf den früheren Anbau der Hülsenfrucht *Linse* hin.

Wären uns von Meensen und Würgassen nicht die frühen Namensbelege ohne auslautendes -n überliefert worden, so würde man die beiden Orte gewiß unbedenklich den in Ostfalen sehr zahlreichen ON mit der Endung -sen zuordnen, die teils durch Abschleifung des GWs -husen, teils aus der Verbindung des Genitiv -s eines als BW dienenden Personennamen mit dem zu -em bzw. -en abgeschwächten GW -heim, niederdeutsch -hêm, entstanden ist. Wie ich schon 1953 gezeigt habe<sup>2)</sup>, begann die Wandlung von -shêm über -sem zu -sen, die freilich längst nicht bei allen ON auf -heim folgerichtig durchdrang und vielfach durch historisierende Rückbildungen zu -heim oder durch Latinisierung des GW.s zu -um durchkreuzt wurde, im 12. Jh. und kam in der Regel im 13. Jh. zum Abschluß. Auch die Abschleifung des GWs -husen zu -sen vollzog sich da, wo sie überhaupt zum Zuge kam, während des 14. Jhs. Bei denjenigen ON auf -sen, die wegen der Lückenhaftigkeit der mittelalterlichen Quellen zufällig nicht vor der 2. Hälfte des 12. Jhs. nachweisbar sind, läßt sich also von der schriftlichen Überlieferung her nicht mit Sicherheit entscheiden, ob sie ursprünglich mit dem GW -heim, dem GW -hausen oder dem s-Suffix genildet waren. Unter den erst spätmittelalterlich bezeugten ON auf -sen mögen sich daher noch manche weiteren Bildungen mit s-Suffix verbergen, die einer viel älteren Siedlungsschicht angehören als die frühmittelalterlichen Orte mit echten Namen auf -heim oder -hausen. Es würde aber einer sehr eingehenden Untersuchung ihrer Wortstämme bedürfen, um durch Vergleiche mit anderem, unzweifelhaft früh- oder vorgermanischem Wortgut herauszufinden, ob die fraglichen Orte vorgeschichtlichen Ursprungs sein mögen oder nicht.

Ebenso wenig, wie man den ON auf -sen von vornherein ansehen kann, welchen Ursprung diese Endung hat, kann man aber auch sicher sein, daß alle ON mit neuzeitlichen Endungen auf -s(s)e oder -tze nicht das GW -heim oder -hausen enthalten, sondern mit einem s-Suffix gebildet worden sind und einer sehr frühen Entstehungszeit zuzuordnen sind. So entpuppen sich bei genauer Nachprüfung in Kleinaus Geschichtlichem Ortsverzeichnis<sup>3)</sup> *Alvesse*, *Harvesse* und *Sierße* im Kr. Braunschweig durch ihre frühen Namensbelege mit auslautendem -em als heim-Orte der ausgehenden Völkerwanderungszeit oder des frühmittelalterlichen Landesausbaues. Dasselbe gilt für *Hilserse* im Kr. Gifhorn (13. Jh. *Hillerdiessem*) und *Sibbesse* im Kr. Alfeld (1190/97 *Sibechtesseim*). Auch bei *Seelze* im Kr. Hannover (1185—1206 *in pago Selesen*, 1216 *Sellesse*) und *Didderse* im Kr. Gifhorn (1. Hälfte 13. Jh. *Tedekissen*, um 1250 *Dhidikessen*, 1274 *Tidekissen* hierzu oder zur Wüstung *Tidexen* bei Salzdettfurth?; 1272 *Thidersen*, 1321 *Diddersen*, 1380 *Reneke van Didersche*) erkennt man aus den frühesten Belegen, daß die Endung -ze bzw. -se nicht die ursprüngliche ist und daß ihr statt eines s-Suffixes nur das GW -heim oder das GW -hausen zugrunde liegen kann. Für -heim spricht das -ts bzw. -ss- der mundartlichen Formen, da die Endung -sen oder -se, die durch Abschleifung des GWs -husen entstanden war, mundartlich stets mit einem stimmhaften s ausgesprochen wird. In allen bisher behandelten Fällen läßt sich die Kürzung der älteren Endung -em oder -en nicht vor dem letzten Drittel des 13. Jhs. nachweisen. Nur wenig früher zeigt sich der Schwund des auslautenden Nasals bei *Redderse* im Landkr. Hannover (1230 *Reddessen*, 1258 *Reddese* neben *Reddessen* und *Redissen*, um 1300 *Reddese*). Unsicher ist unter diesen Umständen die Zuordnung zu den ON auf -heim oder auf -hausen oder zu denen mit s-Suffix bei allen Orten, die erst Ende des 13. Jhs. oder noch später erwähnt



werden. Dazu gehören Hönze im Kr. Alfeld (1299 Honessen, 1305 Honesse, 1308 Honse), Eddesse im Kr. Peine (1287 Eddesse, 1306 Ludolf de Eddesse, aber 1356 noch Hannes van Eddessen), Eixe im Kr. Peine (1300 Eycse, 1339 Eyksen, 1359 Eykessen, 1539 Eixe), Eltze im Kr. Peine (1311 Ellesse, 1350 Bosse de Else, 1373 Borchard von Else, 1398 Bernd van Eltze, 1483 Pawel van der Eltze), Devese im Landkr. Hannover (1330 deuesse, Ende 14. Jh. deuesen, 1432 deuessen), Netze im Kr. Alfeld (1487 Netze) und Olerse im Kr. Burgdorf (1317 Ollerdedessen). Noch später bezeugt und daher ebenfalls nicht sicher einzuordnen sind die Wüstungen Halpse und Wölpe bei Abbensen im Kr. Peine, die nur 1563/64 nachweisbar zu sein scheinen.

Mit Sicherheit gehören Elze im Kr. Alfeld und Jerze im Kr. Gandersheim weder zu den ON mit dem GW -heim oder -husen noch zu denen mit einem s-Suffix, sondern zu der Gruppe der im nächsten Abschnitt behandelten Namen mit k-Suffix. Auch Mörse im Stadtkr. Wolfsburg kommt hier nicht in Betracht, wenn auch aus einem anderen Grunde. Die Namensformen aus dem 14. bis 17. Jh. (1349 *dat dorp to Mortze*, 1353 *Marsene*, 1377 *van Martzene*, 1383 *de molen to Mortze*, 1667 *Mörbe*) deuten auf wendische Herkunft, die durch die Nähe unzweifelhaft wendischer ON und FLN in den benachbarten Teiler der Kreise Gifhorn und Helmstedt an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Doch noch einmal zurück zu Eltze im Kr. Peine! Hier läßt der Beleg „*van der Eltze*“ von 1483 durch den weiblichen Artikel zwischen Präposition und ON erkennen, daß es sich ursprünglich um einen weiblichen Gewässernamen gehandelt hat, der später auf die am Ufer des Wasserlaufes entstandene Siedlung übertragen wurde wie z. B. bei Lenne im Kr. Holzminden (noch 1950 mda. „*in der Lenne*“). Wegen des -tz- möchte ich annehmen, daß der Gewässername Eltze aus \*Alt-isa hervorgegangen ist und sich unter der Wirkung des -i- der 2. Silbe über Elt-isa und Elt-ese zur heutigen Form gewandelt hat. Das wäre eine ähnliche Bildung mit s-Suffix wie bei dem oben für den FLN Sötze angeführte ältere Beleg Sot-isa von 1315 aus der Umgebung von Alfeld. Wenn mein Ansatz Alt-isa richtig sein sollte, so hätten wir es hier mit dem Wortstamm Alt- zu tun, den H. Kuhn wegen des auslautenden -t anstelle eines germanischen -d für vorgermanisch erklärte und zu lateinisch *altus* ‚hoch‘ oder ‚tief‘ stellte<sup>4)</sup>. Mit diesem Wortstamm ist zweifellos der FLN *Altfeld* gebildet, der in nicht wenigen Feldmarken der Landkreise Wernigerode, Wolfenbüttel, Goslar, Braunschweig und Helmstedt sowie des Stadtkr. Salzgitter vorkommt und, soweit nähere Angaben darüber vorliegen, stets einen Anger in gemeinsamer Nutzung mehrerer benachbarter Orte als Koppelhude bezeichnete. Auf dem bekanntesten *Altfeld* zwischen Kalme, Groß und Klein Biewende im Kr. Wolfenbüttel befand sich im Mittelalter eine Godingstätte des Gerichts Asseburg nahe einem vorgeschichtlichen Grabhügel. Daß der FLN *Altfeld* nichts mit einem alten Felde zu tun hatte, geht mit Sicherheit daraus hervor, daß die fraglichen Flurstücke nirgends mda. *Ool(e)feld* genannt werden, wie man bei der lautgesetzlichen Entwicklung des Eigenschaftswortes ‚alt‘ von altniederdeutsch *alde* über mittelniederdeutsch *olde* zu neuniederdeutsch *öle* erwarten müßte, sondern immer, soweit der Name noch im mündlichen Gebrauch ist, auch mda. *Altfeld* mit kurzem a lautet. Eine jüngere Verhochdeutschung des Namens durch Landmesser oder Kanzleischreiber kommt nicht in Frage, da schon die frühesten Belege aus mittelniederdeutscher Zeit nur die Form *Altveld* bzw. *-feld/-felt* aufweisen, so 1315 bei Braunschweig, 1345

bei Gr. Biewende und 1359 bei Gebhardshagen <sup>5)</sup>). Der Wortstamm *Alt-* steckt nach Kuhns Meinung auch in unserem kleinen Waldgebirge *Elz* zwischen Helmstedt und Elm, wo dann wie im ON *Eltze* Umlaut von einem nachfolgenden *i* wirksam gewesen wäre. Ich füge hier noch einige weitere Namen mit *Elz-* und *Els-* als BW aus Ostfalen an, und zwar aus der an altertümlichen und schwer deutbaren FLN reichen Gemarkung Salzdahlum im Kr. Wolfenbüttel *Elz* (1735 *Auf der Els*, 1956 mda. *gröte* und *lütje Elts*) und *Elzenbach* (1709, 1764 u. 1856 *Elzenbeek*, 1956 mda. *Eltsenbēk*), wozu noch *Elste* im vorigen Abschnitt zu vergleichen ist, ferner im Kr. Alfeld einen *Elzeberg* bei Klein Freden (19. Jh.) und einen *Elzer Bach* bei Rott (1764 *An der Eltzer Bache*), der wegen der weiten Entfernung vom ON *Elze* nicht auf diesen bezogen sein kann, ein *Elstal* bei Ellershausen und Hetjershausen im Kr. Göttingen, eine *Elswiese* bei Grone im gleichen Kreise und *Elsenborn* wüst bei Stadtoldendorf im Kr. Holzminden (1556 *Elsenborn*, um 1745 *Elsborn*, 1750/60 *Elseborn*). Es ist bemerkenswert, daß sich in dieser Reihe mehrere Gewässernamen von der Art befinden, wie ich sie auch in dem ON *Eltze*, Kr. Peine, vermute. Aber das ist keine Stütze für die Annahme, daß das BW dieser Namen auch auf eine Bezeichnung der bevorzugt auf feuchtem Boden wachsenden Erle, *Alnus glutinosa*, zurückgehen könnte, wie es Kettner für den *Elsebach* bei der Domäne Gerode im nordthüringischen Kr. Worbis für möglich hielt <sup>6)</sup>. *Else* ist ein Wort, das niederländische Kolonisten im 12. Jh. in das östliche Nord- und Mitteldeutschland mitbrachten und dort heimisch machten <sup>7)</sup>. Es fehlt aber in Ostfalen, wo die Erle seit jeher *Aller*, später *Eller* hieß und in den heutigen Mundarten *Eldere* bzw. *Aldere* (mit langem ä) genannt wird, mit Ausnahme des äußersten Nordostens, wo von der niederländisch stark beeinflussten Altmark her *Else* eingedrungen ist. Auch eine Herleitung des BWs *Els(e)-* bzw. *Elz(e)-* vom Elsbeerbaum, *Sorbus torminalis*, kommt nicht ernsthaft in Betracht, da dieser Laubbaum im Verbands der ostfälischen Mischwälder viel zu selten vorkommt, um als auffälliges Landschaftsmerkmal auf die Bildung von FLN eingewirkt haben zu können.

Zu einer zweiten Gruppe ostfälischer FLN, bei denen ein vermutlich recht alter Wortstamm mit dem *s*-Suffix erweitert zu sein scheint, gehören ein *Heitzberg* bei Hessen a. F. im Kr. Halberstadt (so 1755), ein anderer *Heitz(e)berg* zwischen Werlaburgdorf und Klein Flöthe im Kr. Goslar (1950 mda. *Haitsebarch*), ein *Heitzborn* bei Leinde im Kr. Wolfenbüttel (1939 mda. *Haits-*, *Aits-* oder *Ailsborn*, eine Quelle im Walde), ein *Heitzfeld* bei Destedt im Kr. Braunschweig (1688 *Hätzfeld*, 1744 u. 1870 *Heitzfeld*, 1930 mda. *Haitfeld*) und die *Hoizstedte* in der Nachbargemeinde Hemkenrode (1773 so), ferner im Landkr. Braunschweig noch ein *Hoitzfeld* bei Cremlingen (1772) und der *Hätz-Morgen* bei Lehre (1754) sowie eine *Heitzewiese* bei Ellierode im Kr. Gandersheim (1757 so). Trotz der Unterschiede im Stammsilbenvokal (*ai*, *oi*, *ä*), die vielleicht bedingt sind durch die Unverständlichkeit des nicht mehr dem lebendigen Sprachschatz angehörenden BWs, möchte ich das BW in allen Fällen auf denselben Wortstamm zurückführen und eine Ausgangsform *\*Hät-isa* oder *\*Hät-isi* ansetzen, die sich über *Hetisa* oder *Hetisi* zu *Hëts-* und nach Diphthongierung des *ē* zu *Hits* fortentwickelte. Gestützt zu sein scheint mir ein solcher Ansatz durch jenes legendäre *Hethis*, das im frühen 9. Jh. als Vorgängerin des Klosters Corvey an der Oberweser genannt wurde und im Solling zwischen Neuhaus und Corvey gesucht wird.

Andere ostfälische FLN, deren Wortstamm ebenfalls mit einem frühen s-Suffix erweitert sein könnten, möchte ich hier nur unter Vorbehalt anfügen, da die meisten von ihnen nicht vor dem 18. Jh. bezeugt sind und ohne vergleichbare Gebilde für sich allein stehen, so daß man keine einigermaßen sicheren Anhaltspunkte für die Erschließung ihrer ursprünglichen Formen hat. Es sind in alphabetischer Reihenfolge der *Betzebeek* im 18. Jh. bei Uehrde im Kr. Wolfenbüttel, die *Bletzen* im 18. Jh. bei Evessen im gleichen Kreise, das *Bützebruch* mit dem *Butzeberg* 1756 zwischen Amelungsborn und Holenberg im Kr. Holzminden, der *Drensacker* 1769 bei Bortfeld im Landkr. Braunschweig, die *Erse* (1382 *up der erzen*), ein Zufluß zur Fuhse bei Eltze im Kr. Peine, die *Herse*, ein verschwundener Wasserlauf im Bereich des Ludgeri-Klosters zu Helmstedt, die *Larmse*, so 1860 und mda. 1951, aber in der *Larmeß* 1750, eine früher nasse Wiese bei Atzum im Kr. Wolfenbüttel, die *Letze* 1756 bei Ackenhausen im Kr. Gandersheim, das *Selzersiek* 1760 bei Dielmissen im Kr. Holzminden, die *Sipser Riehe*, 1756 ein Grenzgraben zwischen den Gemarkungen von Lauingen und Rieseberg im Kr. Helmstedt, die *Spatze* im 19. Jh. bei Langenholzen im Kr. Alfeld, die *Spetze*, 1664 ein Bach bei Groß Bartensleben und Hörsingen im Kr. Haldensleben, die *Spretze* 1759 bei Gehrenrode im Kr. Gandersheim, die *Steinsewelle* 1866 bei Söllingen im Kr. Helmstedt, der *Triesberg*, im 19. Jh. ein Forstort bei Almstedt und Breinum im Kr. Alfeld, der *Tritzberg* 1771 bei Samleben im Kr. Wolfenbüttel, je ein *Watzberg* 1792 bei Lesse im Stadtkr. Salzgitter und 1951 bei Woltwiesche im Kr. Wolfenbüttel sowie die *Wroxse*, 1757 ein Zufluß der Schildau bei Seesen im Kr. Gandersheim, dessen Namen Kettner von dem der Wüstung Wrochthausen (973 *Wurothuson*, 1209 u. 14. Jh. *Wrochthusen*, 1487 *Wrocksen*) herleiten möchte, ohne zu erwägen, ob es in Anbetracht des für einen ON auf-hausen ungewöhnlichen und dunklen BWs nicht eher umgekehrt gewesen sein könnte<sup>8)</sup>. Neben diesen FLN, bei denen Bildungsweise, Bedeutung und Alter des BWs mangels früher Belege nicht sicher zu klären sind, erweisen sich die schon bei den P-Namen aufgeführten FLN *Patsenfeld*, *Petserfeld*, *Pëtskamp*, *Piltsbarch*, -decke und -dik, *Pitsenmorgen*, *Pletse*, *Puntsenbarch*, *Puts* und *Pütse-dål* eben wegen des Zusammentreffens der Konsonantenverbindung -ts- im Auslaut des Wortstammes mit dem p im Anlaut als eindeutig alt, soweit es die Wortstämme angeht. Das gilt nicht für die durchsichtiger erscheinenden und daher wohl wesentlich jüngeren FLN *Filzkamp*, *Heilsberg*, *Klotzberg* und *Klotzgraben*, *Kratzeberg* und *Kratzentalswasser*, *Schmalsbach* u. ä., die deshalb in unserem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben sollen.

Anders allerdings die scheinbar auch so durchsichtigen FLN mit *Brömsen* - als BW, das R. Andree mit dem Insektennamen Bremse oder Brömse für die Stechfliege zu erklären versucht<sup>9)</sup>. Es handelt sich um den *Brömsenbach*, der an Twieflingen und Dobbeln im Kr. Helmstedt vorbei zur Schöninger Aue fließt (1756 *Brömsenbach*, 19. Jh. *Brömsenanger*, 1935 mda. *In'n Brömsen*) und den *Brömsenberg* (1764) bei Remlingen im Kr. Wolfenbüttel. Wie ich durch dialektgeographische Erhebungen im 2. Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums 1951 festgestellt habe, gibt es im östlichen und mittleren Ostfalen verschiedene, landschaftlich nicht scharf voneinander geschiedene Bezeichnungen für die Stechfliege, und zwar *Brömmen* bzw. *Bremmer*, *Brummer*, *Brömse*, *Bremse* oder *Bremmesse*. Von ihnen überwiegt bei weitem *Brömmen*/*Bremmer* und erweist sich damit als die eigentlich bodenständige Form, während *Bremse* als Wort der hochdeutschen Umgangssprache ein jüngerer Eindringling und

*Brömse* eine Mischform zwischen beiden zu sein scheint. Zu den Orten, die nur die Bezeichnung *Brömm* für die Stechfliege gebrauchen, gehören auch Dobbeln und Remlingen, also just die mit den *Brömsen*-FLN, womit sich also deren Deutungsversuch durch R. Andree als irrig erweist. Er scheint mir aber nicht nur sprachlich verfehlt, sondern auch sachlich. Da die Stechfliege hierzulande weit verbreitet ist, müßte man viel mehr FLN erwarten, die nach ihr benannt wurden, falls es überhaupt üblich gewesen wäre, Flurstücke nach Insekten zu benennen. Ich kenne aber aus Ostfalen außer einigen Immen-FLN, die auf die Bedeutung der Biene als Haustier hinweisen, und einigen Müggen-FLN, bei denen es noch dazu zweifelhaft ist, ob das Insekt Mücke oder der hierzulande vertretene Familienname Mügge gemeint war, keine sonstigen sicheren Beispiele für einen Insektennamen als BW in FLN. Deshalb neige ich dazu, bei unseren *Brömsen*-Namen eine Brom-isa als Ausgangsform für das BW anzusetzen.

Und nun noch zu den *Ilse*-Namen! Da haben wir außer dem schon auf S. 14 unter den Namen mit n-Suffix behandelten Ilsefluß aus dem Hochharz *Ilse* als Namen einer feuchten Niederung bei Tarthun im Kr. Wanzleben (1686 *uff der Ilse*, um 1950 mda. *op de Ilse*, dazu 1911 das *Ilsenfeld* und um 1950 mda. *Ilse-låke*), *Ilse* als Name einer feuchten Niederung bei Seehausen im Kr. Wanzleben (1682, 1765 u. 1865 die *Ilse*, 1762 *Ul(t)ze*, 1950 mda. *de Ilse*), *Ilse* als Namen eines Teiches mit Abfluß zur Salzriede bei Morsleben im Kr. Haldensleben (1774 u. 1841 die *große* u. die *kleine Ilse*, um 1950 mda. *Ilse* f.), den *Ilseteich* (1841) bei Walbeck im gleichen Kreise, den *Ilsebach* bei Bavenstedt im Kr. Hildesheim (1422, 1453 u. 1470 in der *Ilse*, 1501 den *Ilsebeck* up, 1529 in der *Ilse*, 1790 *Ilsebeck*; dazu auch 1798 *Ilse-Bruch*), den *Ilseberg* bei Hallendorf und Salder im Stadtkr. Salzgitter (1682 *auf dem Ilseberge*)<sup>10</sup>), und die *Ilse* im Kr. Hameln die vom Ith über Haderode, Esperde, Börry und Latferde zur Weser fließt, mit dem *Ilseberg* bei Latferde und die schon erwähnte vermutliche Wüstung *Ilse* beim Steinkrug zwischen Boffzen und Holzminden im Kr. H. (1317 *Ylsa*, 1765 im *Ilsegrunde*). Da alle diese Belege nicht so weit in das frühe Mittelalter zurückreichen wie die für den Harzfluß bei Ilseburg, muß die Frage unentschieden bleiben, inwieweit bei den vorstehend aufgeführten FLN als Ausgangsform eine *Ilis-ina* oder *Ilse-aha* anzusetzen ist, wobei das -s- entweder zum Wortstamm gehört wie beim frühgermanischen ON *Ilse* im Kr. Peine mit dem Suffix -ithi (1053 *Ilse*, 1181 *Tidericus de Ilsethe*) oder zum s-Suffix in einer Form \**Il-isa*.

### 3d) Namen mit k-Suffix

Auch Namen mit k-Suffix hält H. Kuhn für sehr alt, soweit das vorgemanische k in der Endung erhalten geblieben und nicht im Zuge der germanischen Lautverschiebung zu g oder h (ch) gewandelt worden ist. Kuhn hat jedoch darauf hingewiesen, daß man sich bei der Suche nach Namen mit k-Suffix nicht durch solche ON und FLN in die Irre führen lassen darf, bei denen diese Endung erst gegen Ende des Mittelalters oder noch später durch Abschleifung des Grundwortes -beke ‚Bach‘ zustande gekommen oder verhältnismäßig jungen Namengebilden in verkleinerndem bzw. scherzhaft liebkosendem Sinne angehängt worden war<sup>11</sup>). Solche Diminutiv-Bildungen, deren niederdeutsche Endung -ke(n) der mittel- und oberdeutschen Endung -chen entspricht, sind gerade in der ostfälischen Volkssprache sehr häufig und außer bei Appellativen auch bei Perso-

nen- und Flurnamen stets gern verwandt worden<sup>12)</sup>. Nur da, wo ein ON oder FLN auf -k(e) ohne ältere Belege für Formen auf -beke und ohne erkennbaren diminutiven Sinn bis in möglichst frühe Zeit zurückverfolgt werden kann, dürfen wir ihn also mit einiger Sicherheit den Bildungen mit vorgermanischem k-Suffix zuordnen. Das ist der Fall bei den auch schon von H. Kuhn aufgeführten ostfälischen ON *Emmerke* im Kr. Hildesheim (1146 *Embrike*, 1147 *Embricke*, 1250/51 *Embreke*), *Ditterke* im Landkr. Hannover (alt *Thitereke*) und *Elrich* am Südharz im Kr. Grafschoaft Hohnstein (alt *Alarici*, 1229 *Elrike* und *Elreke*, 1292 *Elrich*). Ferner gehören hierzu meines Erachtens *Twelken*, wüst bei Schöppenstedt im Kr. Wolfenbüttel (1170 *Tuiliken*, 1174 in *Zwiliken*, 1179 *Tewilekem*, 1219–1225 *Tweleken*, 1321 *Twelken*), der *Twelkenwinkel* 1756 bzw. 1760 zwischen Stadtoldendorf und Lenne im Kr. Holzminden, *Fremke* zwischen Grohnde und Börry im Kr. Hameln (1050 *Vrenki*, 1238 Adelsgeschlecht von *Vrenken*), *Elze* im Kr. Alfeld (1068 *Alicge*, 1151 *Alitse*, 1253 *Bodo de Ellece*, sonst im 12. u. 13. Jh. meist latinisiert *Aulica* („kleiner Gutshof“) und *Jerze* im Kr. Gandersheim (um 1007 *Gerriki*, 1142 *de Jerriche*, 1317 *Jertze*). In den beiden letzten Fällen wurde das -k- des Suffixes durch den in Ostfalen nicht selten wirksamen sogenannten Zetazismus in -ts- (-z-) umgewandelt, wie z. B. als Anlaut in *Sambleben*, Kr. Wolfenbüttel (1201 *Campenleue*, 1219/25 *Zcampenleve*, 1950 mda. *Tsamplewwe*), *Zeine* wüst bei Klein Rhüden im Kr. Gandersheim (1243 *Cheninghe*, 1256 *Zeninge*, 1953 mda. *Tsa(i)ne*) und *Sickte* im Landkr. Braunschweig (888 *Kikthi*, 1067 *Xicthi*, 1219/25 *Tsikthe*, 1950 mda. *Tsickte*). Von den ostfälischen Flußnamen gehört mit Sicherheit hierher die osthazische *Selke*, ein Zufluß zur Bode, für die allerdings nicht, wie Edward Schröder und ihm folgend H. Kuhn vermuteten, als Ausgangsform *Salica* bzw. *Salika* anzusetzen ist, sondern nach Ausweis der Wüstung *Selkenfeld* im Kr. Blankenburg nahe der Selkequelle (961 *villa Silicanuelthe*, 1123 *Selikenvelde*, 1209/25 *Selekenvelde*) eine \**Silika*. Gleicher Herkunft dürfte der freilich nur mda. bezeugte Name *Selke* (so mit kurzem e 1912) für einen Bach bei Groß Brunsrode im Landkr. Braunschweig sein. Auch die *Schölke*, die bei Olper, Stadtkr. Braunschweig, in die Oker mündet, enthält höchstwahrscheinlich ein k-Suffix und nicht das GW -beke, das weder in neuerer Zeit noch im Mittelalter für diesen Bachnamen bezeugt ist (1365 *uppe dem velde bei der scoleken*, 1405 *an dem Lendorpe weghe by der Scholken*, 1429 *tighen deme grauen, dar de scholke in de luttiken oueker valt* usw.). Anzureihen sind sicher die anderen ostfälischen Bäche des gleichen Namens, nämlich ein Zufluß der Ilse bei Stötterlingen im Kr. Halberstadt (1370 *an dem watere de Scholke genannt*), ein Zufluß zur Fuhse im Stadtkr. Salzgitter bei Salder und Lebenstedt (1686 *Schöll(c)ke*, 18. Jh. *die Schöllecke*)<sup>13)</sup>, ein jetzt verrohrter Dorfbach in Hedeper, Kr. Wolfenbüttel (1958 mda. *Schölke*) und ein verschwundener, nur aus dem FLN *Schölkeweg* (1951) zu erschließender Bach bei Volzum im gleichen Kreise. Nach Kettner enthalten vielleicht auch die sonderbare *Mahmilch*, ein Zufluß der Gande westlich von Bad Gandersheim (1425 *zwischen der mamelk und ...*, 1447 *uppe de mamemelk*)<sup>14)</sup> und die *Wieneke*, ein Zufluß der Krummel bei Höckelheim im Kr. Northeim (1301 *rivum qui Winke vocatur*) das k-Suffix<sup>15)</sup>.

Andere FLN, die wohl keine Wasserläufe bezeichneten, aber doch mit dem k-Suffix gebildet zu sein scheinen, sind *Brammeck*, *Schalke* und *Steinmeck* im Oberharz, alle drei in der Beschreibung der Goslarer Kaiserforst von 1320 erwähnt, im Kr. Gandersheim der *Bulk* 1758 bei Seesen, der *Gresecke* (so 1680 und

1788) in der Seesenschen Forst und das *Uhrke* (so 1756, *Iurke* mda. 1957) bei Garlebsen, im Kr. Alfeld *Möriek* (so und *Möricke* im 19. Jh.) und *Schümeck-* oder *Schünemeckbreite* im 19. Jh. bei Föhrste, *Sark* im 19. Jh. bei Fölziehausen, der Forstort *Tark* im 19. Jh. bei Westfeld und vielleicht auch die *Link* im 19. Jh. zwischen Freden und Evensen, im Kr. Holzminden die *Deimoke* und die *Galmoke* 1757 bei Bevern, die *Gimke Burg* 1764 bei Rühle, der *Gleimkeberg*, eine Holzweide 1760 bei Lenne, der *Quubuck*, 1928 ein Dorfbrunnen in Derental, der *Teikebok* 1756 bei Amelungsborn und der *Tibock*, eine Wiese 1761 bei Eschershausen, im Kr. Northeim der *Söddereck* 1927 bei Wahnbeck, im Kr. Göttingen 1924 der *Dörmecke* bei Herberhausen und der *Södderich* bei Waake, im Kr. Göttingen, je eine *Mulke* oder *Mülke* bei Rohrsheim (1467/68 *to der mulken*) und bei Harsleben (1437 *Mulke*, 1456 *mulkenmole*, 1480 *mülkenwech*). Weit entfernt von der Oberharzer Schalke bei Hahnenklee findet sich noch eine *Schalkenwiese* mit *Schalkenteich* 1842 bei Schwanefeld im Kr. Haldensleben und weit entfernt von der *Link* bei Groß Freden im Kr. Alfeld ein *Linkfeld* 1858 bei Barfelde im Landkr. Hannover. In beiden Fällen meint *Link* wohl kaum die linke Körperseite, die in der ostfälischen Volkssprache *locht(e)* hieß, und der FLN *Im Schlanke* 1775 bei Lelm im Kr. Helmstedt hatte auch schwerlich etwas mit dem Eigenschaftswort ‚schlank‘ zu tun, an dessen Stelle man in Ostfalen *rank(e)* sagte. Selbst bei dem FLN *Ferken-* bzw. *Farkensiek* 1755/56 zwischen Braak und Heinade im Kr. Holzminden und beim FLN *Ferkenloch* 1761 bei Eschershausen im gleichen Kreise dürfen wir uns nicht durch den Anklang des BWs an ein bekanntes Appellativ irreführen lassen, gilt doch für das ‚Ferkel‘ im östlichen und mittleren Ostfalen zwar mundartlich *Farken*, im westlichen Ostfalen jedoch wie in Westfalen das Synonym *Fickeln*. Über den Verlauf der Wortgrenze zwischen *Farken* und *Fickeln* in Ostfalen habe ich mich im Zuge der Auswertung meiner dialektgeographischen Erhebungen 1965 in dieser Zeitschrift geäußert <sup>16)</sup>.

Zu ergänzen ist die vorstehende Reihe vermutlicher Namenbildungen mit frühem k-Suffix durch die schon im Abschnitt 3a dieses Aufsatzes unter den P-Namen aufgeführten FLN *Parken*, *Perseke* bzw. *Persick(e)*, *Péseke*, *Pöbbeke(n-berg u. mühle)*, *Pocken* und *Pörk(en)*, bei denen das Zusammentreffen von auslautendem *-ke(n)* und anlautendem P- vor- oder frühgermanischen Ursprungs besonders nahelegt. Zweifel über das Alter der Endung *-ke* kommen einem dagegen bei den FLN *Pinnekenbarch* und *-busch*, *Pisseke*, *Prilleke* und *Pussekenborn* bzw. *-dīk*, da es sich hier um Diminutivbildungen von Appellativen handeln könnte, die bis in die Neuzeit im Wortschatz der ostfälischen Volkssprache lebendig waren, nämlich *Pinne* ‚Schuhsohlennagel‘, *Pisse* ‚Urin‘, *prillen* ‚drehen‘ bzw. *Prilleke* ‚ringförmiges Fettgebäck für den Fasselabend‘ und *Pus* bzw. *Pusseke* ‚weibliche Scheide‘. Allerdings ist nicht ersichtlich, was dazu Anlaß gegeben haben könnte, Flurstücke nach solchen Begriffen zu benennen.

#### Anmerkungen:

\*) Albert Hansen, Wo ist die Pesecke geblieben und woher stammt der Geesgraben? (in: Bördebote für den Kreis Wanzleben, Heft 8 v. 1. 12. 1955, S. 113 ff.). — \*\*) Wilhelm Schlaug, Die altsächsischen Personennamen vor dem Jahre 1000 (Lunder Germanistische Forschungen Bd. 34). Lund 1962) hier S. 141. — \*\*\*) Hans Kuhn, Vor- und frühgeschichtliche Ortsnamen in Nordwestdeutschland und den Niederlanden (in: Westfälische Forschungen 12, 1959, S. 5 ff.); hier S. 12.

<sup>1)</sup> H. Kuhn, Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden (in: Westfälische Forschungen Bd. 12, 1959, S. 5 ff.); hier S. 23. — <sup>2)</sup> W. Flechsig, Beiträge zur Ortsnamenforschung in den ehemaligen Fürstentümern Göttingen-Grubenhagen (in: Northeimer Heimatblätter Jahrg. 1953, Heft 1/2, S. 3 ff.); hier S. 42 f. — <sup>3)</sup> H. Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig (= Bd. XXX der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen). Hildesheim 1967; hier S. 19, 2464 u. 577. — <sup>4)</sup> wie Anm. 1; hier S. 20 f. — <sup>5)</sup> wie Anm. 3; hier S. 227 (Stichwort „Biewende, Gografschaft“). — M. Wiswe, Die Flurnamen des Salzgittergebietes (= Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte Bd. 17). Braunschweig 1970; hier S. 49. — <sup>6)</sup> B.-U. Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Rinteln 1972; hier S. 58. — <sup>7)</sup> H. Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts. Neumünster 1944; hier S. 211 ff. — <sup>8)</sup> wie Anm. 6; hier S. 337. — <sup>9)</sup> R. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901; hier S. 90. — <sup>10)</sup> wie Anm. 5 (M. Wiswe); hier S. 204 f., wohl irrig zu Else ‚Erle‘ gestellt. — <sup>11)</sup> wie Anm. 1; hier S. 9 f. — <sup>12)</sup> W. Flechsig, Vorliebe für Verkleinerungsformen, ein Wesensmerkmal der ostfälischen Volkssprache (in: ‚Braunschweigische Heimat‘ 40. Jahrg., 1954, S. 52 ff. — <sup>13)</sup> wie Anm. 5 (M. Wiswe); hier S. 379 f. — <sup>14)</sup> wie Anm. 6; hier S. 188. — <sup>15)</sup> wie Anm. 6; hier S. 332 f. — <sup>16)</sup> W. Flechsig, Das Leine- und Weserbergland als Grenzraum zwischen Ostfalen und Engern. Neue dialektgeographische Beiträge zu umstrittenen Stammesproblemen (in: ‚Braunschweigische Heimat‘ 51. Jahrg., 1965, S. 1 ff.; hier S. 3 f.

## *Der Hez-Wald bei Clermont und Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg (1528-1584)*

Von Kurt Schmidt

Der französische Staatswald Hez-Froidmont mit rund 2800 ha zwischen Beauvais und Clermont-Oise etwa 70 km nördlich Paris, ein Buchen- und Eichenhochwald auf Kalkstandort, ist heute einer der schönsten Wälder der Picardie. Früher wies er auch umfangreiche Mittelwaldbestände mit reichem Unterholz auf, die erst in den letzten 100 Jahren in Hochwald überführt worden sind (1).

Mit Erwerb der Grafschaft Clermont durch König Philipp August wurde der Hezwald 1218 königlicher Forst. Wie viele Wälder wurde auch der Hez in den 1562 entbrennenden Hugenottenkriegen von den Anrainern übermäßig in Anspruch genommen, teils als langfristiger Zufluchtsort, teils zur Behebung von Kriegsschäden. So baten unter dem 3. 2. 1562 Nonnen und Äbtissin des zerstörten Klosters und Schlosses von Wariville, einer Zweigniederlassung der Abtei Fontvrault, den König, d. h. vermutlich dessen Mutter, Katharina von Medici, als Regentin für ihren erst 13jährigen Sohn Karl IX., um 100 Klafter (= cordes, 1 cord = 3 stères = 3 fm) Holz aus dem damals rund 1700 ha großen Hez, um die durch Plünderung und Verwüstung im Namen der neuen Religion angerichteten Schäden zu beheben. Sie benötigten das Holz dringend und besäßen keine Mittel für den Ankauf (3).

Im August 1569 wurden Rechte an diesem Walde einem braunschweigischen Herzog durch den nunmehr regierenden König Karl IX. mit bestimmten Auflagen übertragen (1). Leider war der Name des Herzogs nicht angegeben, und auch der guide vert, Environs de Paris, von Michelin enthielt keine näheren Angaben. Erst Mitteilungen der Forstverwaltung von Chantilly (2) und der

durch Herrn H. Wiswe, Wolfenbüttel, freundlicherweise gegebene Hinweis auf Neukirch (4) führten eindeutig zu Herzog Erich d. J. von Calenberg-Göttingen. Es blieb noch die Motivierung einer derartigen Pfandschaft zu klären.

Schon dem heranwachsenden Erich erschien sein künftiges Fürstentum zu klein und politisch zu unbedeutend. Vielmehr zog es ihn in die Welt der großen und glanzvollen Herrscher, wo Ehre und Ruhm zu erwerben waren. Daher stand Erich nach seinem Übertritt zum katholischen Glauben auf dem Reichstag in Regensburg und als nunmehr auch bestallter kaiserlicher Oberst stets fest auf seiten Kaiser Karl V., mit besonderer Intensität ab 1548, dem Jahre seiner Regierungsübernahme in Calenberg. Als ein Anziehungspunkt galt ihm, wie auch schon anderen Welfen, z. B. Heinrich v. Lüneburg, Heinrich d. J., der französische Hof, den er 1554/55 aufsuchte, aber auf Druck des Kaisers wieder verlassen mußte (4, 5). Er schloß sich nun Philipp II. von Spanien an, dem er schon seit einiger Zeit nahestand (4). Zusammen mit spanischen Truppen focht Erich 1557 in der Schlacht bei St. Quentin, um sich anschließend in den Niederlanden — in Brabant und Flandern — einem sorglos-üppigen Leben, nur unterbrochen von kriegerischen Unternehmungen, zu ergeben (5), was ihn zwar der Heimat entfremdete, aber ihm bei seinem Calenberger Adel Ansehen verschaffte (4).

In den Niederlanden erwarb Erich 1561/62 vom König für unbezahlte Pensionsforderungen die Pfandschaft über die Herrschaft Wörden sowie 1564 eine weitere Herrschaft und begann mit dem Bau von Schlössern in Wörden, Lisfeld und auf seinem Hofe im Haag (4). Zuvor hatte er beim Calenberg neue Truppen geworben, die er als Katholik protestantischen Herrschern wie der Königin von England, den Königen von Dänemark und Schweden, allerdings vergeblich, anbot (4, 5). Mit den Angeworbenen zwang Erich nach einem Überfall den Bischof von Münster, sich mit einer beträchtlichen Summe freizukaufen. Diese ermöglichte Erich die Aufstellung einer stärkeren Streitmacht zu einem allerdings sinn- und erfolglosen Zuge bis nach Ostpreußen, worauf sich das aufgelöste Heer marodierend wieder nach Westen ergoß (5). Schon das folgende Jahr fand Erich bei Herzog Alba in den Niederlanden zum Kampf gegen die Aufständischen, teils auf seinen dortigen Besitzungen. Im August 1566 warb Erich, angeblich zu seiner persönlichen Sicherheit, in Wahrheit aber im Auftrage König Philipp II., bei Utrecht u. a. 1 600 Reiter auf Wartegeld an, die die Regentin von Parma an sich zog (7). Angeblich soll Erich diese Reiter in der Schlacht bei Groningen persönlich angeführt haben, aber nach Neukirch-Mittendorf (4) hat er sie nur bis zum Musterungslager Oldenzaal geleitet. Allerdings hat Erich auch persönlich gegen die Geusen gefochten und z. B. 1567 den Rest der geusischen Armee bei Viane vernichtet (7).

1569 hatte Erich bereits wieder 2 000 Reiter mit einem Stabe Calenberger Junker als festbestallte Obersten und Rittmeister angeworben, als er wegen der Übernahme in den aktiven Dienst in Differenzen mit Alba geriet (4). Kurz entschlossen setzte sich Erich mit seinen Reitern nach Frankreich ab und stellte die auf Bitte Katharina von Medicis auf 3000 Reiter verstärkte Truppe der Krone gegen die Hugenotten zur Verfügung. In Frankreich war seit einigen Jahren der Kampf der von Spanien unterstützten Guisen gegen die von Condé geführten und von England, Hessen und Kurpfalz subventionierten Hugenotten im Gange, und dem König Karl IX. mangelte es an Soldaten wie





Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg

Historisierende Darstellung aus dem 19. Jahrhundert, Lithographie

Original: Braunsch. Landesmuseum

an Geld (3). Letzteres hatte Erich allerdings auch nicht, denn seine Reiter hatten seit 2 Jahren keinen Sold gesehen und lebten „aus dem Lande“ (1). Also war Karl IX. gezwungen, weiteres Krongut zu verpfänden, wie bereits z. B. an einen Schweizer Kapitän v. Rogendorf oder später durch seinen Nachfolger Heinrich III. an Karl v. Mansfeld (1575), Johann Casimir von Nassau-Dietz (1576), Oberst v. Diesbach (1576) u. a. (3).

So erhielt Erich von Calenberg durch Akt vom 13. 8. 1569: die Nutzung des Unterholzes (taillis) im Hezwalde zu  $\frac{3}{4}$  in ordnungsgemäßen und dem Alter entsprechenden üblichen Hieben mit der Auflage der Belassung von Laßreisern (das sind junge Stämmchen — für das spätere Oberholz. d. Verf.) „wie ein guter Hausvater ohne Unterschleife und Unrecht“. Ferner übergab bzw. verpfändete der König unter Vorbehalt eines Rückkaufrechtes für sich und seine Nachfolger die Grafschaft Clermont-en-Beauvaisis und die Herrschaft Creil anstelle einer Entschädigung im Werte von 30 000 Florins, die er für die Gestellung von Reitern schuldete.

Dagegen behielt sich der König vor: Die Oberherrschaft, die Gerichtsbarkeit, die Religion und die Huldigung, die Hochwaldteile, das Oberholz des Mittelwaldes (arbres de futaie) sowie die hohen Zierbäume (les bois marmentaux); das sind Bäume, die nicht gefällt wurden, wie in Alleen oder parkartigen Anlagen um ein Schloß oder Landhaus u. ä. (3), den Grund und Boden, die Jagd, das letzte Viertel aus dem Unterholz, das vorab erhoben wurde mit der Möglichkeit eines Rückkaufes der vorgenannten Nutzung (2). Die so stark beschränkte Nutzung an Holz wird wohl hauptsächlich zur Brennholzversorgung der überlassenen Liegenschaften gedient haben; denn Erich hat tatsächlich in Creil gewohnt, wie mehrere hier ausgefertigte Urkunden aus dieser Zeit bezeugen (4).

Bereits nach einem halben Jahre setzte indes der Friede von St. Germain en Laye weiteren Rüstungen für Frankreich ein Ende. So kam es ausgangs 1570 zu neuen Verhandlungen mit Alba, der schließlich notgedrungen auf Erichs hohe Forderungen eingehen mußte. 1572 führte dieser Alba erneut 3 000 Reiter zu. Allerdings mußte er diese vorerst aus eigener Tasche bezahlen, weil Albas Finanzen erschöpft waren. Indes rettete Erich damit Albas Stellung in den Niederlanden, die durch dessen Finanzmisere stark erschüttert war. Mit 3 000 Calenberger Reitern zog Erich 1574 wiederum nach Brabant. Diese blieben bis 1578 in spanischen Diensten (4), während Erich sich nach seiner zweiten Heirat mit Dorothea v. Lothringen zunächst längere Zeit im Auslande aufhielt (5). Allerdings mußte er nach dem plötzlichen Tode von Albas Nachfolger Requesens sich 1576 eilends in die Niederlande begeben, um die meuternde spanische Armee zum Gehorsam zu bringen, was ihm auch gelang. Sein in den Niederlanden liegender Pfandbesitz war inzwischen aber von den Aufständischen eingezogen worden (4).

Wie lange Erich im Hez und auf seinen anderen französischen Liegenschaften Nutzungen vorgenommen hat, ließ sich nicht feststellen. Fest steht nur, daß die französischen Könige in der Folge diese Waldnutzung nicht zurückzukaufen vermochten. So ging das Recht am Hez zunächst an den Herzog von Lothringen über (1). Dabei bleibt offen, ob dieser Übergang über Erichs Witwe, eine Lothringerin, gelaufen ist, die wiederholt — allerdings vergeblich — nach Erichs Tode im Jahre 1584 ihre Mitgift von Herzog Julius zurückverlangte (6).

Jedenfalls ging diese Holzberechtigung nebst anderen aus späterer Zeit durch viele Hände, bis erst in den Jahren 1921/30 der französische Staat den größten Teil der Waldungen an sich bringen konnte (1, 2).

War Erich etwa ein mittelalterlicher Condottieri? Er selbst hat sich jedenfalls stets als einen Verbündeten der Mächtigen seiner Zeit gesehen. So wies er Albas Vorwürfe anlässlich seines Frontenwechsels zu Frankreich 1569 energisch zurück. Er sei niemandem als dem Kaiser untertan und könne dienen, wem er wolle, außer gegen diesen. Dem Herzog Alba als Diener eines fremden Potentaten ständen darüber keine Vorhaltungen zu (4).

Vielleicht sollte dem Zitat Neukirchs (4) beigespflichtet werden „... er schien manchmal mehr mit den hochstrebenden stolzen, aber übermäßig sensiblen und innerlich zerrissenen Seelen des italienischen Barockzeitalters gemeinsam zu haben als mit der robusten, bald skrupellosen zerfahrenen, bald hausväterlich bedächtigen Art seiner deutschen fürstlichen Zeitgenossen.“.

---

#### Literatur:

(1) Pierre le Pont (Directeur de l'office national des forêts pour la Picardie): La forêt domaniale de Hez-Froidmont. — (2) Office national des forêts, Direction Regional Picardie, Centre de Chantilly. Schriftliche Mitteilungen an den Verf. 1980. — (3) Michel Devèze: La vie de la forêt française au XVIème siècle. Paris 1961. — (4) Albert Neukirch (unter Verwendung Chr. Gust. Mittendorf - † 1847 - Vorarbeiten zu einer Geschichte Erich d. J. im Staatsarchiv Hannover, Misc. 93. 3 Konvolute, vor allem auf Brüsseler Akten zurückgehend): Renaissanceschlösser Niedersachsens. Textband. 2. Teil: Niedersächsische Adelskultur der Renaissance. Hannover 1914. — (5) Otto von Heinemann: Geschichte von Braunschweig und Hannover. Bd. 2. Gotha 1886. — (6) Johann Heinrich Christian Selchow: Grundriß einer pragmatischen Geschichte des Durchlauchtigsten Hauses Braunschweig-Lüneburg. Göttingen 2 1767. — (7) Friedrich von Schiller: Geschichte des Abfalles der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

## *Stainhauers*

Von Otto Rohkamm

Datt kainder seck huite Jedanken maket, wenn'e in Harzeborch uower de Strate gaiht, in Bronswäik un Hannower, in Bremen un in Hamborch, wuo woll dai vielen Bordstaine häreuomen sind. Dai lijjet lank an 'er Gnote, an Tritte-ware. Se stammet nemlich von Harze här, out dän Granitbrichen under'n Brokken; un Stainhauers out 'en Amte Harzeborch un von Ilsenborch här, dai hett se maket mid 'er Hand.

Da harren se, en halfhundert Jahre is et all häre, en grüoten Granitbruch an 'en Berkenkeppen in Hasserie'erschen. Dai hiere Haindrich Hemmen von Binten. Da inne kramen woll an de drittich Mann von Harzeborch un wecke von Darljeruo'e, Hasseru'o'e un Druipke här. uOk Haindrich Poek von Westeru'o'e und Haindrich Säiwert, de „Schupperich“, dai hernacher de Kaubier ewest is in Binten, sind 'er midde bäi ewest all as Jungens. Dai hett duort in Bruche Stainhauer eliert as richtije Liehrjungens. For 'en Schupperich is et 'ne grüotartije Jelä'enhait ewest näbenbäie säine Vejjelstelleräie tau bedräiben, Vejjels te fengen: Baukfinkens, Zessije un Stäijelitschen, Duompapen un Kruizsnawels.

Allemaal harre de Bengel dai litjen heltenen Vejjelbouers up 'en Puckele, in Ruppsacke, wenn'e Luostrecke na'r Arbait, na buoben in de Barje, na'n Bruche an 'en Berkenkeppen.

Et sind 'er d'umals awer noch mieh'r Stainbriche ewest under'n Brocken, wuo de Luie kramen un Bordstaine maken, brucken out 'en Felsen, klieben, hauen un putzen. Alles mid 'er Hand, mit Slachhamer un Spitzäisen, mit Fuißel, Kroushamer und Slachäisen. Et hat 'er Vorrstand tau'ehiert un Jeschicke dai Staine tau dewweln, in twai Daile tau klieben mit Holtplecken, mit Dewwels.

Dai Bordstaine, dai se maken, werren mieh'rstendails Seßteller, seß Toll werren se stark. uOk Stufen maken se for 'en Staintritt. Suolbänke, wat et Schwell is under d'r Housdier, Prellstaine, Podeste, Graafstaine un ganze Graafinfatungen for 'en Kerkhoff. De grettersten Staine awerst, dai se maken, dat werren dai Mielenstaine tau'n Kuorenmahlen. Un, wäi jesecht, bet na Bremen un Hamborch sind se 'läiwert, de Staine, mit Fauerwark un Pären in Holte runder, un denne mid 'er äIserbahne in de ganze Welt.

Haindrich Hemme harre noch en twaiten Bruch in Pachte, dän gr'uten Granitbruch „an 'en Wulwesklippen“, uower d'r Plessenborch in Ferstlich-Warnjerie'erschen, wuo et hengaiht na'r „Stainernen Renne“. uOk da kramen Harzeberjer, Westerle'er, Bintensche un Slaiwecksche Stainhauers, wuo bäi in uO'enschäin tau niehmen is, datt dai Luie en lanken Wääch harren na'r Arbait, von House na'n Bruche un wedder retouer. Dat sind allemal vaier Stunne Wääch ewest up ainder Strecke. Sau blieben se gläik de ganze Woche buoben un kaimen ierst 'en Sinnaben wedder in.

In 'en „Snäilocke“, vor 'en Brocken, 'ne knappe halwe Stunne von 'er Kuppe, un in 'en „Spoikelocke“, wat unnen in Ilse-dale licht, da kramen mieh'rstendails Luie von Ilseborch. En dails awer sind uok d'ort Harzeberjer in Luohn un Bruot ewest.

Disse Granitbriche harre Hermann Bosse in Pachte, de Mauerkermester in 'er Näistadt. Et is de Vader ewest von „Bomben-Otto“, un de Luie sä'en 'er „Pennichbosse“ tau, denne hai was bekannt as Pennichfuxer un Spekelante. Un en Haimekenfenger is hai uok ewest, de uole Bosse. Wenn hai na säinen Bruche wolle, denne lait hai seck mid 'en Pärewa'en, in Landauer uower et Molkenhous fahren, uower de Draiherrnbrijje bet na'n Scharpenstaine hen. Von d'ort junk hai tau Faute na'n Bruche. Hai maine, hai wolle de Päre nich strappezäiern! In Wirklichkait wolle hai läiseken un stille, uohne datt'e bemarket word, bet dichte an de Arbeitstidde kuomen un speckeläiern, ob säine Luie wat die'en un nich foulenzen for säin duier Jeld.

Sau kamm hai uok emal wedder haimlich un sachte tau Faute un wolle käiken, ob de Luie recht fläitich werren. Awerst, dai Stainhauers dai harren en Posten outestellet, en Liehrjungen tau'n Uppassen, wenn de Mester kaime, un datt se uok ganz sicher werren vor uOwerraschunge. Mach et nou säin, datt dai Junge en betten edremmet harre un harre 'en Mester nich kuomen saihn, up emal stund Bosse vor 'en un frauch dän Bengel: „Na, wat staihst Dou denne häier sau rummer? Up wäme louerst Dou denne ...?“ „Och“, säe de Junge, „eck sall häier uppassen, wenn ouse Mester, de uole Bosse kummet, dat is en Slechten.“ „Na“, maine dai, „denne kumm Dou man gläik midde, dat bin eck nemlich silwest.“ Hai namm dän Jungen gläik an de Hand, datt'e nich outräiten konne.

Wail se nou henkaimen na'n Bruche, do lach duort alles in sälijer Rauhe. De Arbaitsluie slaipen wäi de Terken un laiten seck de Sunne up et Bast schäinen statt datt se wat die'en. Do hat et natuierlich en Bärenspitakel ejieben.

De Junge, dai kraich von säine Kollejens hinderhär 'ne Dracht Släe derfor, datt 'e seck harre uowerrumpeln laten von Bossen, harre nich up'epasset un tau'r rechten Täit alarmäiert.

Un sau kann et uok kuomen, datt ainder tau säinen Tarnaitsnamen kummet: „Kunrad, de Wa'en is da ...“, sä'en se tau ainen in Bruche. Un wenn se dit Wuort raipen tau'n Spaßvorrngnuijen, loue un twier hen uower dän Stainbruch, denne wollen se Kunrad tau'r Arbait andräiben, un datt'e nich slapen solle un dremmeln. Se wollen 'ne bange maken, datt de Mester Bosse wedder kaime un make Spitakel.

Et sind harte Minschen ewest, dai Stainhauers in Harze. Kain Wunder bäi disser Berieje, bäi dissen Lieben under 'en Brocken, et nachts in 'er Boude, up Struoh, up 'er Britsche, up Dannenhecke un Plunnen, de ganze Woche wäit wech von 'er Fomäilije, Se sind hart eworn dorch iehre sware Arbait un taih dorch 'en rouhen Wind, dorch biese Witterunge, summers un winters. Un nich alliene von buttewennich sind se hart ewest, de Luie, uok von innewennich werren se nich waihleedich un zimperlich:

Dän „Kunrad de Wa'en is da“ was de Froe estor'm. Gläik en paar Da'e dana'e junk hai wedder „up Broutschau“ un wolle seck 'ne näie Froe soiken in Abbenruo'e, 'ne junke. Do sä'en de Luie tau iehne: „Awerst Kunrad, nou laat noch man Däine Froe de Foite ierst emal kuolt wieren!“ — Do maine Kunrad: „Och, dai? Dai het iehr Liewedach kainen warmen Faut ehat!“

## *Neues heimatliches Schrifttum*

Christian Schneider: Stadtgründung im Dritten Reich. Wolfsburg und Salzgitter. Ideologie — Ressortpolitik — Repräsentation. München: Heinz Moos (1978). 166 S. mit 147 Abbildungen, Brosch.

Mit großer Sorgfalt unter Verwendung zahlreicher, zum Teil entlegener Quellen sowie unter Heranziehung der Aussagen von unmittelbar beteiligt gewesenem Gewährsleuten entwirft Schneider ein instruktives Bild der Entwicklung der Städte Salzgitter und Wolfsburg während der NS-Zeit. Er fügt diese Sonderfälle in den Rahmen der allgemeinen Tendenzen des zeitgenössischen Städtebaus und seiner rechtlichen, wirtschaftlichen und politischen Tendenzen ein. Im Zusammenhang mit den aus in erster Linie politisch motivierten Gründungen des Volkswagenwerkes bei Wolfsburg und der Stahlwerke von Salzgitter ergab sich die Notwendigkeit zur Schaffung neuer Siedlungen, die in direkter Abhängigkeit von ihrer Industrie

standen, etwa in Salzgitter dadurch, daß Gas und Wasser von den „Reichswerken“ bezogen werden mußten, in deren Besitz überdies der meiste Grund und Boden übergegangen war. Insbesondere untersucht Schneider die Anlage und architektonische Gestaltung der Neubausiedlungen, die im Laufe der Zeit einer Qualitätsveränderung unterlag.

Die Siedlungen von Salzgitter-Kniestedt und -Steterburg werden als Prototypen untersucht. Vorherrschend wurden hier zweigeschossige Wohnbauten mit zwei bis sechs Wohnungen errichtet, die ein Satteldach trugen. Die Anlage war von Grünanlagen durchsetzt. Insbesondere sollte der Eindruck der Gleichförmigkeit vermieden werden. Die Planung ging auf Willy Kirchner zurück. Die Infrastruktur wurde von Fritz Rechenberg entwickelt, der diese später in seinem „Einmaleins der Siedlung“ ausführlich erörterte. Parallelenwürfe neuer Siedlungen in anderen Städten verdeutlichen, daß die Verhältnisse in

den beiden neuen Städten durchaus im Rahmen allgemeiner Zeittendenzen zu sehen sind. Instruktive Bilder und Detailpläne veranschaulichen die Ausführungen.

MWi

**Museen und Sammlungen in Niedersachsen und Bremen.** Bearbeitet von Waldemar R. Röhrbein im Auftrage des Museumsverbandes für Niedersachsen und Bremen e. V. 3. erweiterte Auflage. Hildesheim: August Lax 1980. 264 S. mit zahlreichen Abbildungen und einer Übersichtskarte. Brosch.

In seiner neuesten Auflage ist der informative Museumsführer durch die Aufnahme zahlreicher, überwiegend inzwischen neu entstandener Museen und Heimatsammlungen ergänzt worden, so daß jetzt — alphabetisch in der Reihenfolge der Orte angeordnet — 202 derartige Einrichtungen vorgestellt werden. Den üblichen technischen Angaben, die außer genauer Anschrift und Öffnungszeiten sowie Telefonnummer auch den Leiter und den Träger nennen, folgt eine Kurzinformation über den Charakter der jeweiligen Einrichtung, oft veranschaulicht durch Bildmaterial. So entsteht ein lebendiges Bild der niedersächsischen Museumslandschaft, die in unserem Raum besonders dicht besetzt ist. Da kann auch der kenntnisreiche Heimatfreund wohl noch das eine oder andere Museum entdecken, das ihm bis dahin verborgen geblieben war, wie etwa die Heimatmuseen in Langelsheim und Lutter am Barenberge.

MWi

**Weihnachtsgeschichten aus Niedersachsen.** Hrsg. von Gundel Paulsen. Husum: Druck- u. Verlagsgesellschaft Husum 1977. 136 S. — Kart.

Mehr als 1000 Jahre umgreift diese Anthologie, für die fünfzehn Erzählungen aus den verschiedenen Teilen Niedersachsens ausgewählt wurden. Die Sammlung beginnt mit der Darstellung des Weihnachtsgeschehens im altsächsischen Heliand (um 830), freilich in hochdeutscher Übersetzung dargeboten, und endet mit den dichterisch gestalteten Festerlebnissen zeitgenössischer Autoren. Neben weniger bekannten trifft man auch bereits klassisch gewordene Texte wie etwa Heinrich August Hoffmann von Fallerslebens „Der

Traum“ vom Weihnachtsbaum, Hermann Löns „Der allererste Weihnachtsbaum“ oder aber „Christabend von 1757“ aus Wilhelm Raabes Hastenbeck. Weiter sind aus unserer weiteren Heimat Wilhelm Busch, Heinrich Sohnrey und Ina Seidel vertreten.

Genauere Quellenangaben und ausführliche biographische Anmerkungen ergänzen die gelungene Textauswahl, die eine Bereicherung der Weihnachtsliteratur bildet.

MWi

**Zwischen London und Byzanz.** Die geschichtlichen Territorien Niedersachsens in ihren Beziehungen zum Ausland. Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung, Beih. 23. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1979. 172 S., zahlreiche, teils farbige Ansichten. — Brosch.

Die Veröffentlichung ist als Führer zu der gleichnamigen Wanderausstellung der Niedersächsischen Archivverwaltung erschienen, verdient aber auch unabhängig von einem Ausstellungsbesuch die Lektüre. Nachdem einleitend kurz auf das „historische Gebilde Niedersachsens“ eingegangen wird, ist die in sechs Kapitel unterschiedlicher Dichte eingeteilte Ausstellung abgehandelt. Jeder Abschnitt besteht aus einer lesenswerten Einleitung und knappen, aber präzisen Katalognotizen. Es schließt sich ein sehr spezieller Aufsatzteil an, in dem bedauerlicherweise das alte Land Braunschweig nicht vertreten ist.

MWi

**Albert Humm: Aus längst vergangenen Tagen.** Heimatgeschichte des Oberharzes in Wort und Bild. Clausthal-Zellerfeld: Eduard Pieper 1979. 160 S., 108 zum Teil farbige Abbildungen. Lwd.

Als Sohn eines Bergmannes in Clausthal-Zellerfeld geboren, war der Verfasser lange Jahre als Redakteur der Heimatzeitung seiner Vaterstadt tätig. Aus dem Jahrzehnte währenden Miterleben sowie aus intensivem Quellenstudium erwuchs eine heimatgeschichtliche Artikelserie in der Zeitung. Aus ihr sind die gewichtigsten Beiträge in der vorliegenden, ansprechenden Publikation zusammengefaßt. Jene Bereiche, die in der Vergangenheit das

wirtschaftliche und das soziale Leben der kargen Gebirgslandschaft des Oberharzes mit ihren reichen Erzvorkommen geprägt haben, stehen im Mittelpunkt der Betrachtungen. So sind zahlreiche die Beiträge, die sich mit dem alten Bergbau und seiner Ausbeutung beschäftigen. Von ebenso großem Interesse aber sind die Abschnitte, die dem frühen Fremdenverkehr und Wintersport im Oberharz nachspüren. Der Bogen ist bis an die Schwelle der Gegenwart gezogen, etwa mit dem Beitrag über „Die letzten Tage des zweiten Weltkrieges im Oberharz“. So bietet der vielseitige Inhalt, der durch zahlreiche Bilder illustriert wird, einen abwechslungsreichen und zugleich instruktiven Lesestoff.

MWi

Paul Raabe und Günter Schöne: Lessing. — Erinnerung und Gegenwart. Das Lessinghaus in Wolfenbüttel. Hamburg: Hans Christians Verlag 1979. 92 S. m. zahlreichen Abb. in Farbe und Schwarzweiß. Kart.

Einleitend zeichnet Paul Raabe die wechselvolle Geschichte des langhin vernachlässigten Hauses und seiner Bewohner nach bis hin zur Einrichtung der jetzigen Lessinggedenkstätte, die wohl in erster Linie dem Engagement des Verfassers zu danken ist. Der Hauptteil des Bandes bietet ein anschauliches Bild von Lessings Wolfenbütteler Zeit. Besonders herausgearbeitet ist die geistige Situation des Dichters im Umfeld der zeitgenössischen Gesellschaft in Braunschweig-Wolfenbüttel. Abschließend werden in dem handlichen Band die museale Ausgestaltung des Lessinghauses und die Motivation für die Konzeption erläutert.

Exzellente Abbildungen nach historischen Darstellungen des Gebäudes und ausgewählter Exponate der Gedenkstätte verbinden sich mit stimmungsvollen Aufnahmen des Fotografen Günter Schöne sowie dem Text zu einem Eindruck von großer Geschlossenheit und Dichte. Über den Informationswert hinaus vermittelt die Schrift viel vom Genius des Ortes.

MWi

Wolfgang A. Jünke u.a.: Die ev.-luth. Kirchengemeinde St. Johannis zu Braunschweig. Festschrift des 75. Jahrestages der Kirchweihe. 24. und 25. Juni 1980. Braunschweig: Selbstverlag der Gemeinde 1980. 60 S. m. 29 Abb., darunter 3 in Farbe.

Das Jubiläum der ersten in nachmittelalterlicher Zeit in Braunschweig begründeten evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde bot den Anlaß für eine umfassende, von kompetenter Seite erarbeitete Dokumentation, die sowohl die Geschichte der Gemeinde wie die des Kirchenbaus umfaßt. Erfreulicherweise beschränkt man sich nicht auf einen Rückblick, sondern berichtet auch über die gegenwärtige Situation. Das teils in Farbe reproduzierte Bildmaterial rundet das Heft ab, wie man es sich auch für andere Kirchengemeinden wünscht.

MWi.

Ulrich Roshop: Die St.-Nicolai-Kirche in Gifhorn. Eine bau- und kunstgeschichtliche Darstellung. Museums- und Heimatverein Gifhorn e. V., Veröffentlichungen. H. 3. 48 S. m. 16 Abb. davon 4 in Farbe. Brosch.

Die jetzige evangelisch-lutherische Pfarrkirche St. Nicolai in Gifhorn, die zwischen 1733 und 1744 errichtet worden ist, gehört zu den wenigen barocken Sakralbauten unserer Region. Sie gilt als treffliches Beispiel für das verhaltene, sparsame norddeutsche Barock. Mit der ihm eigenen Sorgfalt und Intensität hat es Ulrich Roshop unternommen, die Baugeschichte und Architektur der Kirche zu klären. Insbesondere aufgrund seines Aktenstudiums kann der Verfasser zahlreiche neue Fakten über diese Kirche und ihre Vergangenheit vorlegen. Wichtigstes Ergebnis wohl ist die endgültige Zuschreibung des prächtigen Kanzelaltars zur Werkstatt des bedeutenden hannoverschen Bildhauers Joh. Friedrich Blasius Ziesenis. Möge das instruktive Büchlein unsere Leser anregen, dieses Juwel unter unseren Kirchenbauten, das sich nach der grundlegenden Restaurierung von 1961 in gutem Zustand präsentiert, einmal zu besichtigen.

MWi.

Dieter Listle: Naturwunder Niedersachsen. Zürich, München: Ringier 1980. 216 S. mit zahlr. Abb. — Mit Zusatzband: Dieter Listle: Wandern durch die schönsten Regionen. Der praktische Führer zum Bildband Naturwunder Niedersachsen. 127 S., zahlr. Abb. u. Kt.

Sachbücher über die Natur Niedersachsens sind rar. Ein neues Bildwerk wird daher mit Spannung erwartet, besonders dann, wenn der Name des Verlages Qualität verspricht. Auf den ersten Blick handelt es sich um einen prächtigen Bildband, der die niedersächsische Landschaft in ihrer ganzen Schönheit zeigt. Leider wird die Freude bereits beim Anlesen verdorben: Bei mindestens 30 Abbildungen sind die Bildunterschriften mißverständlich, fehlerhaft oder gar falsch. Hierfür zwei Beispiele: Die auf S. 61 abgebildete Clematis-Art ist mitnichten unsere Waldrebe, sondern eine fremdländische Art dieser Gattung. Auf derselben Seite sind zwei Labkräuter miteinander verwechselt. Besonders stiefmütterlich wird aber die Braunschweiger Gegend behandelt; man vermißt die so seltene und charakteristische Vegetation der Salzstellen und der kontinental getönten Trockenrasen. In der Übersicht der Naturschutzgebiete (Karte) fehlen die Schutzgebiete südlich des Elms. Die empfohlenen Elm-Wanderkarten entsprechen auch nicht dem neuesten Stand. Nicht nur dem Braunschweiger sträuben sich aber die Haare, wenn er auf S. 56 liest: „Oker, Radau, Ecker und Ilse durchfließen Wolfsburg (!), Wolfenbütteler und Braunschweiger Land.“ Auf S. 62 lernt der erstaunte Leser über den Elm: „Die Elm liegt inmitten des kleinen Gebirges der Asse.“ Eine Reverenz an Eulenspiegel?

Insgesamt ein prächtiger Bildband, der aber nicht uneingeschränkt empfohlen werden kann. Wer sich wegen der schönen Bilder (die aber nicht vom Verf. stammen) zum Kauf entschließt, sollte den Text aber mit Skepsis lesen. Die gravierenden Mängel hätten leicht vermieden werden können, indem man das Manuskript einem Sachkundigen zur kritischen Durchsicht gegeben hätte.

D. Brandes

Heinz Röhr: Königslutter im Naturpark Elm-Lappwald. Besichtigungen, Spaziergänge, Wanderungen, Fahrten. Königslutter: Kolbe 1980. 56 S., zahlreiche Schwarzweißabbildungen. Geheftet.

Der wohl beste Kenner der Lokalgeschichte Königslutters und seiner Umgebung hat mit dieser kleinen Broschüre einen übersichtlichen und handlichen Leitfaden durch Königslutter und den Naturpark Elm-Lappwald geschaffen. Geschickt werden darin historische Fakten mit praktischen Hinweisen verbunden. Jeder der acht Hauptabschnitte umfaßt einen Besichtigungskomplex. Auf einen historischen Abriß folgt jeweils die Beschreibung eines Rundganges, ergänzt durch Karten und Pläne sowie Bilder. In erster Linie für fremde Besucher gedacht, bietet der Führer auch dem Kenner mancherlei Interessantes.

MWi.

Große Schule Wolfenbüttel. 100 Jahre am Rosenwall. Jubiläum eines Gebäudes. 15. Oktober 1879—15. Oktober 1979. Eine Selbstdarstellung. O. o. o. J. 56 S., 7 Abb. Brosch.

In neun Beiträgen wird in dieser Festschrift der Bogen von der traditionsreichen Vergangenheit dieses Gymnasiums über die Gegenwart bis in die Zukunft gespannt. W. Kelsch handelt in seinem fundierten Beitrag die Geschichte der 1543 gegründeten Schule ab und berücksichtigt auch die Wandlungen des Lehrplanes vom ausgehenden 19. Jh. bis zum Ersten Weltkrieg, während die Fachvertreter die heutigen Schulfächer vorstellen. Unter den weiteren Aufsätzen sei hier nur der hervorgehoben, der sich mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus an der Großen Schule und die schwerwiegenden Folgen für den damaligen Direktor Lampe und zehn Schüler beschäftigt. Alles in allem eine gelungene Erinnerungsschrift, der der einleitende Beitrag von Stadtdirektor Riban offiziellen Charakter verleiht.

MWi.



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

66. Jahrgang

Dezember 1980

Heft 4

## *Volkstümliche Keramik aus Sommersdorf und Sommerschenburg, zwei Dörfern des Magdeburgischen Holzlandes*

Zu einer Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum

Von Mechthild Wiswe

Noch heute findet man nicht selten im Braunschweigischen in alten Haushalten braunes sowie helles, bunt dekoriertes Keramikgeschirr, wie es in dem schlesischen Töpferzentrum Bunzlau hergestellt wurde. Unsere Stücke stammen in der Regel freilich nicht von dort, sondern sind in den beiden einander benachbarten ländlichen Orten Sommerschenburg und Sommersdorf gefertigt. Beide Dörfer sind etwa 10 km südöstlich Helmstedts und etwa gleich weit nordöstlich Schöningens angesiedelt. In ihnen hat sich die handwerkliche Töpferei im weiten Umkreis am allerlängsten gehalten. Um 1930 gab es in Sommersdorf zwei, in Sommerschenburg vier Töpfereien<sup>1)</sup>. Bis auf die der Familie Lohse in Sommerschenburg sind inzwischen alle Werkstätten aufgegeben worden.

Sommersdorf und Sommerschenburg liegen im einstigen Herzogtum Magdeburg, der späteren preußischen Provinz Sachsen hart an der Grenze zum alten Land Braunschweig. In diesem hatten unsere Töpfer ein Hauptabsatzgebiet, bildete die Landesgrenze doch einst keine scharfe Trennungslinie für Handel und Verkehr. Überdies verbanden verwandtschaftliche Beziehungen die Bevölkerung beiderseits der Grenze eng. Jetzt hingegen gehören beide Orte zum für den Besucherverkehr aus der Bundesrepublik Deutschland grundsätzlich gesperrten Grenzgebiet der Deutschen Demokratischen Republik. Beziehungen zum Braunschweigischen sind selten geworden. So war für unsere Untersuchungen die Hilfe zahlreicher Sommersdorfer und Sommerschenburger, die jetzt in der Bundesrepublik leben<sup>2)</sup>, besonders wertvoll. Viele Hinweise und Kontakte vermittelte Landwirt Friedrich Schulze aus Wiswedel, der überdies bereitwillig seine Sammlung zur Verfügung stellte<sup>3)</sup>. Inzwischen haben die Töpferwaren aus Sommerschenburg und Sommersdorf unter den Keramiksammlern viele Freunde gefunden. Das sowie jene alten Beziehungen der Töpferorte zu unserem Raum haben die hier vorgelegte Untersuchung und die damit verbundene Sonderausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum veranlaßt. Dabei handelt es sich um eine erste Bestandsaufnahme. Ist doch bislang die Töpferei von Sommerschenburg und Sommersdorf in der Fachliteratur über die frühere Keramikproduktion völlig unberücksichtigt geblieben. Lediglich ökonomisch-landeskundliche Werke des 19. Jahrhunderts und das heimatkundliche Schrifttum des 20. Jahrhunderts enthalten knappe Hinweise darauf.

Der Ton, das Grundmaterial des Töpfers, ist ein Mineralgemenge, an dem wasserhaltige Aluminiumsilikate den größten Anteil besitzen <sup>4)</sup>. Beigemengt sind in unterschiedlichem Umfang andere anorganische Stoffe, insbesondere Quarz, Glimmer und Kalk sowie zumeist Eisenoxyde, die beim Brennen der Tonwaren unter Sauerstoffzufuhr („oxydierendem Brand“) die bräunlichen Farbtöne bewirken. Daneben enthalten die Roh-tone organische Bestandteile, insbesondere Pflanzenreste. Nach ihrer Zusammensetzung und Eignung zum Töpfeln unterschiedliche Tone lagern oft auf kleinstem Raum neben- oder übereinander.

Der Töpfer erwartet von seinem Material gute Bildbarkeit im frischen Zustand sowie Gewinn von Formbeständigkeit durch Trocknen und Feuereinwirkung, ohne daß sich Risse bilden bzw. die Gegenstände zusammenschrumpfen. Die Töpferwaren sollen wasserundurchlässig sein, eine glatte Oberfläche haben, um sich leicht reinigen zu lassen, und zugleich einen ästhetisch befriedigenden Anblick bieten. Nur wenige Tone erfüllen diese Forderungen in annehmbarem, freilich unterschiedlichem Maße. Durch Brennen bei niedrigeren Temperaturen entsteht die Irdenware, die porös und damit wasserdurchlässig bleibt, wenn sie nicht vor dem Brand mit einer Glasur überzogen worden ist, für die zumeist Blei verwandt wurde, seltener Lehm oder andere Stoffe. Die Glasur bildet eine glatte, glänzende Haut, die sich mit dem Untergrund durch den Brennvorgang fest verbindet.

Durch Brennen bei hohen Temperaturen ab etwa 1250° C, wofür aber nur verhältnismäßig selten vorkommende kieselsäurereiche, sehr kalk- und eisenarme Tone verwertbar sind, wird das Material gesintert. Es entsteht das glasharte, wasserundurchlässige Steinzeug. Auch dieses wird, um eine glänzende, glatte, leicht zu reinigende Oberfläche zu schaffen, in der Regel glasiert. Die leicht schmelzbare Bleiglasur hält sich bei den hohen Temperaturen des Steinzeugbrandes nicht, ist also dafür unbrauchbar. Überwiegend glasierte man das Steinzeug mit Kochsalz, das einen durchsichtigen Überzug bildet. Dazu sind hohe Temperaturen erforderlich. Für Irdenware kann man daher die Salzglasur nicht verwenden.

Nur manche Tonarten bekommen durch den Brand eine gleichmäßig angenehme Farbe, brennen „schön“, wie der Fachmann sagt. Andere erhalten durch das Feuer eine scheckige Oberfläche oder häßliche Flecke. Diese „mißbrennenden“ Tone überzog man entweder — bei durchsichtiger Glasur — mit einer Schicht „schön“ brennenden Tons, Anguß oder Engobe genannt, oder man verwandte etwa die deckende Lehmglasur. Der damit versehenen Tonware wird in der Regel eine Zwischenstellung zwischen Irdenware und Steinzeug zugewiesen. Nach der Garbrandtemperatur von etwa 1250° C bis 1300° C ist sie zu letzterem zu zählen, nach der Scherbendichte aber zur schwach gesinterten Irdenware.

\*

Tonlagerstätten zumindest geringeren Ausmaßes und von unterschiedlicher Beschaffenheit des Materials sind in unserem Raum häufiger. Überwiegend sind diese — wie noch heute — durch Ziegelbrennereien genutzt worden, seltener für die Töpferei. Auf ein derartiges Vorkommen „weißer Erde“, d. h. grauen Tons nördlich Sommersdorfs am Wirpkeberge nahe am Wege nach Harbke ist man erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufmerksam geworden <sup>5)</sup>. Das ist die große Zeit der preußischen Binnenkolonisation. Damals drang die Landesherrschaft hier — wie in einer Reihe anderer deutscher Staaten — im Sinne der



Abb. 1 Schüsseln mit geschwämmeltem Dekor  
aus der Produktion von Sommersdorf und Sommerschenburg

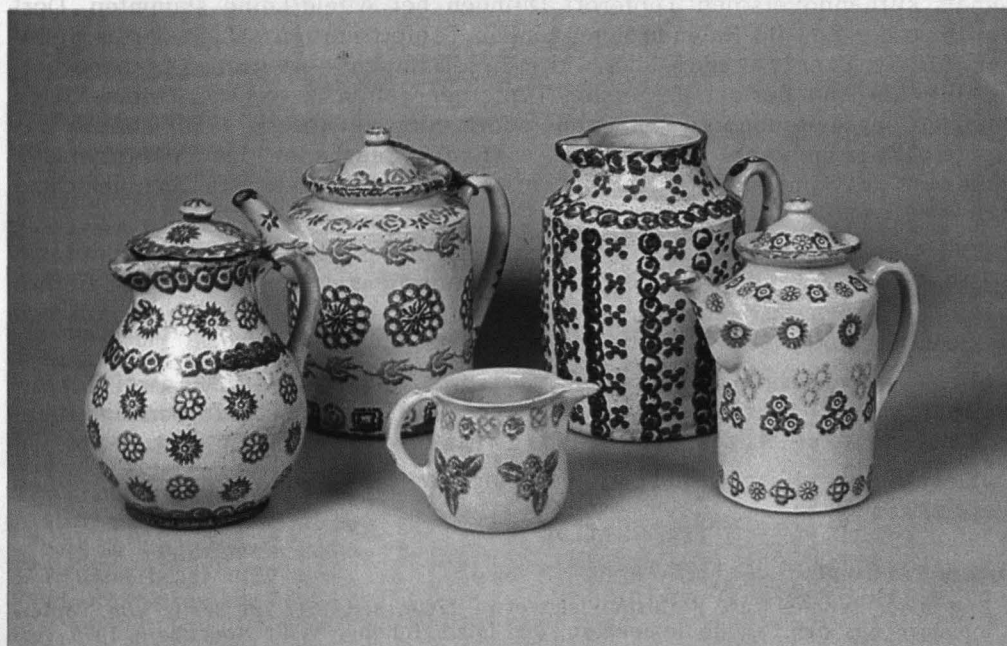


Abb. 2 Kannen mit geschwämmeltem Dekor aus der Produktion von Sommerschenburg  
Die Kaffeekanne rechts außen und der Milchtopf vorn  
stammen aus der Töpferei Rodenberg in Sommersdorf

Fotos: Bs. Landesmuseum/I. Döring

zeitgenössischen merkantilistischen Auffassungen und Bestrebungen verstärkt auf die Suche nach Rohstoffen und deren Nutzung im Lande. Importe sollten möglichst durch heimische Erzeugnisse ersetzt, diese verstärkt exportiert werden. Dementsprechend suchte man Handwerk und Gewerbe zu vermehren. Dem sollte im Rahmen der „Peuplierungsmaßnahmen“ Friedrichs des Großen insbesondere die Ansiedlung von Ausländern dienen, die im Sprachgebrauch der Zeit Kolonisten heißen<sup>6)</sup>. Diese erfolgte oft gegen den Willen der Einheimischen und zwar vorzüglich auf Staatsbesitz, auf Domänen und Amtsvorwerken, so auch in Sommerschenburg. 1785 gab es hier bei insgesamt 66 Feuerstellen 56 Kolonistenhäuser<sup>7)</sup>. In dem Bauerndorf Sommersdorf hingegen ist die Anzahl der Neusiedler im 18. Jahrhundert gering gewesen.

Der König wollte vor allem „geschickte seltene Professionisten“, die die Einwohner seines Landes „manches lehren konnten“, zur Niederlassung gewinnen<sup>8)</sup>. Seit 1742 schon erhielten Hand- und Erntearbeiter sowie Handwerker, die sich im Magdeburgischen ansiedeln wollten, zahlreiche Freiheiten zugebilligt<sup>9)</sup>. Letzteren mußte die Ausübung ihres Handwerks — auch entgegen gültigen Vorschriften — auf dem Lande erlaubt werden. Man achtete darauf, daß sich Handwerker neu in grenznahen Orten niederließen, da dort die Möglichkeit besonders groß schien, daß die Einwohner Waren aus dem Ausland bezogen bzw. ihre Handwerksarbeiten dort verrichten ließen. Die Grenznähe sollte andererseits den Export der Erzeugnisse in das Ausland fördern. Diesen Forderungen und Auffassungen entspricht die Begründung und Entwicklung des Töpferhandwerks in den Grenzorten Sommerschenburg und Sommersdorf in hohem Maße. „Geschickte Professionisten“ suchte man sich hier mit Kolonisten zu sichern, die aus dem damals kurhannoverschen Töpferort Duingen bei Alfeld/Leine stammten. Dort wurde zu der Zeit im Rahmen einer langen Töpfertradition salzglasiertes Steinzeug für den Export — auch über weite Entfernungen — in großen Mengen hergestellt. Als Angehöriger der ersten Töpfergeneration in unseren beiden Orten stammt Conrad Rodenberg in Sommersdorf (hier verstorben 1780) ebenso aus Duingen (hier geboren 1705)<sup>10)</sup> wie wohl der Begründer der Töpferdynastie Habenicht in Sommersdorf und der erste Töpfer Wahlstab in Sommerschenburg<sup>11)</sup>.

Die Anzahl der Werkstätten und die der darin Beschäftigten und entsprechend der Umfang der Produktion von Sommerschenburg und Sommersdorf ist freilich gering geblieben im Vergleich etwa zu Duingen, den Zentren der rheinischen Steinzeugproduktion oder zu Bunzlau und Umgebung.

Nach zeitgenössischen Statistiken gab es in Sommersdorf 1800 zwei Töpferwerkstätten, 1850 vier, 1900 drei, von 1935 bis 1975 noch eine. In Sommerschenburg schwankte die Anzahl der Betriebe zwischen vier und einem<sup>12)</sup>.

Soweit feststellbar, ergibt sich folgende Reihe von Inhabern der einzelnen Werkstätten<sup>13)</sup>.

#### Sommersdorf

1. Begründer Johann Karl Wahlstab (seit etwa 1760), seit 1817 im Besitz von Töpfermeistern aus der Familie Rodenberg, der letzte Inhaber Willi Rodenberg 1975 verstorben.
2. Angehörige der Familie Rodenberg, seit 1855 Jakob Behrens, anschließend sein Sohn Fritz, der 1927 ohne Nachfolger aus der eigenen Familie verstorben ist, dann bis 1931 als Pächter Töpfermeister Puchert. Damals Stilllegung des Betriebes.



Abb. 3 Wohnhaus der Töpferei Rodenberg  
mit der Familie des Inhabers und dem Gesellen Otto Bähge

Reproduktion nach Original

3. Begründer Habenicht (seit etwa 1760), dann sein Sohn Georg Habenicht, seit 1836 „Bouteillenfabrikant“ Heinrich Wöltge, seit 1862 „Bouteillennmacher“ Hermann Wöltge, 1897 stillgelegt.

4. Angehörige der Familie Rodenberg, vermutlich im 19. Jahrhundert mit 2. verschmolzen.

#### Sommerschenburg

1. Töpferei Wahlstab (entstanden um 1760), 1818 im Besitz von August Wahlstab, letzter Betriebsinhaber Gustav Wahlstab (bis 1973).
2. Töpferei 1818 betrieben von Andreas Meyer, dann von seinen Nachkommen. 1922 als Inhaber Heinrich Münchmeyer erwähnt, der die Witwe des letzten Töpfermeisters Meyer geheiratet hatte. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg pachtete den Betrieb der aus Althaldensleben stammende Harbke(?). Von diesem übernahm die Töpferei Wilhelm Kreutzberg, anschließend wohl 1940 Oskar Mandel, dann noch einmal Wilhelm Kreutzberg, von 1956—1965 Arno Mandel. Dieser ging damals eine Kooperative mit Albert Lohse jun. ein, hat aber inzwischen nach einem Unfall das Töpferhandwerk aufgegeben.
3. Töpferei, gegründet von Ferdinand Kreutzberg im 19. Jahrhundert, fortgesetzt von dessen Sohn Hermann Kreutzberg, der u. a. 1922 erwähnt wird, 1948 bis 1953 führt die Werkstatt dessen Sohn Günther Kreutzberg. Dieser siedelte damals nach Hameln über, wo er bis 1966 in einer Kunsttöpferei tätig war. Inzwischen arbeitet G. Kreutzberg im Ruhrgebiet in einem verwandten Beruf.
4. Töpferei Lohse, 1892 durch August Lohse gegründet, der Sohn eines Ziegelmeisters aus Könneckenrode bei Lutter/Bbg. war und zunächst bei Meyer in Sommerschenburg gearbeitet hat, 1920—1952 sein Sohn Albert Lohse (sen.) Betriebsinhaber, auf den dessen Sohn Albert Lohse jun. folgt. Nach mehrjähriger Tätigkeit im Kraftwerk Harbke in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg betreibt dieser die Werkstatt inzwischen hauptberuflich, seit 1973 als Abteilung Konsumgüterproduktion im VEB Kraftwerk Harbke. Sein Sohn, der das Töpferhandwerk erlernt hat, beabsichtigt, die Werkstatt fortzusetzen.

In seiner Sterbeeintragung von 1780 wird Conrad Rodenberg als Töpfermeister bezeichnet<sup>14)</sup>. In der Folge und bis in das ausgehende 19. Jahrhundert erscheinen unsere Werkstätten durchgehends als „Bouteillenfabriken“, die Inhaber als „Bouteillenfabrikanten“. Dennoch dürfte die Produktion in Art größerer Handwerksbetriebe erfolgt sein. Diese Beobachtung hat vermutlich 1796 den kritischen Reisenden Heinrich Theodor von Schoen zu seinem Hinweis auf die „s o g e n a n n t e n Bouteillenfabriken“<sup>15)</sup> veranlaßt. Über die Größe der einzelnen Betriebe in älterer Zeit ließen sich bei der Unzugänglichkeit der öffentlich verwahrten Archivalien keine Feststellungen treffen<sup>16)</sup>. Um 1930 arbeiteten in der Töpferei Rodenberg in Sommersdorf Vater und Sohn Rodenberg sowie der kurz vor dem Zweiten Weltkrieg verstorbene taubstumme Geselle Otto Bähge<sup>17)</sup>. In der Töpferei Lohse in Sommerschenburg sollen hingegen in der Zwischenkriegszeit sechs bis acht Mitarbeiter<sup>18)</sup> tätig gewesen sein.

\*

Die Rohstoffbasis für unsere Töpfereien lieferte offenbar in der Gründungsphase das Tonvorkommen auf Ländereien des Amtsgutes Sommerschenburg. 1818 hatten die sechs damals in unseren Orten ansässigen Töpfereien von jenem gemeinsam vier Morgen Land am Wirpkeberge zum „Tongraben“ in Erbpacht. Im gleichen Jahre erwarben sie vier Morgen Land am Wirpkeberge von Ackermann Lüder aus Sommersdorf dazu, „um sich auf längere Zeit das nötige Material zu ihren Fabriken zu sichern“. Der Kaufpreis dafür betrug 924 Rtlr. in Gold, zu entrichten in Raten. Die beachtliche Summe war bereits 1826 vollständig beglichen. Dazu war u. a. ein gemeinsamer Fonds von den Käufern gebildet worden, in den pro zweispänniges Fuder Ton  $\frac{1}{4}$  Rtlr., pro vierspänniges Fuder  $\frac{1}{2}$  Rtlr. einzuzahlen waren<sup>19)</sup>. Bis wann dieses Tonlager ausgebeutet wurde, ist unbekannt. In unserem Jahrhundert bezogen unsere Töpfer den Ton für ihr Braungeschirr aus einer Grube am Wirpkeberge, die bis zur Enteignung nach dem Zweiten Weltkrieg dem Landwirt Kurt Hosang in Sommersdorf gehörte. In dieser Grube wird noch heute Ton abgebaut<sup>20)</sup>. Ihr Profil ist 1920 untersucht worden. Unter einer Decke von Löß mit einzelnen nordischen Geschieben an der Basis stehen hier Rätschichten an:<sup>21)</sup>

- 3 m            mürber kaolinhaltiger Sandstein, der in den untersten 0,2 m zu Schaleisenstein verkittet ist;
- 0,6—0,7 m    blaugrauer, sonst meist gelber feinsandiger Letten mit Feinsandeinlagen, die z. T. zu kirschrotem Eisensandstein umgewandelt sind;
- 0,25 m        dunkelkirschroter, feinsandiger, teils schaliger, teils glaskopffartiger Eisenoocker;
- über 3 m      hellgrauer, kalkfreier, fetter Ton, bis 0,5 m unter der Eisenoockerschicht noch mit gelbbraunen bis braunen Lagen, tiefer grau, feinsandig, glimmerig und kreuzgeschichtet, mit Pflanzenhäcksel.

Nur der fette, graue Ton aus der Tiefe dieses Profils wurde von unseren Töpfereien genutzt, der tiefe, feinsandige hingegen um 1920 im nahen Offleben (jetzt zur Bundesrepublik Deutschland gehörig) zu Röhren und Trögen verarbeitet, während damals — wie wohl bereits früher — der gelbe Ockerton zur Herstellung von Farben diente. Über deren Verwendung in der Töpferei ist nichts bekannt.



Nach der mündlichen Überlieferung <sup>22)</sup> erfolgte der Tonabbau in älterer Zeit in kleinen Gruben. Man trug dazu das deckende Gestein so ab, daß ein Schacht von etwa 1 m Durchmesser gebildet wurde. Dann grub man den darunter anstehenden Ton auch seitlich so ab, daß eine Höhle größeren Ausmaßes entstand. Der Ton wurde mühsam entweder über kleine Leitern oder aber mit Hilfe einer Seilwinde in Körben oder Eimern nach oben befördert. Später wurden die Tonvorkommen von der Oberfläche her angeschnitten und dann abgegraben. Dazu dienten ein kräftiger, besonders langer Spaten sowie eine Hacke mit kurzem Stiel. In der Zwischenkriegszeit waren mit dem Tonabgraben in der Hosangschen Grube ständig zwei Arbeiter beschäftigt. Sie lagerten das Material zunächst am Ort. Abgefahren wurde dieses mit Hosangschen Pferdefuhrwerken in der Jahreszeit, in der diese wenig in der Landwirtschaft gebraucht wurden, vor allem im Spätherbst und im Winter. Unsere Töpfer besaßen in der Regel einen Rohstoffvorrat für mindestens ein halbes Jahr. Dieser lagerte im Freien neben der Werkstatt. Die Einwirkung der Atmosphäre zersetzte den Ton hier und machte ihn so für die Verarbeitung geeigneter. Die Anlieferung in der kalten Jahreszeit galt als günstig, weil das Material dann zunächst kräftig durchfrieren konnte. Im Frühjahr und Sommer wurde es dann „gesumpft“. Die Durchdringung mit Wasser verstärkte die Bildbarkeit. Weitere Arbeitsgänge verbesserten diese, suchten eine gleichmäßige Struktur des Materials zu erreichen und dieses von kleinen Verunreinigungen zu befreien. Dazu wurde der Ton wiederum mit Wasser vermischt, in einem Bottich durch Treten mit bloßen Füßen durchgearbeitet — eine Tätigkeit, die späterhin eine Maschine übernahm — sowie durch Zusammenschlagen und „Schaben“ weiter durchgebildet. Letzteres bedeutete, daß man den oft mannshohen Tonklumpen mit einem gebogenen Art Ziehmesser mehrfach in dünne Scheiben teilte. War der Ton fett, so wurde auf jede derartige Scheibe feiner Sand gesiebt, den man mit jenem verknetete. Beim Sommersdorfer Ton waren Sandbeigaben nicht erforderlich. Der so vorbereitete Ton wurde feucht eingelagert und in kleinen Mengen noch einmal gewässert, durch Schlagen mit dem Holzhammer, Tonschlägel genannt, sowie durch Walzen bearbeitet, bevor auf der Drehscheibe das Gefäß daraus geformt werden konnte. Das Gießen von Tongefäßen war in unseren Töpfereien nicht verbreitet.

Heute wird die Drehscheibe in der Regel durch einen Elektromotor gleichmäßig schnell in Bewegung gehalten. Einst geschah das u. a. durch Fußantrieb, der in Mitteleuropa seit dem Mittelalter bekannt ist. In Sommerschenburg und Sommersdorf hat man offensichtlich von Anbeginn zum Töpfern die Spindelscheibe benutzt, die auch als Fußscheibe bezeichnet wird. Heißt es doch in einer Beschreibung von 1796 <sup>23)</sup>, daß die Werkstätten hier „mit der unten und oben laufenden Scheibe, die durch den Fuß erzeugte rotierende Bewegung der tief sitzenden Scheibe über eine Metallachse, die Spindel, auf die hochsitzende Scheibe mit dem zu formenden Gegenstand übertragen. Für diesen muß ein feuchter Tonklumpen entsprechender, durch das Augenmaß abgezirkelter Größe so auf die rotierende Scheibe gedrückt werden, daß er in ihrer Mitte zentriert ist. Diesen umfaßt der Töpfer mit den beiden feuchten Händen, in dem er zunächst mit dem Daumen ein Loch in das Innere drückt, dann aber das Gefäß ausformt, in dem die eine Hand außen, die andere innen die Führung übernimmt. Um die Form nachzuarbeiten und zu glätten, verwendet man verschieden geformte Holzplatten, sogenannte Formschienen, die in der Regel eine runde Durchbohrung zum Anfassen besitzen.

Mit einer Schiene in Form eines Halbmondes beispielsweise arbeitet man die Wölbung gebauchter Gefäße aus. Das Wasser, das sich während des Drehens im Inneren des Gefäßes angesammelt hat, wird mit einem Schwämmchen ausgetupft, das an einem langen Stock befestigt ist. Mit einem einfachen, dünnen, oval gebogenen Draht, der in zwei kurzen hölzernen Handgriffen sitzt, trennt der Töpfer das fertige Gefäß von der Scheibe. Die Schnittspuren erkennt man unter den Töpferwaren als feine, parallele Rillen.

Der Ausguß wird frei mit der Hand in das frische Gefäß eingedrückt. Ausgußröhren werden hinterher angefügt. Das gleiche gilt für die frei geformten Henkel.

Die fertigen Gefäße werden in der Werkstatt oder bei trockenem, warmem Wetter auch draußen mehrere Tage „wasserhart“ oder „windtrocken“ gemacht. Nun erst können sie, eventuell zuvor mit farbigem Dekor und einer Glasur versehen, im Töpferofen, der mit Holz, später auch mit Kohle beheizt wurde, gebrannt werden. Auf den Brennvorgang kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Wird dieser unter Zufuhr von Sauerstoff, also oxydierend, vorgenommen, so entsteht ein brauner Scherben. Geschieht das aber ohne Sauerstoffzufuhr, also reduzierend, so färbt sich der Scherben beim Brennen grau. Die unterschiedlichen Farbschattierungen sind abhängig vom Hitzegrad und ggf. vom Umfang der Sauerstoffzufuhr, die auch während eines Brandes nicht im gesamten Ofen völlig gleichmäßig waren. In unseren Töpfereien soll nach Angaben aus dem 20. Jahrhundert bei Temperaturen von etwa 1250° C bis 1280° C gebrannt worden sein. Üblich war die oxydierende Brenntechnik.

Nach der mündlichen Überlieferung arbeitete man in den Töpfereien von Sommerschenburg und Sommersdorf zunächst mit Salzglasur. Die Tone von Sommersdorf sind nach Auskünften von Gewährsleuten dafür wenig geeignet. Daher verwandte man hier schon seit langem eine deckende Lehmglasur in der Art, wie sie für die Bunzlauer Töpfereierzeugnisse charakteristisch ist.

1796 wird aus Sommerschenburg berichtet, daß, damit an den Töpferwaren „die Glasur erhalten wird, wenn die Masse schon stark im Ofen betrocknet ist, Fett und Thran in den Ofen geschüttet“ werden, „wovon der Dampf, wenn dies brennt, sich an die Gefäße fixiert und es die Glasur befördert“.

Für die Lehmglasur eignen sich nur bestimmte Lehmarten. Sie müssen hinreichend Kieselsäure, Alkalien, alkalische Erden und zur Färbung der Ware einen bestimmten Anteil an Eisenoxyd (günstig sind etwa 5 %) enthalten. In unseren Orten mischt man für die Glasur, solange die Erinnerung reicht, einen bei Sommersdorf anstehenden Lehm mit einem anderen, der bei Hundisburg gegraben wird. Aus dem Rohmaterial werden grobe Stückchen und fremde Beimengungen ausgeschlämmt. Mit der so gewonnenen Trübe oder Schlämme überzieht man durch Tauchen, Begießen oder Einstreichen die Tongegenstände. Durch Anwendung des oxydierenden Brandes entsteht die braune, matt glänzende Oberfläche, die je nach Zusammensetzung des Lehmes variiert. Stücke aus unseren Töpfereien zeigen teils satte rotbraune, teils kaffeebraune Farbtöne.

★

Schon aus ihrer Bezeichnung als „Bouteillenfabriken“ ergibt sich, daß Haupterzeugnis unserer Werkstätten Flaschen waren. 1842 werden als Produkte „Bouteillen und Satten“ genannt<sup>25)</sup>, 1843 „steinerne Flaschen und Kruken“<sup>26)</sup>.





Abb. 4 Braugeschirr

Mörser und Kaffeekanne sind Erzeugnisse von Sommersdorf/Sommerschenburg  
Der Milchtopf vielleicht dort oder aber in Coswig gefertigt

Foto: Bs. Landesmuseum/I. Döring

1844 bestellt eine Händlerin aus Wernigerode/Harz, eine Witwe Büchting, bei „Steingutsfabrikant“ Tobias Rodenberg in Sommersdorf brieflich 200 große Satten, kleine Satten, 50 Fettkumpen, Käsenäpfe, kleine Olflaschen, kleine Steintöpfe und Flaschen<sup>27)</sup>. Das gibt einen gewissen Einblick in das damalige Sortiment. 1910 werden aus diesem erwähnt „Milchsatten, Schüsseln, Flaschen, Blumentöpfe u. a.“<sup>28)</sup>. Als damals verbreitete Erzeugnisse mußte man außerdem nennen Vorratstöpfe, hierzulande Steintöpfe genannt, Milchtöpfe, Kaffeekannen und Essenträger sowie Gärkrüge. Aber auch Kuchen- und Puddingformen sowie Bratpfannen, Waschschüsseln und Nachttöpfe wurden um die Jahrhundertwende produziert.

\*

Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bekamen die Töpfereierzeugnisse in steigendem Umfang die Konkurrenz von Hausrat aus anderen Materialien zu spüren, die von Fayence und Steingut sowie von Porzellan und später von Emaille. Anstelle von Tonflaschen verbreiteten sich zunehmend solche aus Glas. Die einst in großer Anzahl zum Abrahmen der Milch benötigten Satten wurden durch Einführung der Milchzentrifugen überflüssig. In Anbetracht dieser negativen Entwicklung wurden die Bestrebungen unter den Töpfern erhöht, preiswert helles, farbig dekoriertes Tongeschirr herzustellen, das Steingut und Porzellan besonders ähnlich kam. Im schlesischen Bunzlau fertigte man seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend derartiges „Buntgeschirr“<sup>29)</sup>. Die dort anstehenden Tone wurden dazu mit einem weißen Beguß versehen, auf den entweder Farbe aufgetupft oder mit kleinen Stempeln aus Elefantenohrschwamm zu Mustern aufgetragen wurde. Danach überzog man die Erzeugnisse mit einer durchsichtigen Feldspatglasur, die der Bunzlauer Töpfermeister Johann Gottlieb Altmann erst 1828 erfunden hat<sup>30)</sup>. Diese verträgt die hohen Temperaturen des

Steinzeugbrandes. Unter den geschwämmelten Dekors, die sich großer Beliebtheit erfreuten, war besonders verbreitet das sogenannte Pfauenaugenmuster, das mit der Stempeltechnik aus Persien eingeführt sein soll.

In der ökonomisch-landeskundlichen Literatur des 19. Jahrhunderts wird aus Sommerschenburg und Sommersdorf nur die Herstellung von Braungeschirr erwähnt<sup>31)</sup>, das auch in dem oben zitierten Bericht von 1910<sup>32)</sup> ausschließlich angeführt ist. Nach der mündlichen Überlieferung soll hier im gleichen Jahr zusätzlich die Produktion von Buntgeschirr nach Bunzlauer Art aufgenommen worden sein. Die Initiative dazu soll von Albert Lohse sen. ausgegangen sein, der eine zeitlang in Bunzlau gearbeitet und sich die dortigen Verfahrensweisen angeeignet hatte. An Buntgeschirr wurden in unseren Töpfereien hauptsächlich gefertigt Näpfe, Terrinen und Milchtöpfe verschiedener Größe, oft in „Sätzen“, sowie Kaffeegeschirr und seltener Tee- und Puppengeschirr.

Der Sommersdorfer Ton erwies sich als ungeeignet für das Buntgeschirr. Daher bezog man den Rohstoff sowohl für die Gefäßkörper selbst wie für den Beguß von auswärts, zunächst aus Schlesien, später aus Sachsen. Gewährsleute erinnern sich an Lieferungen von Formton aus Lausigk bei Leipzig. Der Ton für den Beguß wurde auch aus der Gegend von Halle bezogen. Der Transport erfolgte per Eisenbahn zur Station Völpe. Je nach Charakter des Begusses zeigt unser Buntgeschirr einen hellen eierschalenfarbenen oder aber einen grauen Grundton in verschiedener Abschattierung.

Farben und Glasurmittel stellten unsere Töpfer für das Buntgeschirr nicht selbst her, sondern kauften diese aus Meißen. Bevorzugt arbeitete man in Sommersdorf und Sommerschenburg mit verschiedenen Blautönen sowie einem matten, erdigen Braun, daneben weniger häufig mit einem sanften Grün und gelegentlich mit einem Weinrot. Die Dekors auf dem Buntgeschirr stellten zum Teil Frauen her.

Die Farben wurden mit saugfähigem Stoff, alten Strickstrümpfen, einer Hasenpfote oder seltener mit den teuren Naturschwämmen zu einer kräftigen Marmorierung aufgetragen. Oder aber man stempelte bunte Muster auf den hellen Grund. Das erste Verfahren wandte man vornehmlich für die Außenseite von Näpfen an, die freilich häufig auch einfarbig braun oder olivgrün gehalten sind, offensichtlich aber selten hellfarben belassen wurden, wie das zumeist mit dem Inneren von Milch- und Kaffeetöpfen geschehen ist. Deren Wandungen wurden außen, die der Schüsseln aber zumeist nur innen mit geschwämmelten Dekors versehen. Unter diesen sind seltener völlig deckende Muster, die ja einen hohen Zeitaufwand erforderten, oder unregelmäßig verteilte Ornamente, häufig hingegen umlaufende Ornamentfriese. Mitunter kommen als Auszier auch gemalte farbige Bänder oder Linien vor. Durch die unterschiedliche Kombination der Stempel miteinander oder aber mit Linien variierten unsere Töpfer freischöpferisch die Motive. Die Stempel zum Schwämmeln stellten jene nur in Ausnahmefällen selbst her. Im allgemeinen bezog man diese von der Firma Lücke in Königsbrück bei Kamenz in Sachsen über einen in Magdeburg ansässigen Handelsvertreter, der regelmäßig in unseren Werkstätten vorsprach, um anhand von Mustern die Bestellungen aufzunehmen. Die gleiche Firma Lücke belieferte die Bunzlauer Töpfer<sup>33)</sup>, die ihre Farben in unserem Jahrhundert auch aus Meißen bezogen. Das alles erklärt die große Übereinstimmung des Sommersdorfer und Sommerschenburger Geschirrs mit dem aus Bunzlau, das man in

unseren Orten ohne Zweifel bewußt nachahmte. Derartiges Geschirr nach „Bunzlauer Art“ wurde übrigens auch andernorts in Deutschland gefertigt. Die unseren Töpfereien nächstgelegenen derartigen Produktionsstätten befanden sich in Ziesar,<sup>34)</sup> einer zwischen Brandenburg und Magdeburg gelegenen Kleinstadt. Die beschriebenen Zusammenhänge erschweren die nachträgliche Zuordnung einzelner Gegenstände zu bestimmten Töpferorten oder gar Werkstätten, zumal sich die Forschung bislang kaum mit geschwämmelter Keramik beschäftigt hat<sup>35)</sup>.

Problematisch ist vor allem die Lokalisierung verbreiteter Dekors, wie etwa des Pfauenaugenmusters. Auch das in der Töpferei Lohse in Sommerschenburg noch heute verwandte Spinnenornament kommt — um ein anderes Beispiel zu nennen — bereits auf älteren Bunzlauer Stücken vor. So ist eine völlig sichere Zuordnung nur bei klarer Provenienz möglich, wie sie für verhältnismäßig viele Stücke aus der Töpferei Rodenberg in Sommersdorf vorliegt. Hier benutzte man offenbar den eierschalenfarbigen Malgrund für das Buntgeschirr, Lohse hingegen mehr den grauen Grundton.

Nur in Ausnahmefällen haben unsere Töpfer, die ja auf die Serienproduktion verhältnismäßig leicht vergänglicher Gebrauchsware ausgerichtet waren, Stücke signiert. Bisher ist da nur eine Henkelschüssel mit Signatur „W. R. / S.“ (= Willi Rodenberg Sommersdorf) bekannt geworden, die kurz vor 1925 gefertigt worden ist.

\*

Der Töpfer Willi Rodenberg hat um 1925 einen Kursus an der Keramikfachschole in Bunzlau besucht. Dort ist er mit den damaligen Tendenzen zur künstlerischen Erneuerung des Braungeschirrs vertraut geworden. Er hat versucht, sich diese zu eigen zu machen und in der Folge auch braune Ware mit Ritzdekor und hellen, borkigen Auflagen geschaffen, vor allem dekorative Gegenstände, wie Vasen, Blumentöpfe und Anbieteschalen. Es zeigt sich also, daß unsere Töpfer bemüht waren, sich die Neuerungen in der Technologie und die jeweiligen Geschmackstendenzen zu eigen zu machen, wohl wissend, daß das für die Sicherung ihrer Existenz notwendig war. Sie verbanden ohne Zweifel handwerkliche Fähigkeiten besonderer Art mit geschäftlicher Tüchtigkeit. In der Regel betrieben sie nebenbei eine kleine Landwirtschaft, wie es bei Landhandwerkern allgemein üblich war. Sie hielten dabei Kühe und wohl auch ein oder zwei Pferde. So besaßen sie gleichzeitig eigenes Gespann für den Transport der Feuerung und den der Töpferwaren. Die wirtschaftliche Situation unserer Töpfer scheint durchweg zufriedenstellend gewesen zu sein von Ausnahmen abgesehen. Zwar mußte 1817 Schulden halber das Grundstück des „Bouteillenfabrikanten“ Wahlstab in Sommersdorf zwangsversteigert werden. Erwerben konnte es jedoch einer seiner Konkurrenten, Tobias Heinrich Gabriel Rodenberg<sup>36)</sup>. Aus Testamenten von mehreren Angehörigen der Familie Rodenberg aus dem vorigen Jahrhundert ist erkennbar, daß diese ein beachtliches Vermögen angesammelt hatten. Die Töpfer gehörten zu den angesehenen Dorfbewohnern. Beispielsweise wird 1826 erwähnt<sup>37)</sup>, daß damals der Bouteillenfabrikant August Wahlstab bereits seit neun Jahren Gemeinde- und Ortsvorsteher, also Bürgermeister in Sommerschenburg war. Freilich mußte der Töpfer wohl auch manchen Scherz oder gar Spott über sich ergehen lassen. Noch heute wird das Lohsesche Anwesen in Sommerschenburg als „Pottburch“ apostrophiert, der Töpfer wohl als „Pullenmäker“ oder als „Donquatjer“.

Nur wenig ist über die Kosten und Löhne sowie über die Preise für die Erzeugnisse der Töpfer bekannt. In der Zwischenkriegszeit kostete das Fuder Ton frei Werkstatt 20,— RM. Ein Gehilfe bekam damals einen Monatslohn von 80,— RM bis 100,— RM, ab 1937 120,— RM monatlich. Ein „Bund“, d. h. ein Satz von sechs braunen Töpfen, die mit einem Strohseil zusammengebunden wurden („Bund-“ oder „Knalltöpfe“ genannt) kostete in der Zwischenkriegszeit 0,90 RM. Unter dem verhältnismäßig sparsam dekorierten Napf von Seite 110, der damals vom Vorbesitzer erworben wurde, liest man noch die Preisangabe 2,75 RM.

In Stück 13 vom 29. März 1941 des Amtsblattes der Regierung zu Magdeburg werden die verordneten Höchstpreise für das verschiedene in Sachsen-Anhalt hergestellte Bunt- und Braungeschirr bekannt gegeben. Danach schwankte je nach Größe der Einzelverkaufspreis für außen braune, innen bunte Schüsseln zwischen 0,30 RM ( $\frac{1}{2}$  l Fassungsvermögen) und 3,42 RM (8 l Fassungsvermögen). Die gleichen Schüsseln, außen bunt und innen weiß gehalten, kosteten je nach Größe zwischen 0,36 RM und 4,11 RM. Der Preis für „Topfkuchenformen“ betrug damals je nach Durchmesser 0,44 RM bis 2,16 RM. Jene Liste nennt dreißig verschiedene Objektgruppen, jede davon in mehreren Größen. Gewiß sind die meisten davon auch in unseren Töpfereien gefertigt worden, so wie bereits um die letzte Jahrhundertwende. In der einzigen heute noch bestehenden Töpferei in Sommerschenburg, der von A. Lohse, werden jetzt überwiegend Blumentöpfe im Preßverfahren hergestellt. Daneben wird in geringem Umfang die alte Buntgeschirrproduktion fortgesetzt und weiterentwickelt <sup>38)</sup>.

\*

Das Absatzgebiet unserer Töpfereien ist regional beschränkt gewesen auf den Raum zwischen Altmark und Harz. Es ist beim derzeitigen Kenntnisstand im einzelnen schwer genau abzugrenzen. Zunächst einmal versorgten sich die Dorfbewohner in den Werkstätten selbst mit Töpferwaren, ließen diese wohl auch gelegentlich auf Bestellung arbeiten oder verzieren, insbesondere Stücke mit Namenszügen oder Inschriften. Eine Gewährsperson erinnert sich, daß ihre Eltern, Inhaber eines der größten Bauernhöfe in Sommersdorf, in der Zwischenkriegszeit ein- bis zweimal jährlich einen Großeinkauf bei einem der Töpfer tätigten. Man erwarb dann „Steintöpfe“ für Schmalz und andere Vorräte, „Gärkrüge“ zur Konservierung von Gurken, Kohl und Bohnen, das preiswerte braune Geschirr, das für grobe Küchenarbeiten und für die Arbeiter des Hofes in Gebrauch war, sowie das teurere Buntgeschirr zur Benutzung für die feinere Küchenarbeit und für die Bauernfamilie selbst.

Sogenannte Kiepen- oder Botenfrauen aus Sommersdorf und Sommerschenburg, die vornehmlich in unseren Dörfern erzeugtes Obst und Gemüse, Eier und Geflügel sowie hausgeschlachtete Wurstwaren bestimmten Haushalten in Helmstedt zum Kauf zutrug, verkauften dort nebenbei unsere Töpferwaren in kleiner Anzahl. Die Härte des Gelderwerbs in der Vergangenheit wird deutlich, wenn man bedenkt, daß jene Frauen den immerhin fast 10 km langen Weg nach Helmstedt zu Fuß mit der schweren Kiepe auf dem Rücken — und Tonwaren haben ja ein besonders hohes Gewicht — zurücklegten. An eine jener „Kiepenfrauen“ namens Emma Gieseke aus Sommerschenburg, die zeitweise die einzige Ernährerin ihrer Familie war, erinnern sich mehrere Gewährspersonen.



Abb. 5 Kannen mit geschwämmeltem Dekor

Die drei Stücke links aus der Töpferei Rodenberg in Sommersdorf  
Der Milchtopf rechts vermutlich aus der Töpferei Wahlstab in Sommerschenburg



Abb. 6 Näpfe mit geschwämmeltem Dekor

Die beiden Stücke links und das rechts hinten aus der Töpferei Rodenberg  
in Sommersdorf, für das Stück vorn rechts ist die Zuschreibung unsicher

Fotos: Bs. Landesmuseum/I. Döring





Abb. 7 Napf mit geschwämmeltem Dekor  
Töpferei Lohse zugeschrieben

Foto: Bs. Landesmuseum/I. Döring

Der Hauptabsatz unserer Erzeugnisse erfolgte über den Zwischenhandel durch Geschäfte, Hausierer und auf Märkten. Zu letzteren, so denen in Helmstedt und Braunschweig, fuhren die Töpfer zwar in der Regel ihre Waren selbst an, überließen aber von Ausnahmen abgesehen den Verkauf Händlern. Diese waren zum Teil in unseren Orten ansässig, zum Teil aber außerhalb. Einige entstammten den Töpferfamilien, so die Gebrüder Conrad und Tobias Heinrich Gabriel Rodenberg, die 1827 in Sommersdorf als „Bouteillenhändler“ erwähnt werden. Von Sommerschenburg aus war vor dem Ersten Weltkrieg Wilhelm Dreibrodt als fliegender Händler tätig. Er transportierte seine Waren auf einem von einem Hund gezogenen Wägelchen. Ebenfalls in Sommerschenburg waren in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Händler Jabusch, Kerulewski (?) und Anton Klein ansässig. Letzterer besaß ein Pferdegespann und handelte besonders in der Altmark und im Raum Vorsfelde-Wittingen. Außerdem deckten auswärtige Händler ihren Warenbedarf in unseren Töpfereien. So ergänzte diesen bis zum Zweiten Weltkrieg in der Regel sonnabends Michalke aus Helmstedt, der hauptsächlich die Dörfer am Elm mit seinem „Pöttcherwagen“ bereiste.

Andere fliegende Händler wohnten in Haldensleben und in Osterwiek. Die Belieferung der Haus- und Küchengerätegeschäfte, die unsere Töpferwaren verkauften, erfolgte teils durch die Töpfer selbst mit dem Gespann, teils holten jene die Ware von den Herstellern ab. Zur Kundschaft der Firma Rodenberg/Sommersdorf sollen vor allem Geschäfte in Orten zum Harz hin gehört haben, so in Wernigerode, Halberstadt und Osterwiek. Einziges bekanntes Dokument darüber ist der bereits erwähnte Bestellbrief von 1844 aus Wernigerode. Daraus ist zu ersehen, daß die Händlerin die vorhergehende Lieferung erst bei der kommenden bezahlte, das Verkaufsrisiko also beim Hersteller ließ. Im 20. Jahrhundert wurden außer Geschäften in den genannten Orten nachweislich solche beliefert in Helmstedt (Fa. Gerlach), Offleben, Königslutter, Schöningen (Fa. Semp & Schniotalle), Schöppenstedt (Fa. Gautier), Wolfenbüttel (Fa. Seip, Fa. Hermann Herrmann), Salzgitter(-Bad), Lutter a. Bbg., Vorsfelde, Obisfelde, Haldensleben, Oschersleben, Eichenbarleben, Schackensleben und Weferlingen, sowie Geschäfte in Braunschweig, das von Führmann an der Schöppenstedter Straße, das im Adreßbuch von 1937 als Steinguthandlung erscheint, das von Vollmer an der Langen Straße, das damals als Porzellan- und Steinguthandlung firmiert, sowie das damalige Kaufhaus Adolf Frank an der Schuhstraße.

Erstaunlicherweise fand ein Vertrieb durch ein Geschäft in Magdeburg, das ja die nächstgelegene Großstadt östlich unserer beiden Dörfer ist, nicht statt.



Abb. 8 Kannen mit geschwämmeltem und gemaltem Dekor  
Aus der Fertigung der Töpferei Lohse in Sommerschenburg

Foto: Bs. Landesmuseum/I. Döring

# Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Vgl. Gastmann, E.: Geschichte des Dorfes Sommersdorf bei Magdeburg. Halle 1937, hier S. 88 und Höfebeschreibung im Anhang sowie eigene Erhebungen. — <sup>2)</sup> Insbesondere sei hier für mannigfache Unterstützung gedankt den früheren Bewohnern unserer Orte, die auch Gegenstände und Dokumente zur Verfügung stellten, Frau N. Thormeyer, Helmstedt, Frau D. Rodenberg, Süpplingen, Herrn H. Deneke, Wolfsburg, Herr J. Behrend, Neindorf. — <sup>3)</sup> Weiter ist für Leihgaben und für Beratung zu danken Familie Lohse sen., Sommerschenburg, Frau B. Roppel, Braunschweig sowie den Herren Professor Dr. J. Daum, Braunschweig, Dr. S. Mielke und Familie Brauer, Helmstedt, sowie Töpferei G. Greulich, Fredelsloh, R. Cordes (Enkelsohn von Töpfer August Lohse) und H. Buchheister, beide Rautheim, K.-H. Fuermann, Braunschweig. — <sup>4)</sup> Diese wie auch die allgemeinen Ausführungen im folgenden nach Horschik, J.: Steinzeug. 15. bis 19. Jahrhundert. Von Bürgel bis Muskau. Dresden 1978, S. 13 ff.; Meyer-Heisig, E.: Deutsche Bauerntöpferei. München 1955, S. 11 ff.; Strauß, K.: Alte deutsche Kunsttöpfereien. Berlin 1923, S. 3 ff.; Bauer, I.: Hafnergeschirr. Bayerisches Nationalmuseum. Bildführer 6. München 1980, S. 7 ff. — <sup>5)</sup> Gastmann, E., a. a. O., S. 177. — <sup>6)</sup> Hubatsch, W.: Friedrich der Große und die preußische Verwaltung. Köln und Berlin 1973, S. 101 f.; Reboly, A.: Die friederizianische Kolonisation im Herzogtum Magdeburg. In: Sachsen und Anhalt, Bd. 16. Magdeburg 1940, S. 214 ff. — <sup>7)</sup> Nach Heineccius, J. L.: Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogtums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld, Magdeburgischen Antheils. Berlin 1785, S. 164. — <sup>8)</sup> Reboly, A., a. a. O., S. 237. — <sup>9)</sup> Reboly, A., a. a. O., S. 235. — <sup>10)</sup> Nach Familienpapieren in Privatbesitz. — <sup>11)</sup> Familienpapiere in Privatbesitz; H. Löbert (Das verzierte Steinzeug aus Duingen, Kreis Alfeld. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Jg. 5. Köln 1977, S. 14) nennt unter den „wichtigsten Düinger Töpferfamilien“ u. a. Habenicht. — <sup>12)</sup> Gastmann, E., a. a. O., S. 89; Der Regierungsbezirk Magdeburg. Geographisches statistisches Handbuch. Magdeburg 1820, S. 173; eigene Erhebungen; Familienpapiere. — <sup>13)</sup> Quellen wie Anmerkung <sup>12)</sup> sowie Adreßbuch der Keram-Industrie in Deutschland, Elsaß-Lothringen ... Hrsg. von der Redaktion des Sprechsaal. Coburg <sup>14)</sup> 1922, Nr. 2178—2181. — <sup>14)</sup> Familienpapiere Rodenberg. — <sup>15)</sup> Becker, B.: Heinrich Theodor von Schöns Besuch in Sommerschenburg (Tagebuchnotizen). In: Heimatblatt für das Land um obere Aller und Ohre, Jg. 1938, Nr. 9. — <sup>16)</sup> Entsprechende Anfragen an das Staatsarchiv Magdeburg und an die Kreisarchive Haldensleben und Oschersleben sind unbeantwortet geblieben. — <sup>17)</sup> Vgl. Gastmann, E., a. a. O., S. 177 f. und eigene Erhebungen. — <sup>18)</sup> Eigene Erhebungen. — <sup>19)</sup> Nach Akten aus dem Familienarchiv Rodenberg. — <sup>20)</sup> Nach Auskunft mehrerer Gewährsleute. <sup>21)</sup> Nach Erläuterungen zur Geologischen Karte von Preußen und benachbarten deutschen Ländern. Lfg. 264, Bl. 2097/Hötensleben. Geologisch bearb. und erläutert von W. Koert und W. Dienemann. Berlin 1927, S. 15. — <sup>22)</sup> Eigene Erhebungen. — <sup>23)</sup> Wie Anmerkung <sup>15)</sup>. — <sup>24)</sup> Wie Anmerkung <sup>15)</sup>. — <sup>25)</sup> Hermes, J. A. F. und M. J. Weigelt: Historisch-topographisches Handbuch vom Regierungsbezirk Magdeburg. Teil 1. Magdeburg <sup>26)</sup> 1842, S. 110. — <sup>26)</sup> Hermes, J. A. F. und M. J. Weigelt: Historisch-geographisch-statistisch-topographisches Handbuch vom Regierungsbezirk Magdeburg. Teil 1. Magdeburg 1843, S. 112. Unter „Kruken“ versteht man bauchige Enghalskrüge. — <sup>27)</sup> Bestellbrief im Familienarchiv Rodenberg. — <sup>28)</sup> Bock, F.: Heimatkunde des Kreises Neu-haldensleben. Neu-haldensleben 1920, S. 46. — <sup>29)</sup> Horschik, J., a. a. O., S. 18, S. 393 ff.; Späth, K.: Töpferei in Schlesien. Bunzlau und Umgebung. München 1979, passim. — <sup>30)</sup> Horschik, J., a. a. O., S. 400. — <sup>31)</sup> Wie Anmerkung <sup>25)</sup> und <sup>26)</sup>. — <sup>32)</sup> Wie Anmerkung <sup>28)</sup>. — <sup>33)</sup> Vgl. Späth, K., a. a. O., S. 22. — <sup>34)</sup> Vgl. Späth, K., a. a. O., S. 121. — <sup>35)</sup> Späth, K. bietet zahlreiche Abbildungen von geschwämmelter Ware aus Bunzlau und dem benachbarten Naumburg/Queis. — <sup>36)</sup> Nach Akten im Familienarchiv Rodenberg, die auch für das folgende herangezogen worden sind. — <sup>37)</sup> Nach Behrends, P. W.: Neu-haldenslebische Chronik. Teil 2. Neu-haldensleben 1826, S. 568. — <sup>38)</sup> Vgl. „Volksstimme“ vom 6. 12. 1972, vom 2. 2. 1976, vom 4. 12. 1979 und vom 18. 7. 1980.



# Vor- und frühgermanische Sprachreste in ostfälischen Namen

Von Werner Flechsig

(Schluß der Aufsatzreihe in den Hefen 1 und 3/1980)

## 4. Zusammenfassung der Ergebnisse in geographischer Sicht

Faßt man alle in dieser Untersuchung behandelten früh- oder vorgermanischen Namen nach ihrer Verbreitung in naturräumlich gegliederten Landschaftsteilen Ostfalens zusammen, so zeigen sich deutlich Gebiete mit auffälliger Häufung alter Namen und andere, in denen solche nur in geringer Zahl oder gar nicht zu finden sind. Ich beginne mit der Betrachtung der einzelnen Landschaftsteile im Westen, von Süd nach Nord fortschreitend, und ende mit dem Nordosten der ostfälischen Sprachlandschaft am Oberlauf der Aller.

Der Raum der ehemaligen Fürstentümer Göttingen und Grubenhagen, zu dem zwischen Oberweser und Harz die früheren Landkreise Münden, Göttingen, Duderstadt, Osterode, Northeim und Einbeck gehören, ist durch das Leinetal namenkundlich in zwei sehr ungleiche Teile gegliedert. Der Westteil zwischen Oberweser und Leine weist bedeutend mehr alte Namen auf als der Ostteil. Dort im Westen bieten der Kr. Münden *Bördel*, *Auschnippe* und *Meensen*, der Kr. Göttingen *Elswiese* bei Grone, *Elstal* und *Putz* bei Ellershausen und *Piltsbarch* bei Hetjershausen, alle vier recht dicht beieinander, sowie nördlich davon nicht weit entfernt *Harste* mit der *Pöhlschen Breite* und *Wiese*, der Kr. Northeim die *Espolde* mit ihren Zuflüssen *Krummel*, *Schöttelbach* und *Ümmel*, 2 weitere Bäche namens *Krummel*, 4 Bäche namens *Horrel*, *Schlarpe*, den *Pützendahlsgraben* bei Moringen, die *Wieneke* bei Höckelheim und den *Söddereck* bei Wahnbeck, der Kr. Einbeck *Dassel*, den *Emmerbeek* bei Edemissen und vielleicht auch die *Ahlsburg*.

Nördlich des Sollings schließt sich ein Raum an, der im Westen von der Weser, im Osten vom Hils und Ith und im Norden vom Flußlauf der Hamel begrenzt wird und außer dem Kr. Holzminden auch einen Teil des Kr. Hameln-Pyrmont einschließt. Hier finden sich alte Namen in weit stärkerer Häufung als irgendwo sonst auf ostfälischem Boden. Es gehören dazu die Gebirgsnamen *Hils*, *Ith*, *Elfas* und *Vogler*, die Flußnamen *Weser*, *Hamel* und *Ilse* sowie die auf geschwundene Bachnamen zurückgehenden ON *Wickensen* mit der Wüstung *Seve*, *Emmerborn* und *Ilse* wüst bei Boffzen. Der gleiche Wortstamm wie im BW von Emmerborn erscheint ferner im FLN *Auf den Emmern* bei Dohnsen, der zu vergleichen ist mit dem ON *Emmern* am linken Weserufer südlich von Hameln. An FLN mit l-Suffix finden sich die *Moßel bei Derental* und die *Twießel bei Wangelnstedt*, an Namen mit anlautendem P- *Paibe* bei Stadtoldendorf, *Päntje* bei Scharfoldendorf, *Pipping* bei Holzminden und *Poljewürt* bei Bisperode, zu denen sich unmittelbar am linken Weserufer noch die ON *Pegestorf* und *Polle* gesellen, an Namen mit st-Suffix die ON *Hastenbeck*, *Forst* und *Wangelist*, das heutige Wangelnstedt, sowie der FLN *Kliester* bei Heyen, an Namen mit s-Suffix der ON *Linse*, die Wüstung *Hethis* und die FLN *Elsenborn* bei Stadtoldendorf, *Bützebruch* bzw. *Butzeberg* zwischen Amelungsborn und Holenberg und *Selzersiek* bei Dielmissen, an Namen mit k-Suffix *Deimoke* und *Galmoke* bei Bevern, *Teikebok* bei Amelungsborn, *Tibock* bei Eschershausen, *Quubuck* bei Derental, *Gimkeburg* bei Rühle, *Gleimkeberg* und *Twelkenwinkel* bei Lenne,

*Ferken-* bzw. *Farkensiek* zwischen Heinade und Braak, *Ferkenloch* bei Eschershausen und der ON *Fremke*. Wären die FLN aus den Gemarkungen des Kr. Hameln östlich der Weser und südlich der Hamel schon in dem gleichen Maße erschlossen wie die des Kr. Holzminden, so würde sich die Zahl der alten Namen dieses Ballungsraumes vermutlich noch erheblich vermehren lassen. Er ist übrigens auch reich an hochaltertümlich wirkenden einstämmigen ON mit Genus-Endung, die hier nur deshalb nicht mit behandelt wurden, weil sie weder mit anlautendem P- noch mit einem n-, l-, st-, s- oder k-Suffix gebildet sind, nämlich *Bevern*, *Düne* wüst bei Negenborn, *Hajen*, *Halle*, *Heyen*, *Kreipke* (10./11. Jh. *Chrieapan*), *Lenne*, *Lohe* wüst bei Arholzen, *Rühle* und *Tündern*. Am Rande dieses Raumes gibt es östlich des Elfas als Verbindungsglieder zum mittleren Leinetal noch die FLN *Pockensiek* und *Polsche Siek* bei Wenzeln. Nördlich des Ihts leiten *Süntel* und *Deister*, der Flußname *Haller* bei Springe, die ON *Münder*, *Pohle* und *Pötzen* zum nächsten Ballungsraum, dem Deistervorland zwischen dem Deister und der unteren Leine bei Hannover über.

Im nördlichen Deistervorland scharen sich nach H. Kuhn um *Gehrden* an Orten mit frühen ON *Leveste*, *Diiterke*, *Göxe*, *Goltern*, *Gümmer*, *Letter*, *Luthe*, *Seelze* und die Wüstungen *Lamesten*, *Ewip*, *Elsze*, *Sperse* und *Stedere* <sup>1)</sup>. Fraglich erscheint mir allerdings die Zugehörigkeit zu dieser frühen Namensschicht wegen widersprüchlicher Überlieferung der mittelalterlichen Namenformen bei *Goltern* (1181 *Golturn*) und *Seelze* (1183 *Selesen*), während umgekehrt die von Kuhn nicht genannten ON *Benthe* (noch 1355 *Bennete*), *Döhren* (973 *thurnithi*), *Eckerde* (1225ff. *ekkere*) und *Lenthe* (1055 *Lenthe*) hier einreihen möchte. Ferner muß in diesem Zusammenhange natürlich die Ihme als früher Flußname genannt werden. Was sonst an altem Namengut noch im nördlichen Deistervorland überliefert sein könnte, entzieht sich meiner Kenntnis, weil mir der Flurnamenschatz aus diesem Raum, falls überhaupt schon gesammelt, nicht zugänglich war.

Kehren wir zur oberen Leine zurück, so treffen wir östlich des Flusses zwischen dem Leinetal und dem Eichsfeld im Kr. Duderstadt nur 2 Bäche namens *Krummel*, im Kr. Göttingen die *Plesse* bei Groß Schneen, die *Plesse* bei Eddighausen, die *Pletze* bei Spanbeck und die ON *Potzwenden* und *Waake* mit dem *Södderich* sowie der *Dörneke* bei Heberhausen, im Kr. Northeim den *Katelbach*, der bei Katlenburg in die Rhume mündet, eine *Krummel* bei Nörten, *Päsquert* und *Siester* bei Hammenstedt an der Rhume.

Nördlich von Northeim fehlen alte Namen im mittleren Leinetal auf der Strecke über Salzderhelden und Greene bis Freden fast gänzlich. Zu nennen sind aus diesem Raume nur die ON *Greene* und *Freden* selbst und die FLN *Uhrk(e)* bei Garlebsen und *Löber* bei Greene. Weiter flußabwärts über Alfeld bis Nordstemmen gibt es beiderseits der Leine im Raume zwischen Hils und Ith im Westen und den Hellebergen, dem Sackwald und den Sieben Bergen im Osten aber wieder mehr alte Namen, und zwar die Gebirgsnamen *Selter* und *Külf*, die Flußnamen *Leine*, *Wispe*, *Despe*, *Empne* (zu erschließen aus dem ON der Wüstung gleichen Namens bei Gronau) und *Haller*, die ON *Thüste*, *Mehle*, *Elze* und *Burg-* bzw. *Nordstemmen*, die FLN *Link* und *Elzeberg* bei Freden, *Pinkenburg* bei Meimerhausen, *Sarke* bei Fölziehausen, *Möriek* und *Schümeck* bei Föhrste, *Sötz* und *Twistberg* bei Alfeld, *Spetze* bei Langenholzen, *Elzer Bach* bei Rott, *Draust* bei Elze und das wohl in der Nähe zu suchende, aber nicht mehr lokalisierbare *Puttanpathu*, das vielleicht im ON *Pattensen* weiterlebt. Nördlich

von diesem Ort fehlen anscheinend im Leinetal und seiner Umgebung bis hin nach Hannover alte Namen der hier behandelten Gruppen gänzlich, und erst zwischen Hannover und Celle zeigen sich im Zuge der frühmittelalterlichen Nordwestgrenze der Diözese Hildesheim zur Aller noch zwei altertümliche Bruchwaldnamen, das bei Isernhagen im Kr. Burgdorf zu suchende *Perisinnebroc* und *Uikinabroc*, das heutige Wietzenbruch.

Östlich vom mittleren Leinetal gibt es zahlreiche frühe Namen in einem Raum, der im Süden vom Kühler, im Westen vom Sackwald und den Sieben Bergen, im Norden vom Hildesheimer Wald, im Osten vom Lammetal und vom Heber umschlossen ist und Teile der Kreise Gandersheim, Alfeld und Hildesheim-Marienburg enthält. Da sind im Südteil außer den Gebirgsnamen *Kühler* und *Selter* die *Eterne* mit ihrem Zufluß *Mamilch*, die in die Leine mündet, die *Heizwiese* bei Ellierode, der *Pipping* bei Bad Gandersheim, der *Wausterberg* bei Dannhausen, der *Peißsack* und die *Letze* bei Ackenhausen und der *Pet(s)ütter* bei Wolperode, alle im Kr. Gandersheim. Nordwärts folgen die *Ernst* bei Woltershausen, *Hiest* bei Lamspringe, die ON *Netze*, *Segeste*, *Petze* und *Hönze*, die FLN *Tark* bei Westfeld, *Postels Winkel* und *Triesberg* bei Breinum, alle im Kr. Alfeld, sowie *Pesel* und *Glinsterberg* bei Bad Salzdetfurth im Kr. Hildesheim-Marienburg.

Nördlich des Hildesheimer Waldes finden wir westlich der *Innerste* außer diesem Flußnamen den Bach *Beuster*, den FLN *Pell* bei Sorsum sowie die ON *Emmerke* und *Giften*, östlich der *Innerste* den *Ilsenbach* bei Bavenstedt, den ON *Asel*, den Bach *Alpe* und den *Lüster* bei Algermissen, den *Prembeek* bei Hotteln und den ON *Wassel*.

Merkwürdig arm an alten Namen scheint das Nettetal zwischen dem Heber im Westen und dem Hainberg im Osten zu sein, obwohl gerade hier wegen der noch heute gültigen frühmittelalterlichen Gaubezeichnung *Ambergau* manches frühe Namengut erwartet werden sollte. Ich fand jedoch außer dem Gaunamen und den Gebirgsnamen *Heber* und *Harplage* nur den nicht zu lokalisierenden ON *Pilindon*, die FLN *Pētskamp*, *Piltsdecke* und *Bārelbēk* bei Volkersheim, die ON *Jerze*, *Panshausen* wüst bei Groß Rhüden, *Pockenhausen* wüst bei Ortshausen im Südteil des Nettetals, die ON *Söder* und *Binder* nahe der Mündung der Nette in die *Innerste*.

Mit dem Ambergau sind wir in die Nähe des Harzes gelangt, der sich mit seinem Vorland im Süden, Westen und Norden als ein stark ausgeprägter Ballungsraum alten Namengutes erweist. Außer dem Gebirgsnamen selbst gibt es in seinem Westteil (Oberharz) *Padenberg*, *Parken*, *Pisdâl* bei Zellerfeld, *Schalke* bei Hahnenklee, *Pussekenborn* bei Bad Harzburg, *Pixhai* bei Buntenbock, *Polsterberg*, *Brammeck* und *Steinmeck*. Nach Südwesten verläßt den Westharz die *Sieber*, deren Wasser nach der Einmündung in die Oder an *Pöhlde* vorbei fließt. Nach Westen entläßt der Oberharz den *Pandelbach* bei Münchhof und weiter nördlich die *Schaller* und die *Wroxse* bei Seesen, die alle ihre Wässer teils über die Markau, teils über die Schildau der Nette zuführen. Bei Seesen lag auch die wüstgewordene Siedlung *Pedel*, und nahebei gibt es die verdächtigen FLN *Alt-See*, *As(t)post*, *Bulk* und *Kneppelbeek* wie auch in der Seesenschen Forst den *Gresecke*. Es folgen nach Nordosten bei Nauen der *Pöbbekenberg* und der *Hummelkenteich*, bei Lutter a. Bbg. die *Füst* (*Faust*), der *Tüttel*, der *Graffelteich*

und der *Pussekenteich*. Dem Nordrande des Westharzes entströmen die *Innerste* und die *Oker*, der vom Ostharz die *Ecker* mit der *Peseke* und die *Ilse* mit der *Pisseke* von Nöschenrode und der *Schölke* von Stötterlingen zufließen. Vom Nordrande des Ostharzes wenden sich nordostwärts zum Stromgebiet der Elbe die *Holtemme*, die *Selke* mit der *Getel* und die *Wipper* mit der *Horle*. Im nördlichen Vorlande des Ostharzes finden sich ferner die alten ON *Berßel* und *Langeln*, die Gebirgsnamen *Huy* und *Hakel*, die FLN *Pissekenkopp* bei Drübeck, *Heitzberg* bei Hessen a. F., *Pissendål* bei Wehrstedt, *Tsister* bei Börnecke, *Persike* bei Hadmersleben, *Ilse* und *Peseke* bei Seehausen, *Ilse* bei Tarthun und *Pocken-berg* bei Beckensdorf. An der Südseite des Ostharzes finden sich schließlich noch der ON *Elrich* und der Flußname *Helme*.

Doch kehren wir noch einmal zum nördlichen Vorlande des Westharzes zurück! Hier erstreckt sich ein weiterer Ballungsraum alter Namen weit nach Norden entlang dem Laufe der *Oker* bis über Braunschweig hinaus. Zu ihm gehören außer den schon genannten Flußnamen *Oker*, *Ecker* mit *Peseke* und *Ilse* mit *Pisseke* und *Schölke* die in die *Oker* mündenden Wasserläufe *Hurle* bei Vienenburg, *Wedde* bei Schladen, *Warne* bei Dorstadt mit ihrem von Salzgitter-Ohlendorf kommenden Zufluß *Sichtelbeek*, *Schölke* bei Braunschweig-Ölper und *Schunter* bei Walle mit ihrem bei Braunschweig-Querum aufgenommenen Zufluß *Wabe*. Begrenzt wird das mittlere Okertal durch die Gebirgsnamen *Oder* im Westen, *Ösel* und *Asse* im Osten. Am Westrande des Okertales finden wir ferner an alten Namen von Süden nach Norden *Petzenfeld* und *Heitzenberg* bei Werlaburgdorf, *Patzenfeld* bei Dorstadt und den ON *Halchter*, am Ostrand die ON *Lochtum*, *Börßum*, *Ziesel* wüst bei Hornburg und *Rautheim*, die FLN *Schölke* bei Hedeper, *Peseke* bei Groß Biewende mit dem *Altfeld*, *Larmse* bei Atzum, *Elste*, *Elz*, *Gn̄st* und *Pirle* bei Salzdahlum, wo außerdem *Altfeld*, *Apel*, *Fibel* und *Semmel* den Eindruck verstärken, daß es sich in der Nähe der wohl schon in vorgeschichtlicher Zeit genutzten Salzquellen um einen an hochaltertümlichen Namen ungewöhnlich reiche Feldmark handelt.

Ohne unmittelbare Verbindung mit dem eigentlichen Okergebiet zieht sich westlich von ihm ein langgestreckter Raum von Süden nach Norden, der im Stadtkr. Salzgitter, im Westteil des Kr. Wolfenbüttel und im Kr. Peine ebenfalls eine größere Zahl früher Namen aufweist. Im Salzgittergebiet sind es außer dem mutmaßlichen Namen *Harf* für die Lichtenberge und dem Flußnamen *Fuhse* die ON *Gitter*, *Mahner*, *Salder* und *Steterburg* (alt *Steder*), ferner bei Lobmachtersen die *Perseke*, bei Barum die *Peseke*, in Watenstedt der *Persichof*, bei Salder die *Schölke* und der *Ilsenberg*, bei Lesse der *Puntzenberg* und der *Watzberg*, im Kr. Wolfenbüttel die ON *Assel* (Hohen- u. Nord-) und *Berel* sowie bei Leinde der *Heitzborn*, bei Nortenhof die *Pemer* und bei Woltwiesche der *Watzberg*, im Kr. Peine an Wasserläufen die *Fuhse*, die *Erse*, deren Oberlauf im Kr. Braunschweig zwar in der Neuzeit *Aue* genannt wurde, ursprünglich aber vielleicht *Fechtel* hieß, wonach die Siedlung Vechelde (1145 *Vechtla*) ihren Namen haben dürfte, und die *Pisser*, die von Bodenstedt im Kr. Braunschweig kommend bei Groß Lafferde in die *Fuhse* mündet, an ON *Peine*, *Eltze* und *Plockhorst*, wenn wir von den zweifelhaften Fällen Mödesse, Odesse und Rietze absehen, an FLN *Britzengraben* bei Klein Lafferde, *Däster* (Deister) bei Groß Lafferde, *Schilpe* bei Mehrum, *Pisberg* bei Dungalbeck, *Petzenfeld* bei Meerdorf, die Wüstungen *Halpse* und *Wölps* bei Abbensen, *Plönsröe* bei Eddesse und *Prückamp* bei der

Wüstung Klein Plockhorst, am Nordrande dieses Ballungsraumes schließlich im Kr. Gifhorn *Päse* und *Böckelse* (1226 *Bocsele*) sowie vielleicht im Kr. Burgdorf *Uetze*.

Der am weitesten nach Nordosten reichende Ballungsraum alter Namen in Ostfalen ist das Elmgebiet mit seinem Vorland im Süden, Westen und Norden. Begrenzt wird es im Südwesten durch die *Asse*, im Süden durch das Große Bruch, im Osten und Norden durch die Gebirgswälder des *Eitz*, *Elz* und *Dorm*. Außer diesen frühen Gebirgsnamen, zu denen auch der *Elm* selbst gehört, finden wir hier im südlichen Vorland den *Brömsenbach* bei Twieflingen, die Wüstung *Secker* bei Jerxheim, den Ort *Warle* mit der *Pisser*, die *Pisseke* bei Watzum, den *Tritzberg* bei Samleben, die Wüstung *Twelken* bei Schöppenstedt, den *Betzebēk* bei Uehrde, den Ort *Rocklum*, die *Pesekenwiese* bei Semmenstedt, die *Schölke* bei Hedeper, den *Ammerbēk* und den *Brömsenberg* bei Remlingen an der *Asse*, den Ort *Dettum* mit dem *Pesekenkamp* und die *Bletzen* bei Evessen. Von da kommen wir in das westliche Elmvorland zum *Schölkeweg* bei Volzum und zum *Hoitzfeld* bei Cremlingen. Unmittelbar am Westrande des Elms, wo ihd die *Wabe* verläßt, treffen wir auf die *Pissel* und den *Hagelsbēk* bei Lucklum und weiter nördlich die *Hoitzstedte* bei Hemkenrode, das *Heitzfeld* bei Destedt und den *Pitzenmorgen* bei Schulenrode. Im nördlichen Elmvorland ist es mit der Überlieferung alter Namen schlechter bestellt als im Süden und Westen. Ich fand nur in der Nähe des Austritts der *Schunter* aus dem Bergwald den ON *Räbke* (alt *Ridepe*), die FLN *Engstebēk* und *Slank* bei Leim und die *Sipser Rie*, die zwischen Lauingen und Rieseberg der *Schunter* zufließt. Weit davon entfernt im Nordwesten finden sich dann noch nahe dem mittleren Schuntertal der *Häzmorgen* bei Lehre, die *Selke* bei Groß Brunsrode und die *Pine* bei Hondelage.

Nördlich und östlich der alten Gebirgsnamen *Dorm*, *Elz* und *Eitz* ist kaum noch etwas von frühem Namengut zu entdecken. Im Nordteil des Kr. Helmstedt gehören dazu vielleicht die *Herse* in Helmstedt, der *Pilzteich* bei Mariental, der *Plessenweg* bei Papenrode, die *Lüsten* bei Groß Sisbeck und — schon jenseits der Aller — die *Plümer* und die *Wipper* bei Velstove inmitten der sonst stark mit wendischen Sprachresten durchsetzten Namenwelt des Vorsfelder Werders. Östlich des Lappwaldes schließen sich als letzte, vielleicht auch noch der früh- oder vorgermanischen Namensschicht angehörende Außenposten der *Linsenbēk* bei Marienborn mit dem *Linsenberg* bei Wefensleben, die *Ilse* bei Morsleben, die *Spetze* bei Groß Bartensleben, die *Schalkewiese* bei Schwanefeld und der *Ilseteich* bei Marienborn an. Zweifelhaft ist das Alter der noch weiter östlich ohne Verbindung mit den vorher genannten gelegene *Prilleke* bei Wormsdorf.

Es bestätigte sich bei dieser Übersicht über die geographische Verteilung der frühen Namen mit P-Anlaut und mit st-, s- und k-Suffix, daß ihr Verbreitungsgebiet nach Norden und Osten im wesentlichen durch den Lauf der mittleren und oberen Aller begrenzt ist, wie es schon Kuhn auf Grund eines viel lückenhafteren Materials vermutet hatte<sup>2)</sup>. Im Nordwesten Ostfalens wird die Aller anscheinend nur durch die weit vorgeschobenen ON *Poitzen* und *Pollhöfen* im Kr. Celle überschritten, im Norden gerade noch durch den Flußnamen *Ise* und der FLN *Pocken* bei Gifhorn und durch die *Plümer* und *Wipper* im Vorsfelder Werder, und im Nordosten nur wenig durch den *Ilseteich* bei Walbeck, die *Schalkewiese* bei Schwanefeld und die *Spetze* bei Groß Bartensleben. Im übrigen bleiben die nördlichsten und östlichsten Fundstellen solcher frühen Namen mehr

oder weniger weit südlich und westlich der Aller entfernt, so im Kr. Peine *Eltze* und *Plockhorst*, im Kr. Gifhorn *Päse* und *Rethen*, im Kr. Helmstedt die *Lüsten* bei Groß Sisbeck, der *Plessenweg* bei Papenrode, der *Pilzteich* bei Mariental und die *Herse* in Helmstedt. Nur im Ostharz und seinem Vorlande dehnt sich der Bereich alter Namen über den Längengrad der oberen Aller hinaus bedeutend weiter nach Osten bis in den Einzugsbereich der zum Stromgebiet der Elbe gehörenden Saale hinein. Auch auf diese Stellung des Harzes als südöstlicher Grenzpfiler des „Nordwestblocks“ hat H. Kuhn schon aufmerksam gemacht<sup>3)</sup>. Was bei meiner Untersuchung als neue Erkenntnis herauskam, ist die recht ungleichmäßige Verteilung der alten Namen im ostfälischen Teil des Nordwestblocks. Sehr auffällig ist neben der starken Häufung der alten Namen im Gebiet zwischen der Weser und Leine, wo das Land zwischen Weser und Ith und das Deistervorland als besondere Ballungsräume in Erscheinung treten, der verhältnismäßig geringe Anteil an solchen Namen in den Räumen zwischen der oberen Leine und dem westlichen Harzvorland, im mittleren Leinetal zwischen Northeim und Freden, in der Mark Gandersheim mit dem anschließenden Lammetal, in der Hildesheimer Börde und im Ambergau. Das ist um so merkwürdiger, als noch weiter östlich der Harz mit seinem Vorlande im Westen und Norden einschließlich des Okertales und des Salzgittergebietes sowie das Elmgebiet wieder eine dichtere Ballung alter Namen aufweisen. Es fragt sich nun, ob das hier entworfene Bild den wirklichen Sachverhalt wiedergibt oder nur den derzeitigen, vielleicht noch allzu lückenhaften Forschungsstand. Was die Flußnamen und die Ortsnamen einschließlich der Wüstungen betrifft, so darf man wohl die Namenwelt im Mittelteil des westlichen Ostfalen als endgültig geklärt ansehen, weil dort durch das veröffentlichte Geschichtliche Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig<sup>4)</sup> durch das zwar noch unveröffentlichte, aber von mir mit benutzte Geschichtliche Ortsverzeichnis des Fürstbistums Hildesheim, das Theodor Ulrich als Zettelkartei im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv zu Hannover hinterließ, sowie durch Kettners Arbeit über das Stromgebiet der oberen und mittleren Leine<sup>5)</sup> das einschlägige Namenmaterial völlig ausgeschöpft werden konnte. Anders steht es mit den übrigen Flurnamen. Im Gegensatz zu dem hinreichend übersehbaren Flurnamenbestand der Kreise Gandersheim und Alfeld standen mir aus den Kreisen Göttingen, Northeim, Osterode, Hildesheim-Marienburg und Peine nur verhältnismäßig wenige Ortssammlungen der FLN zur Verfügung. Es mag also sein, daß in den genannten Kreisen bei vollständiger Erfassung nicht nur der schriftlich überlieferten, sondern auch der mundartlich lebendigen FLN noch mancher Name entdeckt werden könnte, der in die hier behandelte früh- oder vorgermanische Namensschicht gehört. Die interessanten Beispiele, die ich aus dem von Frau Gerda Müller gesammelten Flurnamenschatz ihres Wohnortes Bad Salzdetfurth entnehmen konnte, lassen in dieser Hinsicht durchaus noch einige Überraschungen erhoffen.

Ungeklärt mußte im Rahmen meiner Untersuchung die Frage bleiben, wie die im mittleren und westlichen Ostfalen so auffallend häufigen ON mit dem Suffix *-ithi* zeitlich und ethnisch einzuordnen sind. Daß sie mindestens bis zum Beginn unserer Zeitrechnung zurückreichen, ergibt sich aus der Nennung von Namen mit diesem Suffix in den Berichten antiker Schriftsteller über das freie Germanien, doch wie lange vorher sie schon im Gebrauch waren, läßt sich mangels noch früherer Schriftquellen nicht nachweisen. Auffällig ist nun, daß *ithi*-Namen nördlich der Aller gänzlich fehlen, wenn man von dem zweifelhaften,

weil zu spät bezeugten *Eschede* im Kr. Celle (1373 *Eschle*) absieht, und nach Osten nur wenig über die Oker reichen bis *Sickte* im Kr. Braunschweig, *Denkte* und *Uehrde* im Kr. Wolfenbüttel, *Bühne* und *Linden* wüst bei Hessen a. F. im Kr. Halberstadt. Weit entfernt von diesen und in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit dem eigentlichen Geltungsbereich der ithi-Namen finden sich nur noch im Kr. Gardelegen *Seggerde* und *Döhren* (alt *Dornede*) sowie im Kr. Calbe nordöstlich des Ostharzes die Wüstungen *Kökte*, *Nickelde* und *Nemethe*. Es fehlen ithi-Namen ferner in Süddeutschland, wohin die Germanen in den nachchristlichen Jahrhunderten gelangten, sind aber außer in Ostfalen auch in Hessen, Westfalen und im nordwestlichen Niedersachsen vertreten, also in den Gebieten, die H. Kuhn unter dem Begriff Nordwestblock zusammenfaßt. Danach liegt der Gedanke nahe, daß auch die Bildungen mit dem Suffix -ithi der vorgermanischen Namenwelt angehören. Aber auffällig ist ihr Fehlen gerade dort, wo andere früh- oder vorgermanische Namentypen gehäuft erscheinen, so zwischen Weser und Ith, im mittleren Leinetal, im Oberharz und in der unmittelbaren Umgebung des Elms, während umgekehrt ithi-Namen häufiger sind in solchen Räumen, wo andere alte Namen nur wenig oder gar nicht zu finden sind wie z. B. in der Hildesheimer Börde, im Lößgebiet des Kr. Peine und im Innerstebecken zwischen den Lichtenbergen und dem Hainberg. Solche scheinbaren Ungereimtheiten geben dem Namenforscher noch Rätsel auf, die wohl nur in Zusammenarbeit mit dem Archäologen zu lösen sind.

<sup>1)</sup> H. Kuhn, Vor- und frühgermanische Ortsnamen in Norddeutschland und den Niederlanden (in: Westfälische Forschungen Bd. 12, 1959, S. 5 ff.); hier S. 35. — <sup>2)</sup> wie Anm. 1; hier S. 22 f. — <sup>3)</sup> wie Anm. 1; hier S. 22 f. — R. Hachmann, K. Kossack u. H. Kuhn: Völker zwischen Germanen und Kelten. Neumünster 1962; hier S. 106 u. 118. — <sup>4)</sup> H. Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig (= <sup>+</sup> Bd. XXX der Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen). Hildesheim 1967. — <sup>5)</sup> B.-U. Kettner, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Rinteln 1972.

## AUS DER *HEIMATPFLEGE*

### *Die Gemeinheitsteilungen des 19. Jahrhunderts im Herzogtum Braunschweig*

Von Gerhard Siebenkess

Das heutige Amt für Agrarstruktur Braunschweig verwahrt und verwaltet einen ansehnlichen Bestand an Rezessen und dazugehörigen Karten, die im Zuge der sogenannten Gemeinheitsteilungen des 19. Jahrhunderts im Herzogtum Braunschweig entstanden sind. Es lohnt sich, der Frage nachzugehen, welchem Zweck die damaligen Gemeinheitsteilungen (auch „Separationen“ genannt) dienten, wie sie abliefen und welche Bedeutung die dabei entstandenen Urkunden heute für uns haben.

Unter „Gemeinheit“ verstand man bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts hinein eine Gemeinschaft von Eigentümern sowie Nutzungs- und Dienstbarkeits-

berechtigten an ländlichem Grundbesitz. Bei solchen Grundstückskomplexen handelte es sich entweder um denjenigen (damals beträchtlichen) Teil einer Dorfgemarkung, der von den Bauern des Dorfes gemeinschaftlich genutzt wurde (in der Regel sämtliches Weideland und der Wald) oder um größere Flächenarreale (zumeist Wald), deren Nutzung nicht einzelnen Personen, sondern mehreren ganzen Dorfschaften zustand. Manchmal war an der Nutzung eines solchen gemeinsamen Flächenkomplexes auch der Grundherr oder ein Gutsbezirk beteiligt. Für diese gemeinsamen Grundstückskomplexe, deren Ursprünge im westlich der Elbe gelegenen Teil Deutschlands bis weit in das Mittelalter, vielleicht sogar bis in die Zeit der germanischen Landnahme<sup>6)</sup> zurückreichen, wurde oft die Bezeichnung „Allmende“ verwandt.

In Deutschland wurden schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts vereinzelt Gemeinheitsteilungen durchgeführt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gab es hier und da bereits gesetzliche Vorschriften darüber. Der Höhepunkt solcher Verfahren lag aber im 19. Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen auch die zahlreichen, für uns noch heute aussagekräftigen Rezesse. Ursachen für diesen Höhepunkt der Entwicklung waren die im 18. Jahrhundert einsetzenden und sich im 19. Jahrhundert verstärkenden Agrarreformen jener Zeit. Sie vollzogen sich sowohl auf agrarwirtschaftlichem als auch auf gesellschaftspolitischem Gebiet. Die damalige Agrarwissenschaft erkannte, daß die umfangreichen gemeinschaftlichen Wirtschaftsflächen für die neu entwickelten Methoden des Landbaues ein Hemmnis darstellten. Gleichzeitig führte die Bauernbefreiung nicht nur zur Abschaffung der bäuerlichen Leibeigenschaft, wo diese vorhanden war, sondern auf wirtschaftlichem Gebiet zur Befreiung der Bauern von der Grundherrschaft und im Zusammenhang damit zu einer Ablösung der Pflichten zu regelmäßigen, dem jeweiligen Grundherrn zu erbringenden Leistungen. Bei diesen handelte es sich vor allem um sogenannte Hand- und Spanndienste. Die Ablösung war mit erheblichen Entschädigungspflichten der befreiten Bauern verbunden. Deshalb war es notwendig, die bäuerlichen Betriebe durch Aufteilung gemeinschaftlichen Grundbesitzes zu stärken.

Älteste gesetzliche Grundlage für Gemeinheitsteilungen im Herzogtum Braunschweig ist die im Auftrage von Georg IV. (König von Großbritannien und von Hannover) „in vormundschaftlicher Regierung Unseres vielgeliebten Vetters, Herrn Carl, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg“ erlassene „Verordnung, die Theilung der Gemeinheiten betreffend“ vom 26. 03. 1823<sup>7)</sup>. Aus ihrer Präambel ist zu schließen, daß ihr vorwiegend agrarwirtschaftliche Überlegungen zugrundelagen. Sie hatte nur kurzen Bestand. Schon nach nicht ganz 12 Jahren, am 20. 12. 1834, wurde sie durch ein aus drei Teilen bestehendes Gesetzeswerk abgelöst, welches die strukturellen und gesellschaftlichen Grundlagen der Landwirtschaft in unserem Gebiet entscheidend geprägt hat und sich bis in die heutige Zeit hinein auswirkt. Es handelt sich um die folgenden, von Herzog Wilhelm „mit Zustimmung Unserer getreuen Stände“ erlassenen Gesetze:

- Gesetz, die Ablösungs-Ordnung des Herzogthums Braunschweig betreffend<sup>8)</sup>
- Braunschweigisches Gesetz, die neue Gemeinheits-Theilungs-Ordnung betreffend<sup>9)</sup>
- Braunschweigisches Gesetz, die Organisation und den Wirkungskreis der Herzoglichen Landes-Oeconomiecommission so wie das Verfahren in Separations- und Ablösungs-Sachen betreffend<sup>10)</sup>.



Zuständig für die Gemeinheitsteilungen war danach die dem „Herzoglichen Staatsministerio“ unmittelbar unterstellte und aus 1 Direktor sowie 2 ordentlichen und einigen außerordentlichen (stellvertretenden) Mitgliedern bestehende Landes-Oeconomiecommission. Sie faßte ihre Beschlüsse durch Stimmenmehrheit. Das einzelne Verfahren wurde von den mit einem „Landes-Oeconomiecommissarius“ und einem Protokollführer besetzten „Localcommissionen“ durchgeführt. Diese hatten die Verhandlungen mit den Beteiligten zu führen, das Verfahrensgebiet durch beeidigte Feldmesser (spätere Bezeichnung: Landes-Oekonomie-Conducteur) vermessen zu lassen, die Flächen durch verpflichtete Sachverständige schätzen zu lassen und den Separations-Rezeß aufzustellen. Der Rezeß wurde von der Landes-Oeconomiecommission genehmigt und nach Erledigung etwaiger Erinnerungen oder Widersprüche bestätigt.

Der Weitblick der damals — nicht nur in Braunschweig — für die Gemeinheitsteilung Verantwortlichen kann aus heutiger Sicht nicht hoch genug eingeschätzt werden. Sie beschränkten sich nämlich keineswegs darauf, die gemeinschaftlichen Flächen einfach aufzuteilen und die Teilstücke zu verteilen, sondern sie gestalteten die jeweiligen Verfahrensgebiete nach damals neuzeitlichen Erkenntnissen von Grund auf neu. Das Netz der Wirtschaftswege sowie der Vorfluter und Gräben wurde neu gestaltet, die Besitzstücke der Beteiligten wurden zusammengelegt (deshalb die des öfteren gebrauchte Bezeichnung „Verkoppe- lung“) und Rechtsverhältnisse der verschiedensten Art geregelt. Im Herzogtum Braunschweig müssen dabei besonders befähigte Leute am Werk gewesen sein, denn die damals neu angelegten Wegenetze lassen noch heute in früher braunschweigischen Gebieten eine deutlich bessere Konzeption erkennen als in Gebieten der früheren Nachbarländer. Bemerkenswert sind auch demokratische und soziale Elemente in der braunschweigischen Gemeinheitsteilungsordnung: Die Durchführung einer Gemeinheitsteilung setzte einen Mehrheitsbeschluß voraus<sup>11)</sup>. Bei der Zusammenlegung der Flächen gebührte unter der Voraussetzung gleichgelagerter Ansprüche den kleineren Besitzungen der Vorzug für Lage, Bonität und Entfernung von der Hofstelle<sup>12)</sup>.

Gegenstand des einzelnen Verfahrens war, soweit es sich nicht nur um die Regelung von Teilbereichen handelte, wie etwa um die Ablösung von Weiderechten, entweder eine General-Separation oder eine Spezial-Separation, manchmal auch beides gleichzeitig. Bei der General-Separation ging es um die Aufteilung zumeist größerer Flächenareale auf die beteiligten Dorfschaften, bei der Spezial-Separation um die Aufteilung des gemeinschaftlich genutzten Teils der Gemarkung auf die einzelnen Bauern. Aus dem im wesentlichen gleichartigen Inhalt der einzelnen Rezesse ist zu ersehen, wie in der Regel eine Gemeinheitsteilung ablief: Nach einer Einleitung, in der die „Interessenten“ im einzelnen aufgeführt sind, und einer kurzen Angabe über den Zweck des Verfahrens folgt eine genaue Beschreibung der Dorfgemarkung und ihrer Bestandteile sowie eine Darstellung der vor der Teilung herrschenden Rechtsverhältnisse. Daran schließt sich eine Zusammenstellung der Ergebnisse der Vermessung und der Bonitierung an sowie eine Zusammenstellung der sogenannten Teilnahmeverhältnisse. Der wichtigste Teil des Rezesses besteht aus der „Nachweisung der Teilungsmasse“, der „Nachweisung des Sollhabens der Interessenten“ und aus der tabellarischen Aufstellung des Teilungsplanes. Ebenfalls wichtig und bedeutsam bis in die heutige Zeit hinein ist jeweils die Zusammenstellung der gemeinschaftlichen Anlagen sowie die Regelung ihrer Benutzung und Unterhaltung. Als

Anhang zu dem von den Interessenten unterzeichneten, vom Localcommissar beglaubigten und vom Direktor der Landes-Oeconomiecommission bestätigten Rezeß oder in einem Sonderband sind die vom Landes-Oeconomie-Conducteur und seinen Mitarbeitern mit bemerkenswerter Sorgfalt angefertigten Grenzzeichnungen beigelegt.

In einem Zeitraum von 60 bis 70 Jahren war die Aufgabe der Gemeinheits-  
teilung im Herzogtum Braunschweig bewältigt. Der älteste der noch heute vor-  
handenen 138 Rezeße stammt aus dem Jahre 1843<sup>13)</sup>, der jüngste aus dem Jahre  
1906<sup>14)</sup>. Neben diesen Original-Urkunden verwahrt das Amt für Agrarstruktur  
noch 76 Rezeß-Entwürfe, 777 Separationskarten und 247 Dorfkarten aus der da-  
maligen Zeit<sup>15)</sup>.

Welche Bedeutung kommt den Rezeßen und dem mit ihnen verbundenen  
Kartenwerk heute zu? Daß das Material als Quelle für die historische Forschung  
von unschätzbarem Wert und dabei nicht isoliert, sondern im Zusammenhang  
mit der damaligen Gesamtentwicklung im Herzogtum Braunschweig zu sehen  
ist, versteht sich von selbst. Darüber hinaus bildet es die urkundliche Grund-  
lage für eine Fülle noch heute bestehender Rechtsverhältnisse im ländlichen  
Raum, insbesondere für die Rechtsverhältnisse der Realverbände. Bei diesen  
Verbänden sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die einen, in der Regel als  
Realgemeinde oder als Forstgenossenschaft bezeichnet<sup>16)</sup>, stammen aus der Zeit  
vor der Gemeinheits- und sind von dieser unberührt geblieben. Bei ihnen  
handelt es sich jeweils um die Gemeinschaft der Eigentümer und Nutzungsbe-  
rechtigten von sogenannten Nutzungsgrundstücken, z. B. von einem Forstgebiet.  
Ein Realverband der zweiten Gruppe, zumeist als Feldmarksinteressentschaft  
bezeichnet<sup>17)</sup>, setzt sich jeweils aus den Eigentümern der an einer Gemeinheits-  
teilung beteiligt gewesenen Grundstücke zusammen. Ein solcher Verband ist  
Eigentümer der im Rezeß ausgewiesenen sogenannten gemeinschaftlichen An-  
lagen. Zu ihnen gehören insbesondere die Wirtschaftswege sowie die Vorfluter  
und Gräben, manchmal aber auch diejenigen Grundstücke, an denen seinerzeit  
z. B. als Sandgrube, als Lehmkuhle, als Weide für den gemeinsamen Zucht-  
bullen oder als Grundstück für das gemeinsame Backhaus gemeinschaftliche  
Rechte bestanden und in der Regel auch heute noch bestehen. Das Realverbands-  
recht ist heute durch das Niedersächsische Realverbandsgesetz vom 04. 11. 1969<sup>18)</sup>  
geregelt, welches die bis dahin bestehenden braunschweigischen Gesetze<sup>19)</sup>  
abgelöst hat. Das heutige Amt für Agrarstruktur als Nachfolgebehörde der Lan-  
des-Oeconomiecommission ist danach für einige noch verbliebene Aufgaben  
des Realverbandsrechts zuständig und nach § 16 des insoweit noch geltenden  
Gesetzes über die Organisation und den Wirkungskreis der Herzoglichen Landes-  
Oeconomiecommission pp. v. 20. 12. 1834 verpflichtet, das Rezeßmaterial solange  
aufzubewahren, bis es dem Staatsarchiv überantwortet werden kann.

---

<sup>13)</sup> Hampe: Das particulare Braunschweigische Privatrecht, 2. Aufl. 1901. — <sup>14)</sup> Pannwitz:  
Das Recht der Interessentschaften, Landschriften-Verlag, ohne Jahr. — <sup>15)</sup> Tesmer: Die  
niedersächsischen Realverbände und das Realverbandsgesetz. In „Recht der Landwirt-  
schaft“ 1969, S. 309. — <sup>16)</sup> Bohte: Landeskultur in Deutschland, Verl. Parey 1976. —  
<sup>17)</sup> Kroeschell: Bauernbefreiung und Grundentlastung. In „Agrarrecht“ 1970, S. 241. —  
<sup>18)</sup> Eine Vertiefung dieser Frage würde zu stark vom Thema abweichen. — <sup>19)</sup> Verord-  
nungs-Sammlung für die Herzoglich Braunschweigischen Lande, Jahrg. 1823, Nr. 9. —  
<sup>20)</sup> Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die Herzoglich Braunschweigischen Lande,  
Jahrg. 1834, Nr. 20. — <sup>21)</sup> a. a. O., Jahrg. 1835, Nr. 1. — <sup>22)</sup> a. a. O., Jahrg. 1835, Nr. 2. —

<sup>14</sup>) §§ 24—30. — <sup>12</sup>) § 136. — <sup>13</sup>) Recess über die Abfindung der Gemeinheit Delligsen für ihre Weideberechtigungen aus den Herrschaftlichen Forsten am Hilse im Kayerder und Grünenplaner Reviere vom 10. Junius 1843. — <sup>14</sup>) Rezeß über die Spezialteilung auf der Feldmark Teichhütte vom 12. September 1906, bestätigt am 23. Mai 1907. — <sup>15</sup>) Eine Berücksichtigung ist nach vorheriger Terminabsprache mit dem Amtsleiter (Tel. 46681) möglich. — <sup>16</sup>) Beide unterscheiden sich meistens untereinander von der Sache her. — <sup>17</sup>) Verbände dieser Gruppe führen manchmal die sachlich unzutreffende Bezeichnung „Realgemeinde“. — <sup>18</sup>) Nieders. Gesetz- und Verordnungsblatt 1969, S. 187. — <sup>19</sup>) Insbes. Gesetz, die Realgenossenschaften betreffend, vom 26.05.1896 — Nieders. Ges.- u. Verordn.-Bl. Sb. III, S. 248 — oder Braunschw. Gesetz- u. Verordn.-Samml. Jahrg. 1898, Nr. 32.

## *Tierschutzgedanke und praktischer Tierschutz in Braunschweig*

Von Karl A. Kyburz

Als im Januar 1871 das Deutsche Reich gegründet wurde, gab es zwar fast 200 örtliche Tierschutzvereine, die zum Teil auch miteinander in Verbindung standen und sich in manchen Gegenden sogar zu provinziellen Vereinigungen zusammenschlossen, doch fehlte es an einem Dachverband, einer Spitzenorganisation, die als Sprecher und Motor aller Tierschutzvereine hätte auftreten können.

Dieser Umstand mußte sich im Inland und im Ausland nachteilig auswirken. Es lag daher nahe, diesem schädlichen Zustand ein Ende zu machen und auf freiwilliger Basis zu einem wenigstens losen Zusammenschluß zu kommen.

Auf dem „1. Kongreß Deutscher Tierschutzvereine“ vom 17.—19. August 1879 in Gotha vertraten 52 Delegierte 88 Tierschutzvereine. Zum Präsidenten des Kongresses wurde Schuldirektor Marquardt aus Dresden gewählt. Ein wesentlicher Punkt der Tagesordnung lautete:

„Herbeiführung einer Zentralorganisation aller Deutscher Tierschutzvereine und Verabredung über Zeit und Ort des nächsten Kongresses.“

Einer Einladung des Rittmeisters von Luck folgend, wurde beschlossen, den nächsten Kongreß im Jahre 1881 in Wiesbaden stattfinden zu lassen und bis dahin die Voraussetzungen für einen eventuellen Zusammenschluß zu schaffen. Hiermit wurde eine Kommission beauftragt.

In der Zeit vom 12.—14. September 1881 fand dann der „2. Deutsche Tierschutzkongress“, zu dem sich 44 Vertreter von 72 Vereinen sowie einige weitere Tierfreunde aus Nah- und Fern — darunter auch 2 Teilnehmer aus Braunschweig — gemeldet hatten, in Wiesbaden statt, und hier wurde der „Verband der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches“ gegründet.

Obgleich das Deutsche Reich auch damals schon zu den Industriestaaten gerechnet werden konnte, war die Wirtschaftsstruktur von der heutigen sehr verschieden. Die Zahl der auf dem Lande lebenden und in der Landwirtschaft tätigen Menschen war ungleich höher. Die Zugtiere, besonders die Pferde, aber auch Kühe, Ochsen und Hunde, hatten eine Bedeutung, die wir uns kaum noch vorstellen können. Sie waren sogar „untertage“, also in den Bergwerken unentbehrlich, denn Elektromobile gab es nicht und die Verbrennungsmotoren schienen wegen der Explosionsgefahren nicht verwendbar.

Wenn man von den freilebenden Tieren absieht, waren es drei Kategorien, denen die besondere Aufmerksamkeit der damaligen Tierschutzvereine und ihrer

Mitglieder gelten mußte und galt: Die Nutztiere, die Dienstleistungstiere und die Luxustiere.

Während es bei den Nutz- und Dienstleistungstieren darum ging, ihr Los erträglich zu gestalten, tauchte bei den Luxustieren ein anderes Problem auf. Hier galt es, fehlgeleitete Tierliebe in die Bahn zurückzuführen, die den physiologischen Bedürfnissen der Tiere entsprach. Es ist ebenso bewegend wie interessant in alten Protokollen zu lesen, was auf diesen drei Sektoren alles unternommen wurde. Eingaben an die Straßenbauämter sollten den Zugtieren Wege und Straßen verschaffen, die ihren körperlichen Eigentümlichkeiten entsprachen. Die Bergwerksverwaltungen wurden ersucht, den Grubenpferden ein erträgliches Dasein zu gewähren, solange man glaubte, sie nicht überhaupt entbehren zu können. Petitionen an die bauerlichen Vereinigungen und die Dorfbürgermeister wiesen auf die teilweise unzureichenden Unterkünfte der Nutztiere und das Problem der angeketteten Hofhunde hin. In einer Zahl von Einzelaktionen wandte man sich an die Halter von Luxustieren, um sie zu einem vernünftigen und tiergerechten Handeln zu veranlassen.

Fünf Monate nach dem 2. Deutschen Tierschutzkongreß und durch die Impulse die von diesem Kongreß ausgingen, gründeten die Braunschweiger Tierfreunde den „Braunschweiger Tierschutzverein“, dessen erste Statuten am 14. März 1882 genehmigt und veröffentlicht worden sind. Die Aufgaben des damaligen neugegründeten Vereins wurden in den Statuten wie folgt beschrieben:

„Zweck des Vereins ist: Der Thierwelt Recht und Schutz zu verschaffen, insbesondere:

- a) die Mißhandlung oder Schädigung der Thiere, hauptsächlich der Haustiere, mag sie aus Leichtsinn, Rohheit oder Unvernunft, oder aus sonstigen den Gesetzen der Humanität zuwiderlaufenden Gründen geschehen, mit allen gesetzlichen Mitteln zu bekämpfen,
- b) die Promenaden, Parkanlagen, Gehölze und Gewässer zunächst des Gebietes der Stadt Braunschweig, eventuell auch außerhalb desselben, mit solchen Vögeln, deren Conservierung aus ökonomischen, forstwirtschaftlichen oder ästhetischen Gründen geboten erscheint, zu bevölkern, sowie die Vogelwelt zu hegen und zu pflegen.“

In den nahezu 100 Jahren seines Bestehens hat auch der Tierschutzverein Braunschweig und Umgebung gute und schlechte Zeiten durchlaufen. Es hing im Wesentlichen davon ab, wie aktiv der jeweils gewählte Vorstand war und inwieweit im Vorstand die Voraussetzungen zur positiven Führung eines solchen Vereins und zur Durchsetzung des Tierschutzgedankens in der Öffentlichkeit vorhanden waren. Auch die Aufgaben des Tierschutzes haben sich in den vergangenen 100 Jahren schwerpunktmäßig gewandelt, obgleich der Kern des Tierschutzgedankens, der Schutz der Tierwelt und vor allem der Schutz und die Hilfe für die bedrohte und in Not geratene Tierwelt, unverändert geblieben ist.

Im Jahre 1933 nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zeigte sich bald, daß private Vereinigungen nur dann weiter bestehen bleiben durften, wenn sowohl ihre Zielsetzung als auch ihre Vorstände dem Regime genehm waren. Gegen den an sich unpolitischen Tierschutz hatten die damaligen Machthaber nichts einzuwenden; sie förderten ihn sogar im Rahmen ihrer Gedankenwelt. Auch konnten die einzelnen örtlichen Tierschutzvereine ihren Vorstand nicht mehr frei wählen, sondern er wurde von den politischen, örtlich zuständigen Stellen eingesetzt.



Katzenanlage des Tierheimes Braunschweig

Foto: K. A. Kyburz

Erst nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches begann allmählich und behutsam sich neues Leben unter den Braunschweiger Tierfreunden zu regen. Bereits am 11. Februar 1949 wurden die bisherigen Statuten überarbeitet und in das Vereinsregister unter der Vereins-Register-Nr. 1044 eingetragen.

Mit zunehmendem Wohlstand nahm aber leider auch die Zahl der herrenlosen Tiere, vor allem Hunde und Katzen, erheblich zu. Die Stadt Braunschweig unterhielt bis 1954 eine sogenannte Auffangstelle für herrenlose, herumstreunende Hunde und Katzen, die jedoch den Vorstellungen und Forderungen der Braunschweiger Tierschützer in keiner Weise gerecht wurde. Der Vorstand des Tierschutzvereins, unter Vorsitz von Herrn Pareiner und Herrn Dr. Heuer als Schriftführer, verhandelte mit den zuständigen Stellen der Stadtverwaltung mit dem Ziel, am Biberweg 30, wo die damalige städtische Auffangstelle etabliert war, ein Tierheim zu errichten, das den Forderungen der damaligen Zeit entsprach. Am 29. September 1955 war es dann soweit! In dem am 29. September 1955 zwischen dem Tierschutzverein Braunschweig und der Stadt Braunschweig abgeschlossenen Vertrag wurde u. a. folgende Vereinbarungen getroffen:

„Die Stadt Braunschweig verpachtet das Grundstück Braunschweig-Olper, Biberweg 30, an den Tierschutzverein Braunschweig. Der Tierschutzverein Braunschweig verspricht, in Übereinstimmung mit seinen ideellen Zielen und seiner Satzung sich nachhaltig für den Bestand eines Tierheims einzusetzen.

Die Stadt wird unverzüglich mit einem Kostenaufwand von DM 18.000,— die Umbauarbeiten an der bisherigen Pflegerwohnung vornehmen und ein Pflegerhaus erstellen. Ferner wird die Stadt mit einem Kostenaufwand bis zu

DM 6.000,— weitere Unterkünfte für Hunde sowie eine Futterküche nebst Lagerraum für Futteraufbewahrung erstellen.“

Damit war der Grundstein zu einem den damaligen Verhältnissen und Forderungen angemessenen Tierheim gelegt. Schon wenige Jahre später erwies sich diese Anlage aber als viel zu klein, so daß bereits 1960 ein weiteres Hundehaus mit insgesamt 12 Zwingern gebaut wurde.

Heute umfaßt das Tierheim ein Gelände von rd. 6.500 qm mit 3 Hundehäusern mit insgesamt 56 Zwingern sowie 18 Pensions-Zwingern; außerdem ein Katzenhaus mit 4 Abteilungen für jeweils bis zu 15 Katzen. Ferner verfügt das heutige Tierheim über eine Katzen-Aufnahmestation, eine Krankenstation für Katzen, eine Krankenstation für Hunde sowie einen Behandlungsraum des Tierarztes. In diesem Herbst wurde zusätzlich eine Überwinterungsstation für Igel eingerichtet, in der bis zu 100 Igel Aufnahme und Pflege finden können.

Unmittelbar am Tierheim-Gelände wurde ein Tierfriedhof angelegt, der die Möglichkeit bietet, ein verstorbene Haustier (Hund, Katze, Hamster, Vogel) legal zu bestatten.

Viele unserer Mitbürger wissen zwar um die Existenz eines Tierheims, über den Umfang seiner Aufgaben wissen leider nur wenige. Es soll daher versucht werden, in wenigen Zahlen die Bedeutung unseres Tierheims darzustellen:

Zahl der im Braunschweiger Tierheim aufgenommenen Tiere:

Jahr	Hunde	Katzen	Igel	Sonstige	Gesamt
1978	758	439	—	15	1.212
1979	886	581	52	28	1.547
1980	870	650	108	35	1.663
Gesamt:	2.514	1.670	160	78	4.422

Aufgabe des Tierheims ist es, herrenlose Tiere, vorwiegend Hunde und Katzen, aufzunehmen, tiergerecht zu pflegen und zu versorgen und so bald wie möglich wieder in ein neues gutes Zuhause zu vermitteln. Ein Tierheim darf nie zum „Altersheim“ für Tiere werden!

In Erfüllung dieser Aufgabe wurden rd. 96% aller im Tierheim aufgenommenen Hunde und rd. 73% aller aufgenommenen Katzen/Kater wieder in ein neues Zuhause vermittelt. Eine Einschläferung von Tieren wird nur dann vorgenommen, wenn diese medizinisch gerechtfertigt und für das betreffende Tier keine andere (bessere) Lösung besteht. Die Einschläferungsquote im Braunschweiger Tierheim lag in den vergangenen 3 Jahren jeweils unter 5% und ist damit eine der niedrigsten von allen Tierheimen in der Bundesrepublik.

Die jährlichen Betriebs-Kosten für das Tierheim betragen rd. DM 300.000,—. Die größten Ausgabeposten sind: Personalkosten (Tierpfleger) DM 130.000,—; Futterkosten DM 30.000,—, Tierarztkosten DM 35.000,—, Energie: Wasser, Heizung, Licht DM 30.000,—, Instandhaltung und Reparaturen DM 20.000,—.

Außerdem verfügt das Tierheim über eine Vogelpflegestation in welcher kranke bzw. verletzte Vögel oder Jungvögel, die von ihren Altvögeln nicht mehr betreut werden können, in Pflege genommen werden. In den vergangenen zwei Jahren fanden dort über 100 in Not geratene Vögel Aufnahme und Pflege; darunter Tauben, Enten, Finken, Störche, Reiher, Rotschenkelfalken sowie verschiedene Greifvögel. Über 90% der in der Vogelpflegestelle aufgenommenen Vögel konnten nach ihrer Wiederherstellung in die Freiheit entlassen werden.

Die Leitung und Unterhaltung des Tierheims zur Aufnahme herrenloser und in Not geratener Tiere ist aber nur eine von vielen Aufgaben des heutigen Tierschutzvereins.

So beschäftigt sich z. B. die Tierschutz-Inspektion mit folgenden zwei Aufgaben: 1. Kontrolle der aus dem Tierheim vermittelten Tiere. Jedes vom Tierheim abgegebene Tier wird nach Ablauf von 4—6 Wochen überprüft, um sicher zu stellen, daß diese Tiere gut aufgehoben sind. Wenn ein solches Tier nicht ordnungsgemäß gehalten wird, so wird es wieder ins Tierheim zurückgenommen und anderweitig untergebracht.

2. Überprüfung von Anzeigen und Hinweisen. Fast täglich gehen in der Geschäftsstelle des Tierschutzvereins Anzeigen aus der Bevölkerung ein, die von Tierquälereien oder Verstößen gegen das Tierschutzgesetz berichten. Allen diesen Anzeigen gehen die Inspektoren unseres Vereins nach. Bei festgestellten Tierquälereien erfolgt Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft.

Als eine weitere Aufgabe ist die Aktion „Katzen-Hilfe“ anzusehen. In und an den Randgebieten der Stadt Braunschweig leben schätzungsweise 1.500 herrenlose (wilde) Katzen bzw. Kater. Um einer unkontrollierten Vermehrung dieser wilden Katzen entgegenzutreten führt der Tierschutzverein seit zwei Jahren die Aktion „Katzen-Hilfe“ durch. Mit dieser Aktion beteiligt sich der Tierschutzverein direkt an den Kosten für die Kastration dieser Katzen. In den Jahren 1979 und 1980 wurden rund 1.000 Katzen zusätzlich kastriert und damit die Geburt von mindestens 6.000 Jungkatzen verhindert. Auch in den kommenden Jahren soll diese Aktion verstärkt durchgeführt werden.

Ein ähnliches Problem ergibt sich bei den Stadt-Tauben. Leider gibt es immer wieder Menschen, die lautstark die Forderung erheben, alle Tauben aus dem Stadtbild zu verdammen, da diese angeblich „große Schäden“ anrichten. Große Schäden entstehen aber nur, wenn sich die Zahl der Tauben durch unkontrollierte Vermehrung von Jahr zu Jahr beträchtlich erhöht. Durch die vom Tierschutzverein in Zusammenarbeit mit den zuständigen kommunalen Stellen durchgeführten Hormonfütterungen der Tauben wurde erreicht, daß der Taubennachwuchs weitgehend ausblieb, ohne daß die Tauben dadurch Schaden erlitten haben. Zählungen haben ergeben, daß der Bestand im innerstädtischen Bereich um ca. 30 % abgenommen hat. Hier hat der Tierschutz eine doppelte Aufgabe: Erstens, dafür zu sorgen, daß in unserem Stadtbild die Tauben erhalten bleiben, und zweitens, daß der Nachwuchs in vertretbarem Rahmen gehalten wird, um Schäden zu vermeiden.

Damit sind nur einige der vielen Aufgaben des heutigen Tierschutzes angeschnitten. Mit zu den Aufgaben des Tierschutzes gehört es auch, die Lebensräume der Tiere zu erhalten und zu schützen; damit ist die Tätigkeit des Tierschutzes sehr eng mit den Bemühungen des Natur- und Umweltschutzes verknüpft. „Fünf Minuten vor Zwölf“ sind wir als Menschen darauf gekommen, daß die Zerstörung der Natur, der Pflanzen und Tiere, der Luft und des Wassers einem allmählichen, aber unaufhaltsamen weltweiten Selbstmord der Menschheit gleichkommt. Unendlich viel wird darüber geredet, unendlich wenig noch im Vergleich zur Größe des sich anbahnenden Unheils getan. Deshalb sollte sich jeder Bürger darüber im Klaren sein:

**TIERSCHUTZ IST EINE AUFGABE DIE ALLE ANGEHT!**

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

---

## Inhalt

der Hefte 1—4 des 66. Jahrgangs 1980

Die gotischen Obergadenfenster im Dom St. Blasii zu Braunschweig im Kreis ihrer historischen Abstammung. Von Hans Henning Grote . . . . .	1
Früh- und vorgermanische Sprachreste in ostfälischen Namen. Von Werner Flechsig . . . . .	11, 70, 113
Die Pulvermühle in Lucklum. Von Joachim Dette . . . . .	20
Ein Unglück kommt selten alline. Von Heinrich Heike-Cramm . . . . .	21
Die Renovierung der St.-Martinskirche in Greene. Zwischenbericht. Von Klaus H. Renner . . . . .	23
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1979. Von Mechthild Wiswe . . . . .	28
Eine Tinsdaler Fibel aus Weyhausen, Kreis Gifhorn. Von Dirk Rosenstock . . . . .	33
Königslutter am Elm in der Zeit der französischen Fremdherrschaft. Von Heinz Röhr . . . . .	45
Dorferneuerung. Von Rolf Siebert . . . . .	48
Die Okeraue bei Groß Stöckheim (Stadt Wolfenbüttel). Von Ulrike und Wolfgang Vogel . . . . .	56
Über die Außenstation Braunschweig für Populationsökologie beim Institut für Vogelforschung „Vogelwarte Helgoland“. Von Rudolf Berndt und Wolfgang Winkel . . . . .	57
Vorgeschichtliche Funde bei Volkse (Kreis Gifhorn). Von Holger Fischer . . . . .	65
Der Hez-Wald bei Clermont und Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg (1528—1584). Von Kurt Schmidt . . . . .	87
Stainhauers. Von Otto Rohkamm (†) . . . . .	91
Volkstümliche Keramik aus Sommersdorf und Sommerschenburg, zwei Dörfern des Magdeburgischen Holzlandes. Von Mechthild Wiswe . . . . .	97
Die Gemeinheitsteilungen des 19. Jahrhunderts im Herzogtum Braunschweig. Von Gerhard Siebenkess . . . . .	119
Tierschutzgedanke und praktischer Tierschutz in Braunschweig. Von Karl A. Kyburz . . . . .	123
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	29, 61, 93